Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutſch

von

Dr. Auguſt Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Der
Graf von Monte Chriſto.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Dr. Auguſt Zoller.

Sechstes bis zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1846.

Erſtes Kapitel.

Blendung.

Die Sonne war ungefähr im Drittheile ihres Laufes angelangt und ihre Strahlen fielen warm und belebend auf die Felſen, welche ſelbſt für die Wärme empfänglich zu ſein ſchienen. Tauſende von Grillen ließen, unſichtbar im Heidekraut, ihr eintöniges, unabläßiges Gemurmel vernehmen. Die Blätter der Myrten und Feigenbäume zitterten und gaben ein beinahe metalliſches Geräuſch von ſich. Bei jedem Schritte, den Edmond auf dem erwärmten Granit that, machte er die ſmaragdgrünen Eidechſen entfliehen. Man ſah in der Ferne auf den Abſchüſſen der Inſel die wilden Ziegen ſpringen, welche zuweilen die Jäger dahin locken; mit einem Worte, die Inſel war bewohnt, belebt, und dennoch fühlte ſich Edmond allein unter der Hand Gottes. Es erfaßte ihn irgend eine innere Bewegung, welche ziemlich viel Aehnlichkeit mit der Furcht hatte. Es war das Mißtrauen gegen den lichten Tag, das ſelbſt in der Wüſte vermuthen läßt, daß forſchende Augen auf uns ſchauen.

Dieſes Gefühl war ſo ſtark, daß Edmond in der Minute, wo er zur Arbeit ſchreiten wollte, inne hielt, ſeine Haue niederlegte, ſeine Flinte wieder aufnahm, zum letzten Male den höchſten Felſen der Inſel erſtieg, und von da einen weiten Blick auf Alles warf, was ihn

umgab. Aber was ſeine Aufmerkſamkeit anzog, war weder das poetiſche Corſica, deſſen Häuſer er ſogar unterſcheiden konnte, noch das darauf folgende beinahe unbekannte Sardinien, noch die Inſel Elba mit den rieſenhaften Erinnerungen, noch die unmerkliche Linie, die ſich am Horizont ausdehnte und dem Auge des Seemanns das ſtolze Genua und das handeltreibende Livorno enthüllte; nein, es war die Brigantine, welche bei Tagesanbruch, und die Tartane, welche ſoeben die Anker gelichtet hatte; die erſte war auf dem Punkte, in der Meerenge von Bonifacio zu verſchwinden, die andere fuhr, dem entgegengeſetzten Wege folgend, an Corſica hin und war im Begriff, dieſe Inſel zu umſegeln.

Dieſer Anblick beruhigte Edmond; er lenkte nun ſeine Augen auf die Gegenſtände zurück, die ihn mehr unmittelbar umgaben; auf dem höchſten Punkte der coniſchen Inſel ſah er ſich als die gebrechliche Statue dieſes ungeheuren Piedeſtals; unter ihm kein Menſch; um ihn her keine Barke, nichts als das azurblaue Meer, das die Baſe der Inſel peitſchte, welche das ewige Anſchlagen mit einer ſilbernen Franſe beſetzte. Dann ſtieg er mit raſchen Schritten, aber vorſichtig hinab: er hatte in dieſem Augenblick gewaltig bange vor einem Unfall, wie der, welchen er ſo geſchickt und glücklich vorgegeben.

Dantes hatte, wie geſagt, die Gegenſpur der in den Felſen zurückgelaſſenen Kerben genommen und geſehen, daß dieſe Linie zu einem kleinen, wie ein Nymphenbad des Alterthums verborgenen, Krek führte. Dieſes Krek war in ſeiner Oeffnung weit genug und in ſeinem Mittelpunkte tief genug, daß ein kleines Fahrzeug von der Art der Speronaren einlaufen und darin verborgen bleiben konnte. Den Faden der Schlüſſe verfolgend, dieſen Faden, den er in den Händen des Abbé Faria den Geiſt auf eine ſo ſinnreiche Weiſe hatte durch das Irrſal der Wahrſcheinlichkeiten führen ſehen, — dachte er, der Cardinal Spada habe in ſeinem Intereſſe, nicht bemerkt

zu werden, in dieſem Krek gelandet, ſein kleines Fahrzeug darin verſteckt, die von den Kerben angedeutete Linie verfolgt und am Ende dieſer Linie ſeinen Schatz vergraben. Dieſer Gedanke hatte Dantes zu dem kreisförmigen Felſen zurückgeführt. Nur Eines beunruhigte Edmond und ſtürzte alle ſeine Gedanken nieder: wie hatte man, ohne beträchtliche Kräfte anzuwenden, dieſen Felſen, welcher vielleicht fünfzig bis ſechzigtauſend Pfund ſchwer war, auf die Baſe emporarbeiten können, auf der er ruhte?

Plötzlich kam Dantes ein Gedanke.

„Statt den Felſen hinaufzuarbeiten, hat man ihn ohne Zweifel herabgeſchafft,“ ſagte er zu ſich ſelbſt.

Und er eilte über den Felſen hinauf, um die Stelle ſeiner erſten Baſe zu ſuchen. Er ſah in der That bald, daß, nachdem ein leichter Abhang gemacht worden, der Felſen von ſeiner Baſe herabgeglitten war und an der Stelle angehalten hatte, wo ihm ein anderer Felſen, ſo groß als ein gewöhnliches Werkſtück, als Unterſatz diente. Steine und Kieſel waren ſorgfältig wieder an die entſprechenden Orte gelegt worden, um jede Auflöſung des Zuſammenhangs verſchwinden zu machen; dieſe, ſo zu ſagen, Maurerarbeit hatte man mit vegetabiliſcher Erde bedeckt, das Gras war gewachſen, das Moos hatte ſich ausgebreitet, einige Myrten- und Maſtixſamen hatten ſich feſtgeſetzt, und der alte Felſen ſchien an den Boden gelöthet. Dantes nahm vorſichtig die Erde weg und erkannte das ſinnreiche Kunſtwerk oder glaubte es wenigſtens zu erkennen. Dann fing er an, mit der Haue dieſe durch die Zeit verkittete Zwiſchenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und es ward ein Loch, durch das man den Arm ſchieben konnte, geöffnet. Dantes fällte den ſtärkſten Olivenbaum, den man finden konnte, entblößte ihn von ſeinen Zweigen, ſteckte ihn in das Loch und machte einen Hebel daraus; aber der Fels war zugleich zu ſchwer und zu feſt durch den unteren Felſen unterlegt, als daß

eine menſchliche Kraft, und wäre es die von Herkules geweſen, ihn hätte erſchüttern können.

Dantes bedachte nun, daß er dieſe Unterlage ſelbſt angreifen müſſe, aber durch welches Mittel? Er ſchaute umher, wie es verlegene Menſchen thun, und ſein Blick fiel auf ein Pulverhorn, das ihm ſein Freund Jacopo zurückgelaſſen hatte; er lächelte: die hölliſche Erfindung ſollte das Werk verrichten.

Mit Hülfe ſeiner Haue grub Dantes zwiſchen dem oberen Felſen und demjenigen, auf welchem dieſer ruhte, einen Minengang, wie es die Pionniere zu thun pflegen, wenn ſie dem Arme des Menſchen eine zu große Anſtrengung erſparen wollen, dann verſtopfte er ihn mit Pulver, fädelte ſein Sacktuch aus, wälzte es im Salpeter und machte eine Lunte daraus. Sobald die Lunte brannte, entfernte ſich Dantes. Die Exploſion ließ nicht auf ſich warten; der obere Felſen wurde einen Augenblick durch die unberechenbare Kraft aufgehoben, der untere zerſprang in Stücke. Durch die kleine Oeffnung, welche Dantes zuerſt gemacht hatte, kam eine ganze Welt von zitternden Inſekten hervor, und eine ungeheure Natter, die Wächterin dieſes geheimnißvollen Weges, wälzte ſich auf ihren bläulichen Ringen fort und verſchwand.

Dantes näherte ſich. Nunmehr ohne Stütze, neigte ſich der obere Felſen gegen den Abgrund. Der unerſchütterliche Sucher machte die Runde um denſelben, wählte eine von den ſchwankendſten Stellen, ſtützte ſeinen Hebel an eine ſeiner Ecken und ſtemmte ſich mit ſeiner ganzen Kraft, einem Siſyphus ähnlich, gegen den Felſen. Bereits durch die Exploſion erſchüttert, wankte der Fels; Dantes verdoppelte ſeine Anſtrengung. Man hätte glauben ſollen, einer von den Titanen reiße Berge mit der Wurzel aus, um mit dem Herrn der Götter Krieg zu führen. Der Fels gab endlich nach, rollte, ſprang, ſtürzte nieder und verſchwand, ſich im Meere verſenkend. Er ließ einen kreisförmigen Platz

entblößt und brachte einen eiſernen Ring an den Tag, welcher mitten in eine Platte von viereckiger Form gelöthet war.

Dantes ſtieß einen Schrei der Freude und des Erſtaunens aus. Nie hatte ein glänzenderer Erfolg einen erſten Verſuch gekrönt. Er wollte fortfahren, aber ſeine Beine zitterten ſo ſtark, ſein Herz ſchlug ſo heftig, eine ſo glühende Wolke zog vor ſeinen Augen vorüber, daß er inne halten mußte. Dieſes augenblickliche Zögern hatte die Dauer eines Blitzes. Edmond ſteckte ſeinen Hebel in den Ring, hob ihn kräftig, und aus ihrem Kitte gebrochen, öffnete ſich die Platte und entblößte den jähen Abhang einer Art von Treppe, welche ſich in den Schatten einer immer dunkler werdenden Grotte vertiefte.

Ein Anderer wäre mit einem Freudengeſchrei hineingeſtürzt, Dantes blieb ſtehen, erbleichte, zweifelte.

„Ruhig, ich will ein Mann ſein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Ich will, an das Unglück gewöhnt, mich nicht durch eine Täuſchung niederſchlagen laſſen, ſonſt hätte ich vergebens gelitten. Das Herz bricht, wenn es, nachdem es übermäßig durch die Hoffnung dem warmen Athem geöffnet war, zurücktritt und ſich in die kalte Wirklichkeit verſchließt. Faria hatte einen Traum; der Cardinal Spada hat nichts in dieſer Grotte vergraben; vielleicht iſt er ſogar niemals hieher gekommen, oder wenn er hier geweſen, ſo iſt Ceſare Borgia, der unerſchütterliche Abenteurer, der finſtere, unermüdliche Dieb nach ihm gekommen, hat ſeine Spur entdeckt, dieſelben Zeichen verfolgt wie ich, dieſen Stein aufgehoben wie ich, und, vor mir hinabſteigend, nichts zum Nehmen zurückgelaſſen.“

Er blieb eine Minute unbeweglich, nachdenklich, die Augen auf die finſtere Oeffnung geheftet.

„Ja, ja, das iſt ein Abenteuer, das ſeine Stelle in dem von Licht und Schatten gemiſchten Leben dieſes königlichen Banditen findet. In dem Gewebe von ſeltſamen Ereigniſſen, welche den buntſcheckigen Einſchlag

ſeines Daſeins bilden, mußte ſich dieſes fabelhafte Abenteuer unſichtbar mit anderen Dingen verketten. Ja, Borgia iſt in einer Nacht hieher gekommen, in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Schwert haltend, während zwanzig Schritte von ihm, düſter und drohend, die Erde, die Luft und das Meer beobachtend, zwei Sbirren ſtanden, indeß ihr Herr eintrat, wie ich es thun will, und mit ſeinem flammenden, furchtbaren Arme die Finſterniß verjagte. Ja, aber was mag Ceſare mit den Sbirren gethan haben, denen er auf dieſe Art ſein Geheimniß verrieth?" fragte ſich Dantes. „Das," antwortete er lächelnd, „was man mit den Beſtattern von Alarich gethan hat, welche man mit dem Beerdigten begrub. Nun aber, da ich auf nichts mehr zähle, nun, da ich mir geſagt habe, daß es unſinnig wäre, eine Hoffnung zu nähren, iſt die Folge dieſes Abenteuers für mich eine Folge der Neugierde, und nicht mehr."

Und er blieb abermals unbeweglich und nachſinnend.

„Kam er indeſſen hieher," fuhr Dantes fort, „fand er den Schatz und nahm er denſelben, ſo wußte Borgia, der Mann, der Italien mit einer Artiſchocke verglich und der es Blatt für Blatt verzehrte, ſeine Zeit zu gut zu verwenden, als daß er ſie damit verloren hätte, daß er dieſen Felſen wieder auf ſeine Baſe ſtellte. Wir wollen hinabſteigen."

Und er ſtieg hinab, ein Lächeln auf den Lippen, und murmelte das letzte Wort der menſchlichen Weisheit:

„Vielleicht! . . ."

Aber ſtatt der Finſterniß, die er zu finden erwartet hatte, ſtatt einer undurchſichtigen ſchlechten Atmoſphäre, ſah Dantes nur einen ſanften, in bläuliches Tageslicht zerſetzten Schimmer; Luft und Licht drangen nicht nur durch die Oeffnung, welche man angebracht hatte, ſondern auch durch unſichtbare Felsſpalten des oberen Bodens, durch welche man das Azur des Himmels erblickte, worauf die zitternden Zweige der grünen Eichen und die dornigen Faſern der Brombeerſtauden ſpielten. Nach

einem Aufenthalte von ein paar Sekunden in dieſer Höhle, deren mehr laue als feuchte, mehr duftende als fade Atmoſphäre zu der Temperatur der Inſel ſich verhielt, wie der blaue Schimmer zu der Sonne, vermochte der, wie geſagt, an die Finſterniß gewöhnte Blick von Dantes die entfernteſten Winkel der Höhle zu ergründen; ſie war von einem Granit, deſſen mit Flindern beſäte Rauten wie Diamanten funkelten.

„Ach!“ ſagte Edmond zu ſich ſelbſt, „das ſind ohne Zweifel die Schätze, welche der Cardinal übrig gelaſſen hat und der gute Abbé wird ſich, als er im Traume dieſe glänzenden Wände erblickte, mit ſeinen reichen Hoffnungen unterhalten haben!“

Aber Dantes erinnerte ſich der Worte des Teſtaments, das er auswendig wußte: „In der entfernteſten Ecke der zweiten Oeffnung,“ ſagte das Teſtament.

Dantes war aber nur in die erſte Grotte gedrungen und mußte nun den Eingang in die zweite ſuchen.

Dantes erforſchte die Oertlichkeit. Dieſe zweite Grotte mußte ſich natürlich in das Innere der Inſel vertiefen. Er unterſuchte die Steinlagen und ſchlug an eine von den Wänden, welche ihm diejenige zu ſein ſchien, wo die ohne Zweifel mit großer Vorſicht maskirte Oeffnung ſich finden mußte. Die Haue wiederhallte einen Augenblick und entlockte dem Felſen einen matten Ton, deſſen Dichtigkeit den Schweiß auf der Stirne von Dantes perlen machte. Endlich kam es dem beharrlichen Gräber vor, als ob ein Theil der Granitmauer durch ein dumpferes, tieferes Echo den Ruf, der an ſie erging, erwiederte. Er näherte ſeinen glühenden Blick der Wand und erkannte mit dem Takt des Gefangenen, was vielleicht kein Anderer erkannt hätte: nämlich daß hier eine Oeffnung ſein mußte. Um ſich jedoch keine unnöthige Arbeit zu machen, unterſuchte Dantes, der wie Ceſare Borgia den Werth der Zeit ergründet hatte, die anderen Wände mit ſeiner Haue, befragte den Boden mit dem Schafte ſeiner Flinte, öffnete den Sand

an verdächtigen Stellen, und kehrte, als er nichts fand, nichts erkannte, zu demjenigen Theil der Wand zurück, welcher den tröſtlichen Ton von ſich gab. Hier mußte er wühlen.

Je mehr Beweiſe, daß Faria ſich nicht getäuſcht hatte, durch ihre Anhäufung Dantes beruhigen mußten, deſto mehr gab ſich ſein ſchwaches Herz in Folge eines Geheimniſſes der menſchlichen Organiſation dem Zweifel und beinahe der Entmuthigung hin. Dieſe neue Erfahrung, welche ihm eine neue Kraft hätte verleihen ſollen, benahm ihm die Kraft, die ihm noch geblieben war; die Haue entfiel beinahe ſeinen Händen, er legte ſie auf den Boden, trocknete ſich die Stirne ab und ſtieg wieder an das Tageslicht hinauf, wobei er ſich ſelbſt den Vorwand gab, er wolle nachſehen, ob ihn Niemand beſpähe, in Wirklichkeit aber, weil er der Luft bedurfte, weil er fühlte, daß er einer Ohnmacht nahe war.

Die Inſel war öde und die Sonne, in ihrem Zenith, ſchien ſie mit ihrem Feuerauge zu bedecken; in der Ferne öffneten kleine Fiſcherbarken ihre Flügel auf dem ſaphirblauen Meere. Dantes hatte noch nichts zu ſich genommen, aber das Eſſen währte in einem ſolchen Augenblick viel zu lange; er goß ſich einen Schluck Rhum in den Mund und kehrte mit befeſtigtem Herzen in die Grotte zurück. Die Haue, welche ihm ſchwer gedünkt hatte, war wieder leicht geworden; er hob ſie auf, wie er es mit einer Feder gethan hätte und ging kräftig an die Arbeit. Nach einigen Schlägen bemerkte er, daß die Steine nicht feſt gemauert, ſondern nur über einander gelegt und mit einem Anwurf bedeckt waren; Edmond ſteckte in eine von den Spalten das Eiſen der Haue, drückte auf den Stiel und ſah zu ſeiner großen Freude den Stein wie auf Angeln rollen und zu ſeinen Füßen fallen. Nun hatte Dantes nur noch jeden Stein mit dem eiſernen Zahn der Haue an ſich zu ziehen, und einer nach dem andern rollte zu dem erſten.

Sobald eine Oeffnung gemacht war, hätte Dantes eintreten können, aber einige Augenblicke zögern hieß an die Hoffnung ſich anklammernd die Gewißheit verzögern. Endlich ging Dantes von der erſten Grotte in die zweite.

Die zweite Grotte war niedriger, düſterer und furchtbarer anzuſchauen, als die erſte. Die Luft, welche nur durch die ſo eben gemachte Oeffnung eindrang, war von dem mephitiſchen Geruche geſchwängert, welchen Dantes zu ſeinem Erſtaunen in der erſten nicht gefunden hatte. Dantes ließ der äußeren Luft Zeit, dieſe todte Atmoſphäre wiederzubeleben, und trat dann ein. Links von der Oeffnung war eine tiefe, finſtere Ecke, doch für das Auge von Dantes gab es, wie geſagt, keine Finſterniß. Er unterſuchte mit dem Blicke die zweite Grotte: ſie war leer wie die erſte. Der Schatz, wenn er beſtand, war in der düſteren Ecke vergraben.

Die Stunde der Angſt war gekommen; zwei Fuß Erde zu durchwühlen, das war Alles, was Dantes zwiſchen der höchſten Freude und der höchſten Verzweiflung blieb. Er ſchritt gegen die Ecke vor und griff, wie von einem plötzlichen Entſchluß erfaßt, den Boden kühn an. Bei dem fünften oder ſechsten Hiebe erſcholl das Eiſen auf Eiſen. Nie brachte eine Todtenglocke eine ſolche Wirkung auf denjenigen, welcher ſie hörte, hervor. Hätte Dantes nichts gefunden, er wäre ſicherlich nicht bleicher geworden. Er unterſuchte neben der Stelle, wo er bereits unterſucht hatte, und fand denſelben Widerſtand, aber nicht denſelben Ton.

„Es iſt eine hölzerne Kiſte mit eiſernen Reife," ſagte er.

In dieſem Augenblick zog ein raſcher Schatten, das Licht abſchneidend, vorüber. Dantes ließ ſeine Haue fallen, ergriff ſeine Flinte, ſchlüpfte durch die Oeffnung und ſtürzte an den Tag hinaus. Eine wilde Ziege war über den erſten Eingang der Grotte geſprungen, und weidete einige Schritte von da. Sie bot eine ſchöne

Gelegenheit, ſich ſein Mittagsmahl zu ſichern, aber Dantes befürchtete, der Knall der Flinte könnte Jemand herbeiziehen. Er dachte einen Augenblick nach, ſchnitt einen harzigen Baum ab, entzündete ihn an dem noch rauchenden Feuer, woran die Schmuggler ihr Frühſtück bereitet hatten, und kehrte mit dieſer Fackel zurück. Er wollte nicht den geringſten Umſtand von dem, was er ſehen würde, verlieren.

Dantes näherte die Fackel dem ungeſtalten, unvollendeten Loche und erkannte, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Seine Streiche hatten abwechſelnd auf das Eiſen und auf das Holz getroffen. Er ſteckte ſeine Fackel in die Erde und ging wieder an das Werk. In einem Augenblick war eine Stelle drei Fuß lang und ungefähr zwei Fuß breit abgeräumt, und Dantes vermochte eine Kiſte zu erkennen, welche mit Reifen von ciſelirtem Eiſen umlegt war. In der Mitte des Deckels glänzte auf einer ſilbernen Platte, welche die Erde nicht hatte trüben können, das Wappen der Familie Spada, nämlich ein Schwert über einen Pfahl gelegt auf einem ovalen Wappenſchild, wie die italieniſchen Schilde überhaupt ſind, und darüber ein Cardinalshut. Dantes erkannte es leicht, der Abbé Faria hatte ihm daſſelbe ſo oft gezeichnet. Nun gab es keinen Zweifel mehr, der Schatz war hier; man hätte nicht ſo viele Vorſichtsmaßregeln getroffen, um an dieſen Platz eine leere Kiſte zu bringen.

In einem Augenblick war die ganze Umgebung der Kiſte abgeräumt und Dantes ſah nach und nach das mittlere Schloß, welches zwiſchen zwei Vorlegſchlöſſern angebracht war, und die zwei Handhaben an den Seiten erſcheinen; alles Dies war ciſelirt, wie man in jenen Zeiten ciſelirte, wo die Kunſt die gemeinſten Metalle koſtbar machte. Dantes nahm die Kiſte bei den Handhaben und ſuchte ſie aufzuheben: es war unmöglich. Dantes wollte ſie öffnen: die Schlöſſer waren geſchloſſen: dieſe getreuen Wächter ſchienen ihren Schatz nicht herausgeben zu wollen. Er ſchob die ſchneidende

Seite ſeiner Haue zwiſchen die Kiſte und den Deckel, drückte auf den Stiel der Haue, der Deckel krachte und zerſprang. Eine weite Oeffnung der Bretter machte die Beſchläge unnöthig, ſie fielen ebenfalls ab, . und die Kiſte war offen.

Ein ſchwindelartiges Fieber ergriff Dantes, er nahm ſeine Flinte und ſtellte ſie mit geſpanntem Hahn neben ſich. Anfangs ſchloß er die Augen, wie es die Kinder thun, um in der funkelnden Nacht ihrer Einbildungskraft mehr Sterne zu ſehen, als ſie an dem noch erleuchteten Himmel zählen können, dann öffnete er ſie wieder und blieb geblendet.

Drei Abtheilungen ſchieden die Kiſte: in der erſten glänzten die Goldthaler mit ihren röthlichgelben Reflexen, in der zweiten befanden ſich in guter Ordnung aufgereihte, aber ſchlecht geglättete Goldſtangen, welche vom Gold nur das Gewicht und den Werth hatten, aus der dritten endlich, welche halb voll war, zog Dantes handvollweiſe Diamanten, Perlen, Rubine heraus, die, eine glänzende Cascade, auf einander zurückfallend das Geräuſch von Hagel auf Glasſcheiben machten.

Nachdem er berührt, betaſtet, ſeine bebenden Hände in Gold und Edelſteine getaucht hatte, erhob ſich Edmond wieder und lief durch die Höhlen mit der zitternden Exaltation eines Menſchen, der dem Wahnſinne nahe iſt. Er ſprang auf einen Felſen, von wo er das Meer überſchauen konnte, und ſah nichts; er war allein, ganz allein mit dieſen unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Reichthümern, welche ihm gehörten. Nur, wachte er oder träumte er? War es ein flüchtiger Traum oder umfaßte er Leib an Leib die Wirklichkeit?

Er mußte ſein Gold wiederſehen, und dennoch fühlte er, daß er in dieſer Minute nicht die Kraft hatte, ſeinen Anblick zu ertragen. Er drückte einen Augenblick beide Hände an den Kopf, als wollte er die Vernunft zu entfliehen verhindern; dann ſtürzte er durch die Inſel, ohne einer beſtimmten Richtung zu folgen, ſcheuchte die

wilden Ziegen auf und erſchreckte die Seevögel durch ſein Geſchrei und ſeine heftigen Geberden. Endlich kehrte er noch zweifelnd auf einem Umwege zurück, eilte von der erſten Grotte in die zweite und befand ſich wieder im Angeſicht der ungeheuren Gold= und Diamanten=mine. Diesmal fiel er auf die Kniee, preßte ſeine Hände krampfhaft an ſein ſpringendes Herz und murmelte ein für Gott allein verſtändliches Gebet. Bald fühlte er ſich ruhiger und folglich auch glücklicher, denn zu dieſer Stunde erſt fing er an, an ſein Glück zu glauben.

Er begann ſein Vermögen zu zählen; er fand tauſend Goldſtangen, jede von zwei bis drei Pfund; dann häufte er fünfundzwanzig tauſend Goldthaler auf, von denen jeder achtzig Franken unſerer gegenwärtigen Münze werth ſein mochte, insgeſammt mit dem Bildniß von Papſt Alexander VI. und ſeinen Vorgängern, und er bemerkte, daß das Fach nur halb leer war; endlich maß er zehnmal die Weite ſeiner beiden Hände in Perlen, in Edelſteinen, in Diamanten, von denen viele, von den beſten Goldſchmieden der Zeit gefaßt, einen merkwürdigen Werth durch die Arbeit boten, abgeſehen von ihrem innern Werthe.

Dantes ſah den Tag ſich neigen und allmälig erlöſchen. Er befürchtete, überraſcht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und ging ſeine Flinte in der Hand hinaus. Ein Stück Zwieback und einige Schlücke Wein waren ſein Abendbrod. Dann ſetzte er den Stein wieder an ſeine Stelle, legte ſich darauf und ſchlief, mit ſeinem Leibe den Eingang der Höhle bedeckend, nur wenige Stunden. Dieſe Nacht war eine von den köſtlichen und ſchrecklichen, wie ſie der junge Mann mit den niederſchmetternden Erſchütterungen ſchon zwei oder dreimal in ſeinem Leben erfahren hatte.

Zweites Kapitel.

Der Unbekannte.

Der Tag erſchien: Dantes erwartete ihn längſt mit offenen Augen. Bei ſeinen erſten Strahlen erhob er ſich und ſtieg, wie am Tage vorher, auf den höchſten Felſen der Inſel, um die Gegend zu erforſchen. Es war Alles öde, wie am Tage vorher.

Edmond ſtieg wieder hinab, hob den Stein weg, füllte ſeine Taſchen mit Edelſteinen, brachte, ſo gut er konnte, die Bretter und Beſchläge der Kiſte wieder an ihre Stelle, bedeckte ſie mit Erde, ſtampfte dieſe Erde ein, warf Sand darauf, um die friſch umgewühlte Stelle dem übrigen Boden gleich zu machen, trat aus der Grotte hervor, legte die Platte wieder auf, häufte auf die Platte Steine von verſchiedener Größe, ſtopfte Erde in die Zwiſchenräume, pflanzte in dieſe Myrten und Heidekraut, beſprengte die neuen Pflanzungen, damit ſie alt ausſehen möchten, verwiſchte die Spuren ſeiner um dieſe Stelle her ſichtbaren Tritte, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr ſeiner Gefährten. Es handelte ſich nun in der That nicht mehr darum, ſeine Zeit mit Beſchauung dieſes Goldes und dieſer Diamanten hinzubringen und, wie ein unnütze Schätze hütender Drache, auf der Inſel Monte Chriſto zu verweilen; er mußte in das Leben, unter die Menſchen zurückkehren, und in der Geſellſchaft den Rang, den Einfluß, die Gewalt erlangen, welche in der Welt der Reichthum, die erſte und größte der Kräfte verleihen, worüber das menſchliche Geſchöpf zu verfügen hat.

Am ſechsten Tage kehrten die Schmuggler zurück. Dantes erkannte von Ferne den Gang und die Haltung der jungen Amalie; er ſchleppte ſich zum Hafen wie

der verwundete Philoctet, und als ſeine Gefährten landeten, verkündigte er ihnen, während er ſich noch beklagte, eine merkliche Beſſerung; dann hörte er ſeiner Seits die Erzählung der Abenteuerer. Das Unternehmen war ihnen allerdings gelungen; kaum aber hatten ſie ihre Ladung niedergelegt, als man ſie durch Zeichen darauf aufmerkſam machte, daß eine zur Bewachung in Toulon liegende Brigg den Hafen verlaſſen hatte und in ihrer Richtung ſteuerte; ſie flüchteten ſich ſodann ſo hurtig, als ſie vermochten, wobei ſie nur bedauerten, daß Dantes, der dem Schiffe ſo große Schnelligkeit zu verleihen wußte, nicht da war, um daſſelbe zu lenken. Bald erblickten ſie auch wirklich das Jagdſchiff, aber mit Hülfe der Nacht und Capo Corſo umſegelnd entgingen ſie ihm. Die Fahrt war im Ganzen nicht ſchlecht geweſen, und Alle, Jacopo beſonders, beklagten es, daß Dantes dieſelbe nicht mitgemacht hatte, um ſeinen auf fünfzig Piaſter ſich belaufenden Antheil an dem Nutzen zu bekommen, den ſie eingetragen hatte.

Edmond blieb unerforſchlich, er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung der Vortheile, die ihm zugefloſſen wären, wenn er die Inſel hätte verlaſſen können; und da die junge Amalie nur nach Monte Chriſto gekommen war, um ihn abzuholen, ſo ſchiffte er ſich ein und folgte dem Patron nach Livorno. In Livorno ging er zu einem Juden und verkaufte für fünf und zwanzig tauſend Franken das Stück vier von ſeinen kleinſten Diamanten. Der Jude hätte ſich erkundigen können, wie ſich ein Fiſcher im Beſitz von ſolchen Gegenſtänden fände, aber er hütete ſich wohl, denn er gewann mehre tauſend Franken auf jedem. Am andern Tage kaufte er eine ganz neue Barke, die er Jacopo ſchenkte, welchem er außerdem noch hundert Piaſter gab, damit er ſich Leute anwerben könnte, Alles unter der Bedingung, daß Jacopo nach Marſeille ginge und dort Erkundigungen über einen Greis Namens Louis Dantes, welcher in den Allées de Meillan wohnte, und über ein Mädchen in dem

Dorfe der Catalonier Namens Mercedes Erkundigung einzöge.

Jacopo glaubte, er träume. Edmond erzählte ihm, er ſei aus Eigenſinn, und weil ihm ſeine Familie das Geld zu ſeinem Unterhalt verweigert, Seemann geworden, aber bei ſeiner Ankunft in Livorno habe er die Verlaſſenſchaft eines Oheims empfangen, der ihn zu ſeinem alleinigen Erben eingeſetzt. Die höhere Erziehung von Dantes verlieh dieſer Erzählung ſolche Wahrſcheinlichkeit, daß Jacopo ſeine Angabe nicht einen Augenblick in Zweifel zog. Anderer Seits war die Dienſtzeit von Edmond an Bord der ſchönen Amalie abgelaufen, und er verabſchiedete ſich von dem alten Seemann, der ihn Anfangs zurückzuhalten ſuchte, als er aber wie Jacopo die Geſchichte von der Erbſchaft erfuhr, auf die Hoffnung, den Entſchluß ſeines ehemaligen Matroſen zu beſiegen, Verzicht leiſtete.

Am andern Morgen ging Jacopo nach Marſeille unter Segel; er ſollte Edmond auf Monte Chriſto wiederfinden. An demſelben Tage reiſte Dantes ab, ohne zu ſagen, wohin er ging; von der Mannſchaft der jungen Amalie nahm er mit einem glänzenden Geſchenk Abſchied, und von dem Patron mit dem Verſprechen, ihm eines Tags Nachricht von ſich zu geben. Dantes reiſte nach Genua.

In dem Augenblick, wo er ankam, verſuchte man eine kleine Yacht, die ein Engländer beſtellt hatte, der, als er hörte, die Genueſer wären die beſten Schiffsbauer des mittelländiſchen Meeres, eine in Genua erbaute Yacht haben wollte. Der Engländer hatte den Preis zu vierzigtauſend Franken feſtgeſtellt; Dantes bot ſechzigtauſend unter der Bedingung, daß ihm das Schiff noch an demſelben Tage übergeben würde. Der Engländer hatte eine Reiſe nach der Schweiz unternommen, bis ſein Schiff vollendet wäre, und ſollte erſt in drei Wochen oder einem Monat zurückkommen; der Schiffsbauer dachte, er hätte Zeit, ein anderes auf den Stapel

zu bringen. Dantes führte den Schiffsbauer zu einem Juden, ging mit dieſem in einen Hinterladen, und der Jude zahlte dem Schiffsbauer ſechzigtauſend Franken aus. Der Schiffsbauer bot Dantes ſeine Dienſte an, um ihm eine Mannſchaft anzuwerben, aber Dantes dankte und erwiederte, es ſei ſeine Gewohnheit, allein zu ſchiffen: er wünſchte nur, daß man in der Kajüte, oben am Bette, einen Geheimſchrank anbrächte, in welchem ſich drei ebenfalls geheime Fächer fänden; Dantes gab das Maß zu den drei Fächern, welche am andern Tage ausgeführt wurden.

Zwei Stunden nachher verließ Dantes den Hafen, begleitet von den Blicken einer Menge von Neugierigen, welche den ſpaniſchen Herrn ſehen wollten, deſſen Gewohnheit es war, allein zu ſchiffen. Dantes ging vortrefflich zu Werke: mit Hülfe des Steuerruders, das er nicht zu verlaſſen nöthig hatte, ließ er ſein Schiff alle Evolutionen machen, die er haben wollte; man hätte es für ein vernünftiges Weſen halten ſollen, das bereit wäre, dem geringſten Impuls, den man ihm verlieh, zu gehorchen, und Dantes gab in ſeinem Innern zu, daß die Genueſer den Ruf der erſten Schiffsbauer der Welt verdienten. Die Neugierigen folgten dem kleinen Schiffe mit den Augen, bis ſie es aus dem Geſichte verloren, und dann erhoben ſich Debatten, wohin es ginge; die Einen ſprachen für Corſica, die Andern für die Inſel Elba; Dieſe boten eine Wette an, es ginge nach Spanien, Jene behaupteten, es führe nach Africa; Niemand dachte daran, die Inſel Monte Chriſto zu nennen.

Es war jedoch Monte Chriſto, wohin Dantes ging. Er kam daſelbſt gegen das Ende des zweiten Tages an. Das Schiff war ein vortrefflicher Segler und hatte die Entfernung in fünf und dreißig Stunden durchlaufen. Dantes hatte ſich die Lage der Küſte ſehr gut gemerkt, und ſtatt in dem gewöhnlichen Hafen zu landen, warf er in dem kleinen Kref Anker. Die Inſel war öde, Nie-

mand ſchien gelandet zu haben, ſeit Dantes abgereiſt war. Er beſuchte ſeinen Schatz; Alles war in dem Zuſtand, wie er es verlaſſen hatte.

Am andern Abend war das ungeheure Vermögen an Bord der Yacht gebracht und in den drei Fächern des Geheimſchrankes eingeſchloſſen. Dantes wartete noch acht Tage; während dieſer acht Tage ließ er ſeine Yacht um die Inſel manoeuvriren und ſtudirte ſie, wie der Stallmeiſter ein Pferd ſtudirt. Nach Ablauf dieſer Zeit kannte er alle ihre guten Eigenſchaften und alle ihre Mängel. Dantes nahm ſich vor, die einen zu vermehren, und die anderen zu verbeſſern. Am achten Tage ſah Dantes ein kleines Schiff, das mit vollen Segeln auf die Inſel zuſteuerte; er erkannte die Barke von Jacopo, machte ein Signal, das dieſer erwiederte, und zwei Stunden nachher lag die Barke neben der Yacht. Den zwei Fragen von Edmond wurde eine traurige Antwort zu Theil: der alte Dantes war todt; Mercedes war verſchwunden.

Edmond vernahm dieſe Nachrichten mit ruhigem Geſichte; aber er ſtieg an das Land, wobei er Jedermann verbot, ihm zu folgen. Nach zwei Stunden kam er zurück; zwei Mann von der Barke von Jacopo gingen auf ſeine Yacht über, um ihn beim Manoeuvriren zu unterſtützen, und er gab den Befehl, nach Marſeille zu ſegeln. Den Tod ſeines Vaters hatte er vorhergeſehen; aber was war aus Mercedes geworden?

Ohne ſein Geheimniß bekannt werden zu laſſen, konnte Edmond einem Agenten keine genügende Inſtructionen geben; überdies wollte er noch andere Erkundigungen einziehen, wobei er ſich nur auf ſich ſelbſt verließ. Sein Spiegel hatte ihn in Livorno belehrt, daß er nicht Gefahr lief, erkannt zu werden; auch ſtanden ihm alle Mittel, ſich zu verkleiden, zu Gebot. Eines Morgens lief alſo die Yacht, gefolgt von der kleinen Barke, kühn in den Hafen von Marſeille ein und legte ſich gerade vor der Stelle vor Anker, wo man ihn an

jenem Abend unſeligen Andenkens nach dem Caſtell If eingeſchifft hatte.

Nicht ohne ein gewiſſes Beben ſah Dantes in dem Sanitätskahne einen Gendarme auf ſich zukommen. Doch mit der vollkommenen Sicherheit, die er erlangt hatte, reichte er demſelben einen von ihm in Livorno erkauften engliſchen Paß, und mittelſt dieſes fremden Ausweiſes, der in Frankreich viel mehr geachtet wird als der franzöſiſche, ſtieg er ohne Schwierigkeit an das Land. Das Erſte, was Dantes erblickte, als er den Fuß auf die Cannebière ſetzte, war einer von den ehemaligen Matroſen des Pharaon. Dieſer Menſch hatte unter ihm gedient und gereichte nun zum Mittel, Edmond über die Veränderungen zu beruhigen, die an ihm vorgegangen waren. Er ſchritt gerade auf denſelben zu, und machte mehre Fragen an ihn, welche der Matroſe beantwortete, ohne nur entfernt durch ſeine Worte oder ſein Geſicht vermuthen zu laſſen, daß er denjenigen, welcher mit ihm ſprach, je geſehen zu haben ſich erinnerte. Dantes gab dem Matroſen ein Stück Geld, um ihm für ſeine Auskunft zu danken; einen Augenblick nachher hörte er, daß ihm der brave Mann nachlief. Dantes wandte ſich um.

„Verzeihen Sie, mein Herr," ſagte der Matroſe, „Sie haben ſich ohne Zweifel getäuſcht; Sie wollten mir ein Zweifrankenſtück geben und gaben mir einen doppelten Napoleon."

„Ich habe mich allerdings getäuſcht," erwiederte Dantes, „da aber Deine Ehrlichkeit eine Belohnung verdient, ſo bitte ich dieſen zweiten hier anzunehmen und mit Deinen Kameraden auf meine Geſundheit zu trinken."

Der Matroſe war ſo geblendet durch dieſes Geſchenk, daß er nicht einmal daran dachte, dem Geber zu danken; er ſchaute ihm nur nach, als er ſich entfernte, und ſagte:

„Das muß ein Nabob ſein, der aus Indien kommt."

Dantes ſetzte ſeinen Weg fort; jeder Schritt, den er that, brachte eine neue Erſchütterung in ſeinem Herzen hervor; alle Erinnerungen aus ſeiner Kindheit, unver-

tilgbare Erinnerungen, ewig ſeinem Geiſte gegenwärtig, erhoben ſich in jedem Winkel eines Platzes, an jeder Ecke einer Straße, an jedem Weichſteine eines Gäßchens. Als er an das Ende der Rue de Noailles gelangte und die Allées de Meillan erblickte, fühlte er, wie ſeine Kniee ſich bogen, und er wäre bald unter die Räder eines Wagens gefallen. Endlich kam er zu dem Hauſe, das ſein Vater bewohnt hatte. Die Oſterluzeien und die Capuciner waren von der Manſarde verſchwunden, wo ſie die Hand des guten Mannes mit ſo viel Sorgfalt aufgezogen hatte. Dantes lehnte ſich an einen Baum und ſchaute einen Augenblick nachdenkend den letzten Stock dieſes armſeligen Häuschens an; endlich ging er auf die Thüre zu, überſchritt die Schwelle, fragte, ob keine Wohnung frei wäre, und drang, obgleich das Haus beſetzt war, ſo lange in den Concierge, bis dieſer hinaufſtieg und die Perſonen, welche den oberſten Stock bewohnten, im Namen eines Fremden um die Erlaubniß bat, ihre zwei Zimmer ſehen zu dürfen.

Die Perſonen, welche den kleinen Raum bewohnten, waren ein junger Mann und eine junge Frau, die ſich erſt acht Tage vorher geheirathet hatten. Als Dantes dieſe jungen Leute ſah, ſtieß er einen tiefen Seufzer aus. Nichts erinnerte ihn indeſſen an die Wohnung ſeines Vaters: es war nicht mehr dieſelbe Tapete; alle die alten Geräthſchaften, dieſe Freunde der Kindheit von Edmond, ſeiner Erinnerung in allen ihren Einzelnheiten gegenwärtig, waren verſchwunden. Nur die Wände waren dieſelben. Dantes kehrte ſich nach dem Bette um; es ſtand an derſelben Stelle wie das des früheren Miethsmannes; die Augen von Dantes befeuchteten ſich unwillkührlich mit Thränen: auf dieſem Platze mußte der Greis, den Namen ſeines Sohnes im Munde, geſtorben ſein. Die zwei jungen Leute ſchauten voll Erſtaunen den Mann mit der ernſten Stirne an, über deſſen Wangen zwei große Thränen floßen, ohne daß ſich ſein Geſicht nur im Geringſten veränderte. Aber da jeder

Schmerz ſein Heiligthum in ſich trägt, ſo machten die jungen Leute keine Frage an den Unbekannten; ſie zogen ſich nur etwas zurück, um ihn ungeſtört weinen zu laſſen, und da er ſich entfernte, begleiteten ſie ihn und ſagten ihm, er könnte wiederkommen, wann er wollte, und ihr armes Haus würde ihn jeder Zeit gaſtfreundlich aufnehmen. Als er am unteren Stocke vorbeikam, blieb er vor einer Thüre ſtehen und fragte, ob der Schneider Caderouſſe immer noch hier wohne, der Concierge antwortete ihm jedoch, der Mann, von dem er ſpreche, habe ſchlechte Geſchäfte gemacht und führe gegenwärtig die Gaſtwirthſchaft zum Pont du Gard zwiſchen Bellegarde und Beaucaire.

Dantes ging hinab, fragte nach der Adreſſe des Eigenthümers des Hauſes der Allées de Meillan, begab ſich zu ihm, ließ ſich als Lord Wilmore melden (dies waren der Name und der Titel auf ſeinem Paſſe) und kaufte ihm das Häuschen für die Summe von fünf und zwanzig tauſend Franken ab, was wenigſtens zehntauſend Franken mehr war, als es werth ſein mochte. Aber Dantes würde eine halbe Million bezahlt haben, wenn man ſo viel dafür gefordert hätte.

An demſelben Tage wurden die jungen Leute des fünften Stockes durch den Notar, der den Vertrag gemacht hatte, benachrichtigt, daß ihnen der neue Eigenthümer eine Wohnung im ganzen Hauſe nach ihrer Wahl überlaſſe, ohne auf irgend eine Weiſe ihren Miethzins zu erhöhen, unter der Bedingung, daß ſie ihm die zwei Zimmer, welche ſie bewohnten, abträten. Dieſes ſeltſame Ereigniß beſchäftigte acht Tage lang alle Bewohner der Allées de Meillan und gab zu tauſend Vermuthungen Anlaß, von denen keine der Wahrheit entſprach. Was aber jedes Gehirn in Aufruhr brachte und jeden Geiſt in Unruhe verſetzte, das war der Umſtand, daß man denſelben Mann, den man hatte in das Haus der Allées de Meillan gehen ſehen, nun in dem Dorfe der Catalonier umherwandeln und in ein arm-

ſeliges Fiſcherhäuschen eintreten ſah, wo er mehr als eine Stunde blieb, um Erkundigungen über verſchiedene Perſonen einzuziehen, welche todt oder ſeit fünfzehn bis ſechzehn Jahren verſchwunden waren.

Am andern Tage bekamen die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle dieſe Fragen zu machen, zum Geſchenk eine ganz neue cataloniſche Barke, welche mit zwei Schleppnetzen und Allem, was man ſonſt bedarf, ausgerüſtet war. Die braven Leute hätten gern dem großmüthigen Frager gedankt, doch man hatte ihn, als er ſie verließ, nachdem er einem Matroſen einige Befehle gegeben, zu Pferde ſteigen und aus Marſeille durch die Porte d'Aix wegreiten ſehen.

Drittes Kapitel.

Das Wirthshaus zum Pont du Gard.

Diejenigen, welche wie ich, den Süden von Frankreich zu Fuß durchwandert haben, konnten zwiſchen Bellegarde und Beaucaire, ungefähr halbwegs von dem Dorfe zur Stadt, aber dennoch näher bei Beaucaire, als bei Bellegarde, ein kleines Wirthshaus wahrnehmen, woran auf einer Platte von Eiſenblech, welche bei dem geringſten Winde ſchauerlich ächzt, eine groteske Darſtellung des Pont du Gard hängt. Dieſes kleine Wirthshaus liegt, wenn man ſich nach dem Laufe der Rhone richtet, links von der Straße und kehrt dem Fluſſe den Rücken zu; es iſt von dem begleitet, was man in Languedoc einen Garten nennt, das heißt: die Seite der entgegengeſetzt,

welche ihre Thüre den Reiſenden öffnet, geht auf ein Gehege, worin einige verkrüppelte Olivenbäume und ein paar wilde Feigenbäume ſtehen, deren Blätterwerk vom Staube verſilbert iſt; in ihren Zwiſchenräumen wachſen, ſtatt aller anderer Gemüſe, Knoblauch, Taubenkraut und Schalotten; in einer von den Ecken ſtreckt endlich, wie eine verlorene Schildwache, eine Fichte ſchwermüthig ihren biegſamen Stamm empor, während ihr fächerartig ausgebreiteter Gipfel unter einer Sonne von dreißig Graden kracht. Alle dieſe Bäume, groß oder klein, beugen ſich natürlich in der Richtung gegeneigt, wo der Miſtral, eine von den drei Geißeln der Provence, hinſtreicht. Die zwei andern waren, wie man weiß oder vielleicht nicht weiß, die Durance und das Parlament. Da und dort in der umliegenden Ebene, welche einem großen Staubſee gleicht, vegetiren einige Weizenſtängel, welche die Gartenliebhaber der Gegend ohne Zweifel nur der Seltenheit wegen ziehen, und von denen jeder als Aufſitzſtange einer Grille dient, welche mit ihrem ſchrillen, eintönigen Geſange die in dieſem Thebais verirrten Reiſenden verfolgt.

Seit etwa ſieben bis acht Jahren wurde dieſe kleine Wirthſchaft von einem Manne und einer Frau geführt, deren einzige Dienerſchaft ein Stubenmädchen genannt Toinette und ein Hausknecht Namens Pacaud waren, eine doppelte Beihülfe, welche indeſſen für die Bedürfniſſe des Dienſtes genügte, ſeitdem ein von Beaucaire nach Aigues-mortes gegrabener Canal ſiegreich die Kähne auf die Eilfuhr und das Marktſchiff auf die Diligence hatte folgen laſſen. Dieſer Canal lief, als wollte er das Bedauern des unglücklichen Gaſtwirthes, den er zu Grunde richtete, noch lebhafter machen, zwiſchen der Rhone, die ihn ernährt, und der Landſtraße, die er entkräftet, etwa hundert Schritte von dem Wirthshaus, von dem wir eine kurze, aber getreue Schilderung gegeben haben. Vergeſſen wir nicht einen Hund, einen alten Nachtwächter, der nun gegen die Vorüber-

gehenden ſowohl am Tage, als während der Dunkelheit bellte, ſo wenig war er mehr gewohnt, Fremde zu ſehen.

Der Mann, welcher dieſe kleine Wirthſchaft führte, war ungefähr vierzig bis zwei und vierzig Jahre alt, groß, trocken und nervig, der wahre ſüdliche Typus, mit ſeinen tiefliegenden, glänzenden Augen, ſeiner adlerſchnabelförmigen Naſe und ſeinen Zähnen, ſo weiß wie die eines fleiſchfreſſenden Thieres; ſeine Haare, welche ſich, dem erſten Hauche des Alters zum Trotz, nicht zum Weißwerden entſchließen zu wollen ſchienen, waren, wie ſein dichter, krauſer Bart, kaum mit etwas Grau durchſtreut; ſein natürlich bräunlicher Teint hatte ſich mit einer neuen Lage von Rußbraun dadurch bedeckt, daß ſich der arme Teufel vom Morgen bis zum Abend auf ſeiner Thürſchwelle aufzuhalten pflegte, um zu ſehen, ob ihm nicht zu Fuß oder zu Wagen ein Kunde zukäme, eine Erwartung, in der er beinahe immer getäuſcht wurde, indeß er den ganzen Tag hindurch der ſengenden Sonnenhitze kein anderes Präſervativ entgegenſetzte, als ein nach der Weiſe der ſpaniſchen Maulthiertreiber um ſeinen Kopf gewickeltes rothes Sacktuch. Dieſer Mann war unſer alter Bekannter Gaſpard Caderouſſe. Seine Frau, welche ſich als Mädchen Madeleine Radelle nannte, ſah im Gegentheil bleich, mager und kränklich aus. In der Gegend von Arles geboren, hatte ſie, obwohl die urſprünglichen Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsleute bewahrend, ihr Geſicht langſam in einem beinahe beſtändigen Anfall von einem jener dumpfen Fieber, welche unter den Nachbarn der Teiche von Aigues-mortes und des Marſchlandes der Camargue ſo gewöhnlich ſind, in Verfall gerathen ſehen. Sie hielt ſich beinahe immer vor Kälte ſchnatternd in ihrem im erſten Stocke liegenden Zimmer auf, entweder in einem Lehnſtuhle ausgeſtreckt, oder an ihrem Bette lehnend, während ihr Mann an der Thüre ſeine gewöhnliche Wache bezog, die ſich um ſo län-

ger ausdehnte, als ihn ſeine magere Ehehälfte, ſo oft er ſich wieder mit ihr zuſammenfand, mit ihren ewigen Klagen gegen das Schickſal verfolgte, welche er gewöhnlich nur mit den philoſophiſchen Worten erwiederte: „Schweige, Carconte, Gott will es ſo!“

Dieſer Spottname kam davon her, daß Madeleine Radelle in dem Dorfe la Carconte, welches zwiſchen Salon und Lambèſe liegt, geboren war. In Folge einer Gewohnheit dieſer Gegend, die Leute beinahe immer mit einem Beinamen ſtatt mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen, hatte ihr Mann dieſe Benennung mit Madeleine vertauſcht, was für ſeine rohe Zunge vielleicht zu ſanft und zu wohlklingend war.

Trotz dieſer vorgeblichen Fügſamkeit in die Beſchlüſſe der Vorſehung, darf man indeſſen nicht glauben, daß unſer Wirth den armſeligen Zuſtand nicht tief erkannte, in welchen ihn der elende Canal von Beaucaire verſetzt hatte, und daß er unverwundbar gegen die ewigen Klagen blieb, mit denen ihn ſeine Frau verfolgte. Er war, wie alle Südländer, ein mäßiger Menſch und ohne große Bedürfniſſe, aber eitel für äußere Dinge. So ließ er in den Zeiten ſeines Wohlſtandes nie eine Prozeſſion der Tarasque *) vorübergehen, ohne ſich dabei mit der Carconte zu zeigen, er in der maleriſchen Tracht des Sudfranzoſen, welche die Mitte zwiſchen dem Andaluſier und Catalonier hält, ſie in dem reizenden Gewande der Frauen von Arles, das Griechenland und Arabien entlehnt zu ſein ſchien. Allmälig aber waren Uhrketten, Halsbänder, tauſendfarbige Gürtel, geſtickte Leibchen, Sammetweſten, Strümpfe mit zierlichen Zwickeln, buntſcheckige Kamaſchen, Schuhe mit ſilbernen Schnallen verſchwunden, und Gaſpard Caderouſſe, der

*) Tarasque iſt der Name, den man in Tarascon der Darſtellung eines Ungeheuers gibt, welches der Sage nach von der heiligen Martha mit ihrem Strumpfbande erwürgt wurde, und das man in Prozeſſion in dieſer Stadt umherträgt. D. Ueberſ.

ſich nicht mehr in ſeinem ehemaligen Glanze zeigen konnte, hatte für ſich und ſeine Frau Verzicht geleiſtet auf alles weltliche Gepränge, deſſen freudiges Geräuſch er, ſich dumpf das Herz zernagend, bis in dem armſeligen Wirthshauſe hörte, das er mehr als ein Schirmdach, denn als Speculation behielt.

Caderouſſe hatte ſich ſeiner Gewohnheit gemäß einen Theil des Morgens vor der Thure aufgehalten und ſeinen ſchwermüthigen Blick von einem kleinen kahlen Raſen, worauf ein paar Hühner marodirten, nach den zwei Enden der öden Landſtraße ſpazieren laſſen, welche einer Seits nach Süden und anderer Seits nach Norden lief, als ihn plötzlich die ſpitzige Stimme ſeiner Frau ſeinen Poſten zu verlaſſen nöthigte. Er ging brummend hinein und ſtieg in den erſten Stock hinauf, ließ aber nichtsdeſtoweniger ſeine Thüre weit offen ſtehen, als wollte er die Reiſenden einladen, ihn im Vorbeigehen nicht zu vergeſſen.

In dem Augenblick, wo Caderouſſe hineinging, war die von uns erwähnte Landſtraße, welche ſeine Blicke durchliefen, ſo leer, ſo kahl und verlaſſen, wie die Wuſte um Mittag; ſie dehnte ſich weiß und unabſehbar zwiſchen zwei Reihen magerer Bäume aus, und man begriff vollkommen, daß kein Reiſender, dem es frei ſtand, eine andere Stunde des Tages zu wählen, ſich in dieſe furchtbare Sahara wagte. Caderouſſe hätte jedoch, trotz aller Wahrſcheinlichkeit, wenn er an ſeinem Poſten geblieben wäre, in der Richtung von Bellegarde einen Reiter und ein Pferd herbeikommen ſehen, welche mit dem ehrlichen, freundſchaftlichen Weſen erſchienen, woraus ſich auf das beſte Einverſtändniß zwiſchen dem Menſchen und dem Thiere ſchließen läßt. Das Pferd war ein Wallach und ging einen ganz angenehmen Paß; der Reiter war ein Prieſter mit ſchwarzem Rock und dreieckigem Hute. Trotz der verzehrenden Sonnenhitze zogen ſie doch nur ſehr vernünftig einher. Vor der Thüre hielt die Gruppe an; es wäre ſchwer zu entſchei-

den geweſen, ob das Pferd den Menſchen, oder ob der Menſch das Pferd anhielt; in jedem Fall ſtieg der Reiter ab, zog das Pferd am Zügel nach und band es an den Reiber eines verwitterten Ladens; dann ſchritt der Prieſter, ſeine von Schweiß triefende Stirne mit einem rothen baumwollenen Sacktuche abwiſchend, auf die Thüre zu und that mit dem eiſernen Ende des Stockes, den er in der Hand hielt, drei Schläge auf die Schwelle.

Sogleich erhob ſich der große ſchwarze Hund und machte ein paar Schritte bellend und ſeine weißen, ſcharfen Zähne fletſchend, eine doppelte feindſelige Demonſtration, welche bewies, wie wenig er an Geſellſchaft gewöhnt war. Alsbald erſchütterte ein ſchwerer Tritt die hölzerne, an der Wand hinlaufende Treppe, welche ſich bückend und rückwärts der Wirth des armſeligen Hauſes, an dem der Prieſter ſtand, herabſtieg.

„Hier bin ich!“ ſagte Caderouſſe ganz erſtaunt, „hier bin ich! Willſt du ſchweigen, Margotin. Haben Sie nicht bange, mein Herr, er bellt, aber er beißt nicht. Sie wollen Wein, nicht wahr? denn es iſt teufelmäßig heiß. Ah! um Vergebung,“ unterbrach ſich Caderouſſe, als er ſah, mit welcher Sorte von Reiſenden er es zu thun hatte; „um Vergebung, ich wußte nicht, wen ich zu empfangen ſo glücklich war. Was wünſchen Sie, was verlangen Sie, Herr Abbé? Ich ſtehe zu Befehl.“

Der Prieſter ſchaute dieſen Menſchen ein paar Secunden lang mit ſeltſamer Aufmerkſamkeit an; er ſchien ſogar ſeiner Seits die Aufmerkſamkeit des Wirthes auf ſich lenken zu wollen; als er aber ſah, daß die Züge des letzteren kein anderes Gefühl ausdrückten, als ein Erſtaunen darüber, daß er keine Antwort erhielt, dachte er, es wäre Zeit, eben dieſem Erſtaunen ein Ende zu machen, und ſagte mit ſtark italieniſchem Accent:

„Sind Sie nicht Monſou Caderouſſe?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Wirth, vielleicht noch mehr über dieſe Frage erſtaunt, als er über das

Stillſchweigen geweſen war; „ich bin es in der That, Gaſpard Caderouſſe, Ihnen zu dienen.“

„Gaſpard Caderouſſe? .. Ja ... ich glaube, das iſt der Vorname und der Familienname. Nicht wahr, Sie wohnten einſt in der Allée de Meillan, im vierten Stocke?“

„So iſt es.“

„Und Sie trieben dort das Gewerbe eines Schneiders?“

„Ja, aber die Sache nahm eine ſchlimme Wendung. Es iſt ſo heiß in dem ſpitzbübiſchen Marſeille, daß man ſich dort am Ende gar nicht mehr kleiden wird. Doch was die Hitze betrifft, wollen Sie ſich nicht erfriſchen, Herr Abbé?“

„Allerdings. Geben Sie mir eine Flaſche von Ihrem beſten Wein, und wir nehmen, wenn es Ihnen beliebt, des Geſpräch wieder auf, wo wir es laſſen.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, Herr Abbé,“ ſagte Caderouſſe.

Um die Gelegenheit nicht zu verſäumen, eine von den letzten Flaſchen Cahors-Wein, die ihm blieben, anzubringen, beeilte ſich Caderouſſe, eine Falle aufzuheben, welche in dem Boden des Zimmers im Erdgeſchoſſe angebracht war, das zugleich als Speiſeſaal und als Küche diente. Als er nach Verlauf von fünf Minuten zurückkehrte, fand er den Abbé auf einem Schämel ſitzend, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, während Margotin, der Frieden mit ihm gemacht zu haben ſchien, als er hörte, daß dieſer ſeltſame Reiſende wider die Gewohnheit etwas zu ſich nahm, auf dem Schenkel des Prieſters ſeinen fleiſchloſen Hals und ſeinen Kopf mit dem ſchmachtenden Auge ausſtreckte.

„Sie ſind allein?“ fragte der Abbé ſeinen Wirth, während dieſer die Flaſche und ein Glas vor ihn ſtellte.

„Oh! mein Gott, ja, allein, oder beinahe ſo, denn ich habe eine Frau, die mich in nichts unterſtützen kann, inſofern ſie immer krank iſt, die arme Carconte.“

„Ah! Sie ſind verheirathet?“ ſagte der Prieſter mit einer gewiſſen Theilnahme und warf einen Blick umher, der das magere Mobiliar des armſeligen Haushaltes zu ſeinem winzigen Werthe anzuſchlagen ſchien.

„Sie finden, ich ſei nicht reich, nicht wahr?“ ſagte Caderouſſe ſeufzend; „aber was wollen Sie, um in dieſer Welt zu gedeihen, genügt es nicht, ein ehrlicher Mann zu ſein.“

Der Abbé heftete einen durchdringenden Blick auf ihn.

„Ja, ein ehrlicher Mann, deſſen kann ich mich rühmen,“ ſprach der Wirth, der, eine Hand auf der Bruſt und den Kopf von oben nach unten ſchüttelnd, den Blick des Abbé aushielt, „und in unſeren Zeiten kann nicht Jedermann ſo viel von ſich ſagen.“

„Deſto beſſer, wenn das, was Sie von ſich rühmen, wahr iſt,“ verſetzte der Abbé; denn ich habe die Ueberzeugung, daß früher oder ſpäter der ehrliche Mann belohnt und der ſchlechte beſtraft wird.“

„Es liegt in Ihrem Stande, dies zu ſagen, Herr Abbé, es liegt in Ihrem Stande,“ wiederholte Caderouſſe mit einem bitteren Ausdruck. „Doch es ſteht dem Menſchen frei, nicht zu glauben, was Sie ſagen.“

„Sie haben Unrecht, daß Sie ſo ſprechen, mein Herr; denn vielleicht werde ich ſelbſt für Sie der Beweis deſſen ſein, was ich behaupte.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte Caderouſſe mit erſtaunter Miene.

„Ich muß mich vor Allem verſichern, daß Sie wirklich derjenige ſind, mit welchem ich zu thun habe.“

„Welche Beweiſe ſoll ich Ihnen geben?“

„Haben Sie im Jahre 1814 oder 1815 einen Seefahrer Namens Dantes gekannt?“

„Dantes! ob ich ihn gekannt habe, den armen Edmond! ich glaube wohl; es war ſogar einer meiner beſten Freunde!“ rief Caderouſſe, deſſen Geſicht Purpurröthe überſtrömte, während ſich das klare, ſichere

Auge des Abbé zu erweitern ſchien, um ganz und gar denjenigen, welchen er befragte, zu bedecken.

„Ja, ich glaube, er hieß wirklich Edmond."

„Ob er Edmond hieß, der Kleine, . . . ich meine wohl, ſo wahr als ich Gaſpard Caderouſſe heiße. Was iſt aus dem armen Edmond geworden, mein Herr?" fuhr der Wirth fort: „haben Sie ihn vielleicht gekannt? lebt er noch? iſt er frei? iſt er glücklich?"

„Er iſt im Gefängniß geſtorben, elender und verzweiflungsvoller, als die Galeerenſklaven, welche ihre Kugel in dem Bagno von Toulon ſchleppen."

Eine Todtenbläſſe trat auf dem Antlitz von Caderouſſe an die Stelle der Röthe, welche daſſelbe Anfangs überſtrömt hatte. Er wandte ſich um, und der Abbé ſah, wie er eine Thräne mit einer Ecke des Sacktuches trocknete, das ihm gewöhnlich als Kopfputz diente.

„Armer Kleiner," murmelte Caderouſſe. „Das iſt abermals ein Beweis von dem, was ich Ihnen ſagte, Herr Abbé, daß nämlich der gute Gott nur für die Schlechten gut ſei. Oh!" fügte Caderouſſe mit der gefärbten Sprache der Leute des Südens bei, „oh! dieſe Welt wird immer ſchlechter. Möchte vom Himmel zwei Tage lang Pulver und eine Stunde Feuer fallen, und Alles wäre vorbei!"

„Sie ſcheinen dieſen Jungen von ganzem Herzen zu lieben, mein Herr?" fragte der Abbé.

„Oh! ich liebte ihn ungemein, obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich ihn einen Augenblick um ſein Glück beneidete. Aber ſeitdem, das ſchwöre ich Ihnen, ſo wahr ich Caderouſſe heiße, habe ich ſein unſeliges Geſchick ſehr beklagt."

Es trat ein augenblickliches Stillſchweigen ein, während deſſen der feſte Blick des Abbe nicht eine Secunde die bewegliche Phyſiognomie des Wirthes zu erforſchen aufhörte.

„Und Sie haben ihn alſo gekannt, den armen Kleinen?" fuhr Caderouſſe fort.

„Ich wurde an ſein Sterbebett gerufen, um ihm die letzten Tröſtungen der Religion zu bieten.“

„Und woran ſtarb er?“ fragte Caderouſſe mit halb erſtickter Stimme.

„Woran ſtirbt man im Gefängniß, wenn man darin mit dreißig Jahren ſtirbt, wenn nicht am Gefängniß ſelbſt?“

Caderouſſe trocknete den Schweiß ab, der von ſeiner Stirne floß.

„Das Seltſamſte bei alle dem iſt,“ fuhr der Abbé fort, „daß mir Dantes auf ſeinem Sterbebette bei dem Chriſtus, deſſen Füße er küßte, wiederholt ſchwur, er wiſſe die wahre Urſache ſeiner Gefangenſchaft gar nicht.“

„Das iſt richtig,“ murmelte Caderouſſe, „er konnte ſie nicht wiſſen; nein, Herr Abbé, der Kleine log nicht.“

„Darum beauftragte er mich, ſein Unglück aufzuklären, was er nie ſelbſt zu thun im Stande geweſen war, und ſein Andenken zu reinigen, wenn daſſelbe einen Flecken bekommen hätte.“

Und der Blick des Abbé wurde immer ſtarrer und verſchlang den beinahe düſteren Ausdruck, welcher auf dem Antlitz von Caderouſſe hervortrat.

„Ein reicher Engländer,“ fuhr der Abbé fort, „ſein Unglücksgefährte, welcher das Gefängniß bei der zweiten Reſtauration verließ, war Beſitzer eines Diamants von großem Werth. Als er von Dantes, der ihn während einer Krankheit, die er ausgeſtanden, wie ein Bruder gepflegt hatte, Abſchied nahm, wollte er ihm einen Beweis ſeiner Dankbarkeit zurücklaſſen, und gab ihm dieſen Diamant. Statt ſich deſſelben zu bedienen, um die Gefängnißwärter zu beſtechen, welche den Edelſtein überdies nehmen und ihn hernach verrathen konnten, bewahrte er ihn ſtets als ein koſtbares Kleinod, falls er aus dem Gefängniß käme; denn wenn ihm dies gelang, ſo war ſein Glück durch den Verkauf dieſes Diamants allein geſichert.“

„Es war alſo, wie Sie ſagen, ein Diamant von großem Werthe?“ fragte Caderouſſe mit glühenden Augen.

„Alles beziehungsweiſe,“ erwiederte der Abbé: „von großem Werth für Edmond; man hat den Diamant auf fünfzig tauſend Franken geſchätzt.“

„Fünfz g tauſend Franken!“ rief Caderouſſe; „er war alſo ſo groß wie eine Nuß?“

„Nein, nicht ganz; doch Sie mögen ſelbſt urtheilen, ich habe ihn bei mir.“

Caderouſſe ſchien unter den Kleidern des Abbé das Kleinod zu ſuchen, von dem er ſprach.

Der Abbé zog aus ſeiner Taſche ein kleines Etui von ſchwarzem Saffianleder, öffnete es und ließ vor den geblendeten Augen von Caderouſſe den herrlichen Stein funkeln, welcher in einen Ring von bewunderungswürdiger Arbeit gefaßt war.

„Und das iſt fünfzigtauſend Franken werth?“ fragte Caderouſſe gierig.

„Ohne die Faſſung, welche auch ihren Preis hat,“ ſagte der Abbé, verſchloß das Etui und ſteckte den Diamant, der im Innern von Caderouſſe zu funkeln fortfuhr, in ſeine Taſche.

„Aber wie kommt es, daß Sie dieſen Diamant beſitzen, Herr Abbé?“ fragte Caderouſſe; „Edmond hat Ihnen denſelben alſo gegeben?“

„Nein, ſein Teſtamentsvollſtrecker. „„Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut,““ ſagte er zu mir; „„alle Vier, ich bin es überzeugt, beklagen mich bitterlich; der Eine von dieſen Freunden hieß Caderouſſe.““

Caderouſſe bebte.

„„Der Andere,““ fuhr der Abbé fort, ohne daß er die Erſchütterung von Caderouſſe wahrzunehmen ſchien, „„der Andere hieß Danglars; der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls . . . .““

Ein teufliches Lächeln erleuchtete die Züge von

Caderouſſe, und er machte eine Bewegung, um den Abbé zu unterbrechen.

„Warten Sie,“ ſagte der Abbé, „laſſen Sie mich vollenden, und wenn Sie etwas zu bemerken haben, ſo können Sie es dann ſogleich thun. „„Der Dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich ebenfalls und hieß Fernand; der Name meiner Braut war . . .““ Ich erinnere mich des Namens der Braut nicht mehr,“ ſprach der Abbé.

„Mercedes.“

„Ah! ja, ſo iſt es,“ verſetzte der Abbé mit einem unterdrückten Seufzer.

„Nun?“ fragte Caderouſſe.

„Geben Sie mir eine Flaſche Waſſer.“

Caderouſſe gehorchte eilig. Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schlücke.

„Wo waren wir?“ fragte er, ſein Glas auf den Tiſch ſtellend. „Die Braut hieß Mercedes; ja, ſo iſt es. „„Sie werden nach Marſeille gehen...““ Verſtehen Sie, Dantes ſpricht immer?“

„Ich verſtehe.“

„„Sie verkaufen dieſen Diamant, Sie machen fünf Theile und geben ſie dieſen guten Freunden, den einzigen Weſen, die mich auf Erden geliebt haben.““

„Wie, fünf Theile?“ fragte Caderouſſe; „Sie haben mir nur vier Perſonen genannt!“

„Weil die fünfte todt iſt, wie man mir geſagt hat. . . . Die fünfte war der Vater von Dantes.“

„Ach! ja,“ ſprach Caderouſſe, erſchüttert durch die Leidenſchaften, welche ſich in ſeinem Innern durchkreuzten; „ach! ja, der arme Mann, er iſt todt.“

„Ich habe dieſes Ereigniß in Marſeille vernommen,“ erwiederte der Abbé, nicht ohne eine gewiſſe Anſtrengung, um gleichgültig zu erſcheinen; „aber der Tod iſt ſchon ſo lange erfolgt, daß ich über die einzelnen Umſtände nichts in Erfahrung bringen konnte . . . Sollten Sie vielleicht etwas von dem Ende des Greiſes wiſſen?“

„Ei!“ erwiederte Caderouſſe, „wer kann das beſſer wiſſen, als ich? . . . Ich wohnte Thüre an Thüre mit dem guten Mann... Ei! mein Gott: ja, ein Jahr nach dem Verſchwinden ſeines Sohnes ſtarb der arme Greis!“

„Woran ſtarb er?“

„Die Aerzte nannten die Krankheit; er ſtarb, glaube ich, an einer Art Magendarmentzündung; ſeine Bekannten ſagten, er ſei vor Schmerz geſtorben; . . ich aber, der ich ihn beinahe verſcheiden ſah, ſage, er ſtarb . .“

Caderouſſe hielt inne.

„Woran?“ verſetzte der Prieſter voll Angſt.

„Hungers!“

„Hungers!“ rief der Abbé, von ſeinem Schämel aufſpringend; „Hungers! Die ſchlechteſten Thiere ſterben nicht Hungers; die Hunde, welche in den Straßen umherirren, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stuck Brod zuwirft, und ein Menſch, ein Chriſt iſt vor Hunger geſtorben, mitten unter anderen Menſchen, die ſich Chriſten nannten, wie er! Unmöglich! oh! das iſt unmöglich!“

„Was ich geſagt habe, habe ich geſagt,“ ſprach Caderouſſe.

„Und Du haſt Unrecht gehabt,“ rief eine Stimme auf der Treppe: „worein miſchſt Du Dich?“

Die zwei Männer wandten ſich um und erblickten durch das Treppengeländer den krankhaften Kopf der Carconte; ſie hatte ſich bis hieher geſchleppt und behorchte das Geſpräch auf der letzten Stufe ſitzend und den Kopf auf ihre Kniee geſtützt.

„Worein miſchſt Du Dich, Frau?“ entgegnete Caderouſſe. „Der Herr verlangt Auskunft, die Höflichkeit heiſcht, daß ich ihm entſpreche.“

„Ja, aber die Klugheit heiſcht, daß Du ihm die Auskunft verweigerſt. Wer ſagt Dir, in welcher Abſicht man Dich zum Sprechen veranlaßt, Dummkopf?“

„In einer vortrefflichen, Madame, dafür ſtehe ich

Ihnen," verſetzte der Abbé. „Ihr Gatte hat nichts zu befürchten, falls er offenherzig antwortet."

„Nichts zu befürchten ... ja, man fängt mit ſchönen Verſprechungen an, hernach beſchränkt man ſich darauf, zu ſagen, man habe nichts zu befürchten, dann geht man und hält nichts von Dem, was man verſprochen hat, und eines Morgens bricht das Unglück über die armen Leute herein, ohne daß man weiß, woher es kommt."

„Seien Sie unbeſorgt, gute Frau," erwiederte der Abbé, „das Unglück wird von meiner Seite nicht über Sie kommen, dafür ſtehe ich."

Die Carconte brummelte ein paar Worte, welche man nicht verſtehen konnte, ließ ihren Kopf, den ſie einen Augenblick erhoben hatte, wieder auf die Kniee ſinken, zitterte, fortwährend vom Fieber geſchüttelt, und ſtellte es ihrem Manne frei, das Geſpräch fortzuſetzen, jedoch in einer ſolchen Lage, daß ſie kein Wort davon verlor.

Mittlerweile hatte der Abbé einige Schlücke Waſſer getrunken und ſich etwas geſammelt.

„Dieſer unglückliche Greis," fuhr er fort, „war alſo dergeſtalt von aller Welt verlaſſen, daß er eines ſolchen Todes ſtarb?"

„Oh! mein Herr," antwortete Caderouſſe, „nicht als ob ihn Mercedes die Catalonierin oder Herr Morrel verlaſſen hätten, aber der unglückliche Greis hatte einen ſo tiefen Widerwillen gegen Fernand gefaßt, gerade gegen den," fügte Caderouſſe mit einem ironiſchen Lächeln bei, „welchen Dantes Ihnen als einen ſeiner Freunde bezeichnete."

„Er war es alſo nicht?" ſagte der Abbé.

„Gaſpard, Gaſpard," murmelte die Frau oben von der Treppe herab, „gib Acht auf das, was Du ſprichſt."

Caderouſſe machte eine Bewegung der Ungeduld und erwiederte dem Abbé, ohne derjenigen, welche ihn unterbrach, eine Antwort zu bewilligen:

„Kann man der Freund eines Menſchen ſein, nach

deſſen Frau man begehrt? Dantes, der ein Goldherz war, nannte alle dieſe Leute ſeine Freunde. Armer Edmond! . . . Es iſt im ganzen beſſer, daß er nichts erfahren hat; . . es hätte ihn zu viel Mühe gekoſtet, ihnen im Augenblick des Todes zu verzeihen. Und was man auch ſagen mag," fuhr Caderouſſe in ſeiner Sprache fort, der es nicht an einer gewiſſen rohen Poeſie gebrach, „mir graut noch mehr vor dem Fluche der Todten, als vor dem Haſſe der Lebendigen."

„Schwachkopf," ſagte die Carconte.

„Sie wiſſen alſo, was dieſer Fernand gegen Dantes gethan hat?" fragte der Abbé.

„Ob ich es weiß! Ich glaube wohl!"

„Sprechen Sie!"

„Gaſpard, thue, was Du willſt, es iſt Deine Sache," ſagte die Frau; „doch wenn Du mir Gehör ſchenken würdeſt, ſagteſt Du nichts."

„Diesmal glaube ich, daß Du Recht haſt, Frau," erwiederte Caderouſſe.

„Sie wollen alſo nichts ſagen?" verſetzte der Abbé.

„Wozu ſoll es nützen?" ſprach Caderouſſe. „Wenn der Kleine noch am Leben wäre und zu mir käme, um einmal alle ſeine Freunde und Feinde kennen zu lernen, dann wohl; aber er liegt unter der Erde, wie Sie mir ſagen, er kann keinen Haß mehr haben, er kann ſich nicht mehr rächen, folglich ausgelöſcht die ganze Geſchichte!"

„Ich ſoll alſo dieſen Leuten, welche Sie für unwürdige und falſche Freunde erklären, eine für die Treue beſtimmte Belohnung geben?"

„Es iſt wahr, Sie haben Recht," erwiederte Caderouſſe. „Was wäre überdies für ſie jetzt das Legat des armen Edmond? ein in das Meer fallender Tropfen Waſſer."

„Abgeſehen davon, daß Dich dieſe Leute mit einer Geberde vernichten können," ſprach die Frau.

„Wie ſo? dieſe Menſchen ſind alſo reich und mächtig geworden?"

„Sie kennen ihre Geſchichte nicht?"

„Nein; erzählen Sie mir dieſelbe."

Caderouſſe ſchien einen Augenblick nachzudenken und ſprach ſodann:

„Nein, es wäre in der That zu lang."

„Sie mögen nach Ihrem Belieben ſchweigen, mein Freund," verſetzte der Abbé mit dem Tone der tiefſten Gleichgültigkeit, „und ich ehre Ihre Bedenklichkeiten; ſprechen wir nicht mehr davan. Womit war ich beauftragt? mit einer einfachen Förmlichkeit. Ich werde alſo dieſen Diamant verkaufen."

Und er zog den Edelſtein aus der Taſche, öffnete das Etui, und ließ ihn zum zweiten Male vor den geblendeten Augen von Caderouſſe glänzen.

„Sieh doch Frau," ſagte dieſer mit heiſerer Stimme.

„Ein Diamant?" ſprach die Carconte aufſtehend und mit ziemlich feſtem Schritte die Treppe herabſteigend. „Was iſt es mit dieſem Diamant?"

„Haſt Du denn nicht gehört, Frau? es iſt ein Diamant, den uns der Kleine vermacht hat, zuerſt ſeinem Vater, ſodann Fernand, Danglars, mir und Mercedes, ſeiner Braut. Dieſer Diamant iſt fünfzig tauſend Franken werth."

„Oh, der ſchöne Juwel!" rief ſie.

„Alſo gehört der fünfte Theil von dieſer Summe uns?" fragte Caderouſſe.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé, „nebſt dem Theile des Vaters von Dantes, den ich unter Euch Vier zu vertheilen mich berechtigt glaube."

„Und warum unter uns Vier?" fragte Caderouſſe.

„Weil Ihr die vier Freunde von Edmond ſeid."

„Verräther ſind keine Freunde," murmelte dumpf die Frau.

„Ja, ja," ſprach Caderouſſe, „das ſagte ich auch. Es iſt eine Entheiligung, ein Frevel, den Verrath, vielleicht das Verbrechen zu belohnen."

„Sie wollten es ſo haben," erwiederte der Abbé

und ſteckte ruhig den Diamant in die Taſche ſeiner Soutane; „nun geben Sie mir die Adreſſe der Freunde von Edmond, damit ich ſeinen letzten Willen vollſtrecken kann.“

Der Schweiß floß in ſchweren Tropfen über die Stirne von Caderouſſe; er ſah den Abbé aufſtehen, ſich nach der Thüre wenden, als wollte er ſeinem Pferde einen Blick zuwerfen, und zurückkommen. Caderouſſe und ſeine Frau ſchauten ſich mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck an.

„Der Diamant wäre ganz für uns!“ ſagte Caderouſſe.

„Glaubſt Du?“ erwiederte ſeine Frau.

„Ein Geiſtlicher wird uns gewiß nicht täuſchen wollen.“

„Thue, was Du willſt. Ich, was mich betrifft, miſche mich nicht darein.“

Und ſie ging ſchnatternd wieder die Treppe hinauf. Ihre Zähne klapperten trotz der Glühhitze. Auf der letzten Stufe blieb ſie einen Augenblick ſtehen und ſprach:

„Bedenke wohl, Gaspard.“

„Ich bin entſchloſſen,“ antwortete Caderouſſe.

Die Carconte ging, einen Seufzer ausſtoßend, in ihre Stube zurück; man hörte die Decke unter ihren Tritten krachen, bis ſie ihren Lehnſtuhl, in den ſie ſich ſchwerfällig niederließ, wieder erreicht hatte.

„Wozu ſind Sie entſchloſſen?“ fragte der Abbé.

„Ihnen Alles zu ſagen.“

„Ich glaube in der That, daß es das Beſte iſt, was Sie thun können,“ ſprach der Prieſter; „nicht als ob mir viel daran gelegen wäre, die Dinge zu erfahren, welche Sie mir verbergen wollen; aber es wird beſſer ſein, wenn Sie mich in den Stand ſetzen, das Vermächtniß nach dem Willen des Erblaſſers zu vertheilen.“

„Ich hoffe dies,“ antwortete Caderouſſe, die Wangen von der Röthe der Hoffnung und der Gierde entflammt.

„Wohl, ich höre,“ ſagte der Abbé.

„Warten Sie, man könnte uns an der intreſſanteſten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; überdies braucht Niemand zu wiſſen, daß Sie hier geweſen ſind."

Und er ging an die Thüre ſeines Wirthshauſes, verſchloß ſie und ſchob zu größerer Sicherheit den Nachtquerbaum vor. Mittlerweile hatte der Ablé ſeinen Platz gewählt, um mit Bequemlichkeit zu hören; er ſaß ſo in einer Ecke, daß er im Schatten blieb, während das volle Licht auf das Geſicht von Caderouſſe fiel. Das Haupt geneigt, die Hände zuſammengelegt oder vielmehr krampfhaft zuſammengepreßt, ſchickte er ſich an, mit der größten Aufmerkſamkeit auf jedes Wort zu lauſchen. Caderouſſe rückte einen Schämel vor und ſetzte ſich ihm gegenüber.

„Erinnere Dich, daß ich Dich zu nichts antreibe," ſagte die zitternde Stimme der Carconte, als hätte ſie durch den Boden die Scene ſehen können, welche ſich vorbereitete.

„Gut, gut!" rief Caderouſſe! „genug, ich nehme Alles auf mich."

Und er fing an.

Viertes Kapitel.

Die Erzählung.

„Vor Allem, mein Herr," ſagte Caderouſſe, „vor Allem muß ich Sie bitten, mir Eines zu verſprechen."

„Was?"

„Daß man, wenn Sie von den Umſtänden Gebrauch

machen, welche ich Ihnen mittheilen werde, nie erfahre, von wem dieſe Mittheilung herrührt; denn die Leute, von denen ich zu ſprechen habe, ſind reich und mächtig, und wenn ſie mich nur mit dem Finger berührten, würden ſie mich wie Glas zerbrechen.

„Seien Sie unbeſorgt, mein Freund, ich bin Prieſter, und die Bekenntniſſe ſterben in meiner Bruſt. Erinnern Sie ſich, daß wir keinen andern Zweck haben, als den, den letzten Willen unſeres Freundes würdig zu erfüllen. Sprechen Sie alſo ohne Schonung, wie ohne Haß, ſagen Sie die Wahrheit, die volle Wahrheit. Ich kenne die Perſonen nicht, von denen die Rede ſein wird, und werde ſie wohl nie kennen lernen; überdieß bin ich Italiener, und nicht Franzoſe; ich gehöre Gott und nicht den Menſchen, und kehre in mein Kloſter zurück, das ich nur verlaſſen habe, um den letzten Willen eines Sterbenden zu vollziehen."

Dieſes beſtimmte Verſprechen ſchien Caderouſſe etwas Sicherheit zu verleihen.

„In dieſem Falle," verſetzte Caderouſſe, „will ich, ich ſage noch mehr, muß ich Ihnen die Täuſchung über die Freundſchaften benehmen, welche der arme Edmond für treu und redlich hielt."

„Fangen Sie mit ſeinem Vater an, wenn es Ihnen beliebt. Edmond hat viel mit mir von dem Greiſe geſprochen, für welchen er eine tiefe Liebe hegte."

„Dieſe Geſchichte iſt traurig, mein Herr," erwiederte Caderouſſe, den Kopf ſchüttelnd. „Sie kennen wahrſcheinlich den Anfang?"

„Ja," verſetzte der Abbé, „Edmond hat mir die Sache bis zu dem Augenblick erzählt, wo er in einer kleinen Schenke in der Nähe von Marſeille verhaftet wurde."

„In der Reſerve. Oh, mein Gott! ja, ich ſehe es vor mir, als ob es in dieſem Augenblick geſchehen würde."

„Geſchah es nicht gerade bei ſeinem Verlobungsmahle?"

„Ja; das Mahl hatte ſo heiter begonnen und nahm ein ſo trauriges Ende. Ein Polizeicommiſſär trat, gefolgt von vier Füſilieren, ein, und Edmond wurde verhaftet."

„So weit geht das, was ich weiß," ſprach der Prieſter. „Dantes erfuhr nichts Anderes, als was ihn perſönlich traf; denn nie hat er eine von den fünf Perſonen wiedergeſehen, welche ich Ihnen nannte, nie hat er von ihnen ſprechen hören."

„Nun wohl, als Dantes einmal verhaftet war, lief Herr Morrel weg, um Erkundigungen einzuziehen; ſie fielen ſehr traurig aus. Der Greis kehrte allein nach Hauſe zurück, legte weinend ſeinen Hochzeitrock zuſammen, ſchritt den ganzen Tag in ſeinem Zimmer auf und ab, und ging Abends nicht ſchlafen; denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht umhergehen; ich muß ſagen, ich ſchlief ſelbſt auch nicht: der Schmerz dieſes armen Vaters that mir ſehr wehe, und jeder von ſeinen Tritten zermalmte mir das Herz, als ob er wirklich ſeinen Fuß auf meine Bruſt geſetzt hätte. Am andern Tage kam Mercedes nach Marſeille, in der Abſicht, Herrn von Villefort um ſeinen Schutz anzuflehen: ſie erreichte nichts; doch ſie beſuchte zugleich auch den Greis. Als ſie ſah, wie er ſo düſter und niedergeſchlagen war, daß er die Nacht, ohne ſich zu Bette zu legen, zugebracht und ſeit dem vorhergehenden Tage nichts gegeſſen hatte, wollte ſie ihn mit ſich nehmen, um ihn zu pflegen; aber der Greis willigte nicht ein. „„Nein,"" ſagte er, „„ich werde das Haus nicht verlaſſen, denn mich liebt mein armer Sohn vor allen Andern, und wenn er aus dem Gefängniß kommt, wird er zuerſt zu mir laufen. Was würde er ſagen, wenn ich ihn nicht hier erwartete?"" Ich belauſchte alles Dies durch die Wand, denn es wäre mir lieb geweſen, wenn Mercedes ihn beſtimmt hätte, ihr zu folgen; der Tag und Nacht über mir erſchallende Tritt ließ mir nicht einen Augenblick Ruhe."

„Aber gingen Sie denn nicht ſelbſt zu dem Greiſe hinauf, um ihn zu tröſten?“ fragte der Prieſter.

„Ah! mein Herr,“ erwiederte Caderouſſe, „man tröſtet nur diejenigen, welche getröſtet ſein wollen, er aber wollte es nicht ſein. Ueberdies kam es mir, ich weiß nicht warum, vor, als hätte er einen Widerwillen gegen meinen Anblick. In einer Nacht jedoch, da ich ſein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerſtehen und ging hinauf; als ich jedoch an die Thüre kam, ſchluchzte er nicht mehr, er betete. Ich kann Ihnen nicht wiederholen, welche beredte Worte, welche erbarmenswerthe Bitten er fand: es war mehr als Frömmigkeit, es war mehr als Schmerz; ich, der ich kein Heuchler bin und die Jeſuiten nicht liebe, ſagte mir auch an dieſem Tage: Es iſt ein Glück, daß ich allein bin, und daß der liebe Gott mir keine Kinder geſchenkt hat, denn, wenn ich Vater wäre und empfände einen Schmerz, ähnlich dem des armen Greiſes, und könnte weder in meinem Gedächtniß noch in meinem Herzen Alles finden, was er dem guten Gotte ſagt, ſo ſtürzte ich mich geraden Weges in das Meer, um nicht länger zu leiden.“

„Armer Vater!“ murmelte der Prieſter.

„Von Tag zu Tag lebte er einſam und abgeſchieden; Herr Morrel und Mercedes kamen oft, um ihn zu beſuchen, aber ſeine Thüre war verſchloſſen, und er antwortete nicht, obgleich ich beſtimmt wußte, daß er zu Hauſe war. Als er eines Tages, wider ſeine Gewohnheit, Mercedes einließ und das arme Kind, ſelbſt in Verzweiflung, ihn zu tröſten ſuchte, ſagte er:

„„Glaube mir, meine Tochter, er iſt todt . . . und ſtatt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns. Ich bin ſehr glücklich, denn ich bin älter und werde ihn folglich zuerſt wiederſehen.““

„So gut man ſein mag, ſo hört man am Ende doch auf, die Menſchen zu beſuchen, durch welche man traurig gemacht wird. Der alte Dantes blieb zuletzt ganz allein. Ich ſah nur noch von Zeit zu Zeit unbe-

kannte Leute zu ihm hinaufgehen, die mit irgend einem ſchlecht verborgenen Päckchen zurückkamen; ich begriff, welche Beſchaffenheit es mit dieſem Päckchen hatte; er verkaufte nach und nach, was er hatte, um zu leben. Endlich nahm es bei dem guten Mann ein Ende mit ſeiner armſeligen Habe . . Er war drei Miethzinſe ſchuldig, man bedrohte ihn mit dem Wegſchicken; er verlangte noch acht Tage, man bewilligte ſie ihm. Ich erfuhr dieſen Umſtand, weil der Hauseigenthümer bei mir eintrat, als er ihn verließ. Während der drei erſten Tage hörte ich ihn wie gewöhnlich auf- und abgehen; am vierten . . . vernahm ich nichts mehr . . . Ich ging hinauf, die Thüre war verſchloſſen; durch das Schlüſſelloch ſah ich den Greis jedoch ſo bleich und entſtellt, daß ich ihn für ſehr krank hielt, Herrn Morrel benachrichtigen ließ und zu Mercedes lief. Beide eilten herbei; Herr Morrel brachte einen Arzt; der Arzt erkannte eine Magendarmentzündung und verordnete Diät. Ich war dabei, mein Herr, und werde nie das Lächeln des Greiſes bei dieſer Verordnung vergeſſen. Von nun an öffnete er ſeine Thüre, er hatte eine Entſchuldigung, daß er nicht mehr aß: der Arzt hatte Diät verordnet."

Der Abbé ſtieß einen Seufzer aus.

„Dieſe Geſchichte intereſſirt Sie, nicht wahr, mein Herr?" ſagte Caderouſſe.

„Ja," erwiederte der Abbé, „ſie iſt rührend.

„Mercedes kam wieder; ſie fand ihn ſo verändert, daß ſie ihn wie das erſte Mal in ihr Haus bringen laſſen wollte. Es war dies auch die Anſicht von Herrn Morrel, welcher die Ueberſchaffung mit Gewalt durchſetzen wollte; doch der Greis ſchrie dergeſtalt, daß ſie bange bekamen. Mercedes blieb an ſeinem Bette. Herr Morrel entfernte ſich, nachdem er Mercedes durch ein Zeichen bedeutet hatte, er laſſe eine Börſe auf dem Kamine. Aber bewaffnet mit der Verordnung des Arztes, wollte der Greis nichts zu ſich nehmen. Endlich nach neun Tagen der Verzweiflung und Enthaltſamkeit ver-

ſchied der Greis, diejenigen verfluchend, welche ſein Unglück verurſacht hatten. Zu Mercedes aber ſprach er noch:

„„Wenn Du meinen Edmond wiederſiehſt, ſo ſage ihm, ich ſei ihn ſegnend geſtorben.““

Der Abbé ſtand auf und ging zweimal im Zimmer auf und ab, wobei er eine zitternde Hand an ſeine trockene Kehle legte.

„Und Sie glauben, er ſtarb ....“

„Hungers, mein Herr, Hungers, dafür ſtehe ich, ſo wahr wir hier zwei Chriſten ſind,“ antwortete Caderouſſe.

Der Abbé ergriff mit krampfhafter Hand das noch halbvolle Glas, leerte es auf einen Zug und ſetzte ſich nieder, die Augen geröthet und die Wangen bleich.

„Geſtehen Sie, daß dies ein großes Unglück iſt,“ ſagte er mit heiſerer Stimme.

„Um ſo größer, mein Herr, als es nicht Gott herbeigeführt hat, ſondern die Menſchen allein Schuld daran ſind.“

„Gehen wir alſo auf dieſe Menſchen über, doch vergeſſen Sie nicht,“ rief der Abbé mit einer beinahe drohenden Miene, „Sie haben mir Alles zu ſagen verſprochen; wer ſind die Leute, welchen es zuzumeſſen iſt, daß der Sohn vor Verzweiflung und der Vater vor Hunger ſtarb?“

„Zwei Menſchen, welche auf ihn eiferſüchtig waren, der eine aus Liebe, der andere aus Ehrgeiz, Fernand und Danglars.“

„Auf welche Weiſe offenbarte ſich dieſe Eiferſucht?“

„Sie gaben Edmond als bonapartiſtiſchen Agenten an.“

„Welcher von Beiden gab ihn an? welcher von Beiden war der wahre Schuldige?“

„Beide, mein Herr; der Eine ſchrieb den Brief, der Andere brachte ihn auf die Poſt.“

„Und wo wurde dieſer Brief geſchrieben?“

„In der Reſerve ſelbſt, am Tage vor der Hochzeit.“

„So iſt es, ſo iſt es,“ murmelte der Abbé! .. „Oh! Faria! Faria! wie kannteſt Du die Menſchen und die Dinge!“

„Sie ſagen, mein Herr?“ fragte Caderouſſe.

„Nichts; fahren Sie fort.“

„Danglars ſchrieb die Anzeige mit der linken Hand, damit man ſeine Schrift nicht erkennen würde, und Fernand ſchickte ſie ab.“

„Aber Sie waren dabei?“ rief plötzlich der Abbé.

„Ich?“ verſetzte Caderouſſe erſtaunt, „wer hat Ihnen geſagt, daß ich dabei war?“

Der Abbé ſah, daß er zu weit gegriffen hatte, und erwiederte:

„Niemand; doch um alle dieſe Einzelnheiten ſo genau zu kennen, müſſen Sie nothwendig Zeuge geweſen ſein.“

„Das iſt wahr,“ ſprach Caderouſſe mit erſtickter Stimme; „ich war dabei.“

„Und Sie haben ſich dieſer Schändlichkeit nicht widerſetzt? Folglich ſind Sie ein Mitſchuldiger.“

„Mein Herr, ſie hatten mich Beide in einem Grade trinken laſſen, daß ich beinahe die Vernunft verlor. Ich ſah nur noch durch eine Wolke. Alles, was ein Menſch in einem ſolchen Zuſtande ſagen kann, ſagte ich, aber Beide erwiederten, ſie hätten nur einen Scherz machen wollen, und dieſer Scherz hätte keine Folgen.“

„Doch am andern Tage ſahen Sie, daß er Folgen hatte; Sie ſagten aber nichts und waren dabei, als man ihn verhaftete.“

„Ja, mein Herr, ich war dabei und wollte Alles ſagen, Danglars hielt mich jedoch zurück. „„Wenn er zufällig ſchuldig iſt,““ ſprach er zu mir, „„wenn er wirklich an der Inſel Elba angehalten, wirklich einen Brief für das bonapartiſtiſche Comité in Paris mitgenommen hat, wenn dieſer Brief bei ihm gefunden wird, ſo werden diejenigen, welche ihn unterſtützt ha-

ben, als ſeine Mitſchuldigen betrachtet werden."" Ich hatte bange vor der Politik, wie ſie damals getrieben wurde, und ſchwieg; ich geſtehe, es war eine Feigheit, aber kein Verbrechen."

„Ich begreife, Sie ließen gewähren und ſonſt nichts."

„Ja, mein Herr, und das iſt mein Gewiſſensbiß bei Tag und bei Nacht. Ich ſchwöre Ihnen, ich bitte Gott ſehr oft um Verzeihung, und zwar um ſo mehr, als dieſe Handlung, die einzige, die ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe, ohne Zweifel die Urſache meines Unglücks iſt. Ich büße einen Augenblick der Selbſtſucht, und ſage auch immer zu der Carconte, wenn ſie ſich beklagt: „„Schweige, Frau, Gott will es ſo.""

Und Caderouſſe neigte das Haupt mit allen Zeichen wahrer Reue.

„Gut, mein Herr," ſagte der Abbé, „Sie haben offenherzig geſprochen; ſich ſo anklagen, heißt Verzeihung verdienen."

„Leider iſt Edmond todt und hat mir nicht verziehen."

„Er wußte es nicht."

„Aber nun weiß er es vielleicht," ſprach Caderouſſe. „Man ſagt, die Todten wiſſen Alles."

Es trat ein kurzes Stillſchweigen ein: der Abbé war aufgeſtanden und ging nachdenkend auf und ab; dann kehrte er zu ſeinem Platze zurück und ſetzte ſich wieder.

„Sie haben mir ſchon zwei- oder dreimal einen gewiſſen Herrn Morrel genannt?" ſagte er. „Wer war dieſer Mann?"

„Der Rheder des Pharaon, der Patron von Dantes."

„Und welche Rolle ſpielte er bei dieſer traurigen Angelegenheit?"

„Die Rolle eines redlichen, muthigen, liebevollen Mannes. Zwanzigmal verwendete er ſich für Edmond;

als der Kaiſer zurückkehrte, ſchrieb er, bat er, drohte er, dergeſtalt, daß er bei der zweiten Reſtauration als Bonapartiſt gewaltig verfolgt wurde. Zwanzigmal kam er, wie ich Ihnen ſagte, zu dem Vater von Dantes, um ihn in ſein Haus zu nehmen, und einen oder zwei Tage vor ſeinem Tode ließ er, wie ich ebenfalls erwähnte, eine Börſe auf dem Kamine, womit man die Schulden des guten Mannes bezahlte und ſeine Beerdigung beſorgte, ſo daß der arme Greis wenigſtens ſterben konnte, wie er gelebt hatte, ohne Jemand Unrecht zu thun. Ich habe die Börſe noch, eine große Börſe von rother Seide."

„Und dieſer Herr Morrel lebt noch?"

„Ja."

„Dann muß er ein vom Himmel geſegneter Mann, er muß reich, er muß glücklich ſein?"

Caderouſſe lächelte bitter und erwiederte:

„Ja, glücklich wie ich."

„Wie, Herr Morrel wäre unglücklich?" rief der Abbé.

„Er iſt der Armuth nahe, mehr noch, er ſteht an der Gränze der Schande."

„Wie ſo?"

„Ja es iſt, wie ich ſage; nach fünf und zwanzigjähriger Arbeit, nachdem er die ehrenvollſte Stellung in der Handelswelt von Marſeille erlangt hatte, iſt Herr Morrel völlig zu Grunde gerichtet. Er hat fünf Schiffe in zwei Jahren verloren, drei Bankerotte erlitten, und ſeine einzige Hoffnung ſteht nun auf eben dieſem Pharaon, den der arme Dantes commandirte; dieſes Schiff ſoll mit einer Ladung Cochenille und Indigo aus Indien zurückkommen; bleibt es auch aus, wie die andern, ſo iſt er verloren."

„Hat der Unglückliche eine Frau, Kinder?" fragte der Abbé.

„Ja, er hat eine Frau, welche ſich unter allen dieſen Umſtänden wie eine Heilige benimmt; er hat eine

Tochter, die einen Mann heirathen ſollte, den ſie liebt, den aber ſeine Familie ein zu Grunde gerichtetes Mädchen nicht heirathen laſſen will; er hat endlich einen Sohn, der Lieutenant bei der Armee iſt. Doch Sie begreifen: alles Dies verdoppelt ſeinen Schmerz, ſtatt ihn dem armen Mann zu mildern. Wäre er allein, ſo würde er ſich die Hirnſchale zerſchmettern, und Alles wäre abgemacht."

„Das iſt furchtbar!" murmelte der Abbé.

„So belohnt Gott die Tugend!" ſprach Caderouſſe. „Ich, der ich, abgeſehen von dem, was ich Ihnen erzählte, nie eine ſchlechte Handlung begangen habe, bin im Elend; nachdem ich meine arme Frau am Fieber habe hinſcheiden ſehen, ohne etwas für ſie thun zu können, werde ich Hungers ſterben, wie der alte Dantes, während Fernand und Danglars ſich auf dem Gelde wälzen."

„Wie dies?"

„Weil ſich bei ihnen Alles zum Guten gewendet hat, wie ſich bei ehrlichen Leuten Alles zum Schlimmen wendet."

„Was iſt aus Danglars, dem Schuldigſten, dem Anſtifter geworden?"

„Was aus ihm geworden iſt? er hat Marſeille verlaſſen, und iſt auf die Empfehlung von Herrn Morrel, der nichts von ſeinem Verbrechen wußte, bei einem ſpaniſchen Banquier als Commis eingetreten. Zur Zeit des ſpaniſchen Krieges betheiligte er ſich bei den Lieferungen für das franzöſiſche Heer und machte Glück; mit dieſem erſten Gelde ſpielte er in den Fonds und verdreifachte, vervierfachte ſein Vermögen; ſelbſt Witwer von der Tochter ſeines Banquier heirathete er ſodann eine Witwe, Frau von Nargonne, Tochter von Herrn von Servieur, welcher Kammerherr des gegenwärtigen Königs iſt und ſich der höchſten Gunſt erfreut. Er hatte ſich zum Millionär gemacht, man machte ihn zum Grafen, und er hat nun ein Hotel in der Rue du Mont-Blanc, zehn Pferde in ſeinen Ställen, ſechs Lackeien in

ſeinem Vorzimmer, und ich weiß nicht wie viel Millionen in ſeinen Kaſſen.“

„Ah!“ rief der Abbé mit einem ſeltſamen Ausdrucke; „und er iſt glücklich?“

„Glücklich . . . wer kann das ſagen? Glück oder Unglück, das iſt das Geheimniß der Wände; die Wände haben Ohren, aber keine Zunge; iſt man glücklich mit einem großen Vermögen, ſo iſt Danglars glücklich.“

„Und Fernand?“

„Fernand? das iſt etwas ganz Anderes.“

„Aber wie konnte ein armer cataloniſcher Fiſcher ohne Mittel, ohne Erziehung Glück machen; ich muß geſtehen, das überſteigt meine Begriffe.“

„Es überſteigt die Begriffe von aller Welt, und es muß in ſeinem Leben ein ſeltſames Geheimniß obwalten, das Niemand kennt.“

„Auf welchen ſichtbaren Leitern iſt er denn zu dieſem großen Vermögen oder zu dieſer hohen Stellung hinaufgeſtiegen?“

„Zu Beidem, mein Herr, zu Beidem; er hat zugleich Vermögen und Stellung.“

„Sie erzählen mir ein Mährchen?“

„Es ſieht allerdings ganz ſo aus, aber hören Sie, und Sie werden begreifen. Fernand war einige Tage vor der Rückkehr von Dantes der Conſcription verfallen. Die Bourbonen ließen ihn ruhig bei den Cataloniern; aber Napoleon kehrte zurück; eine außerordentliche Aushebung wurde decretirt, und Fernand ſah ſich genöthigt, abzugehen. Ich ging auch ab, da ich aber älter war als Fernand und meine arme Frau kurz zuvor geheirathet hatte, ſo ſchickte man mich nur auf die Küſte. Fernand wurde bei den activen Truppen eingereiht, kam mit ſeinem Regiment an die Gränze, und wohnte der Schlacht bei Ligny bei. In der Nacht, welche auf das Treffen folgte, ſtand er Schildwache vor der Thüre eines Generals, der eine geheime Verbindung mit dem Feinde unterhielt. In derſelben Nacht ſollte der Ge-

neral mit den Engländern zuſammentreffen; er ſchlug Fernand vor, ihn zu begleiten; Fernand willigte ein, verließ ſeinen Poſten und folgte dem General. Was Fernand vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, wenn Napoleon auf dem Throne geblieben wäre, diente ihm bei den Bourbonen zur Empfehlung. Er kehrte nach Frankreich mit der Epaulette des Unterlieutenant zurück, und da ihn die Protection des Generals, welcher in hoher Gunſt ſteht, nicht verließ, ſo war er Kapitän im Jahre 1823, während des ſpaniſchen Krieges, das heißt in dem Augenblick, wo Danglars ſeine erſten Speculationen machte. Fernand war Spanier; er wurde nach Madrid geſchickt, um den Geiſt ſeiner Landsleute zu erforſchen. Er fand dort Danglars, verabredete ſich mit ihm, verhieß ſeinem General eine Unterſtützung unter den Royaliſten der Hauptſtadt und der Provinzen, erhielt Verſprechungen übernahm Verbindlichkeiten, führte ſein Regiment auf Wegen, die nur ihm allein bekannt waren, in Schlünde, welche von den Royaliſten bewacht wurden, und leiſtete endlich in dieſem kurzen Feldzug ſolche Dienſte, daß er nach der Einnahme von Trocadero zum Oberſten ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion mit dem Baronentitel erhielt."

„Verhängniß! Verhängniß!" murmelte der Abbé.

„Ja, doch hören Sie, das iſt noch nicht Alles. Als der ſpaniſche Krieg beendigt war, fand ſich die Laufbahn von Fernand durch den langen Frieden gefährdet, welcher vorausſichtlich in Europa herrſchen mußte. Griechenland allein hatte ſich gegen die Türkei erhoben und ſeinen Unabhängigkeitskrieg begonnen; Aller Augen waren auf Athen gerichtet! die Mode heiſchte, die Griechen zu beklagen und zu unterſtützen. Ohne ſie offen in Schutz zu nehmen, duldete die franzöſiſche Regierung, wie Sie wiſſen, theilweiſe Wanderungen zu ihnen. Fernand erbat ſich und erhielt die Erlaubniß, in Griechenland zu dienen, während er nichtsdeſtoweniger in den Armeeliſten fortgeführt wurde. Einige Zeit nachher erfuhr

man, daß der Baron von Morcef, dies war der Name, den er führte, in die Dienſte von Ali Paſcha mit dem Grade eines Generalinſtructors eingetreten war. Ali Paſcha wurde getödtet, wie Sie wiſſen; aber ehe er ſtarb, belohnte er die Dienſte von Fernand, indem er ihm eine beträchtliche Summe zuſtellen ließ, mit welcher Fernand nach Frankreich zurückkehrte, wo ihm ſein Grad als Generallieutenant beſtätigt wurde."

„Heute alſo?" fragte der Abbé.

„Heute," fuhr Caderouſſe fort, „iſt er Graf, Deputirter, und beſitzt ein prachtvolles Hotel in Paris, Rue du Helder N. 27."

Der Abbé öffnete den Mund, zögerte einen Augenblick, und ſagte dann mit einer Anſtrengung gegen ſich ſelbſt:

„Und Mercedes? man hat mich verſichert, ſie wäre verſchwunden."

„Verſchwunden, wie die Sonne verſchwindet, um am andern Tage glänzender aufzugehen."

„Sie hat alſo ebenfalls Glück gemacht?" fragte der Abbé mit einem ironiſchen Lächeln.

„Mercedes iſt in dieſem Augenblick eine der vornehmſten Damen von Paris," antwortete Caderouſſe.

„Fahren Sie fort," ſagte der Abbé; „es iſt mir, als hörte ich die Erzählung eines Traumes. Aber ich habe ſelbſt ſo außerordentliche Dinge erlebt, daß mich diejenigen, welche Sie mir mittheilen, weniger in Erſtaunen ſetzen."

„Mercedes war Anfangs in Verzweiflung über den Schlag, der ihr Edmond raubte. Ich ſprach bereits von ihren Bitten bei Herrn von Villefort und von ihrer Ergebenheit für den Vater von Dantes. Mitten in ihrer Verzweiflung traf ſie ein neuer Schmerz, der Abgang von Fernand, den ſie, mit ſeinem Verbrechen nicht bekannt, als ihren Bruder betrachtete. Fernand reiſte ab, Mercedes blieb allein.

„Drei Monate verliefen für ſie in Thränen; keine

Kunde von Edmond, keine Nachricht von Fernand; nichts vor Augen, als einen Greis, der in ſeiner Verzweiflung hinſtarb. Eines Abends, als ſie ihrer Gewohnheit gemäß den ganzen Tag an der Ecke der zwei Wege, welche von Marſeille zu den Cataloniern führen, ſitzen geblieben war, kehrte ſie niedergeſchlagener als je in ihre Wohnung zurück: weder Geliebter, noch Freund erſchienen auf einem von den beiden Wegen, und ſie hatte weder von dem Einen, noch von dem Andern Kunde. Plötzlich kam es ihr vor, als hörte ſie einen bekannten Tritt; ſie wandte ſich ängſtlich um, die Thüre ging auf, und Fernand erſchien in ſeiner Unterlieutenants-Uniform. Es war nicht die Hälfte deſſen, was ſie beweinte, aber es war ein Theil ihres vergangenen Lebens, was zu ihr zurückkehrte. Mercedes faßte die Hände von Fernand mit einem Entzücken, das dieſer für Liebe hielt, während es nur die Freude war, nicht mehr allein auf der Welt zu ſein und endlich nach langen Stunden einſamer Trauer einen Freund wiederzuſehen; und dann muß man ſagen, Fernand war nie gehaßt geweſen, er war nur nie geliebt; ein Anderer beſaß das ganze Herz von Mercedes; dieſer Andere war abweſend . . . verſchwunden . . . vielleicht todt. Bei dieſem letzten Gedanken brach Mercedes in ein Schluchzen aus und rang die Hände vor Schmerz; aber der Gedanke, den ſie verwarf, wenn er ihr von einem Andern zugeflüſtert wurde, kehrte jetzt ganz allein in ihrem Geiſte ein; überdies ſagte der alte Dantes unabläßig zu ihr: „„Unſer Edmond iſt todt, denn wenn er nicht todt wäre, käme er zu uns zurück.““

„Der Greis ſtarb, wie ich Ihnen ſagte; hätte er gelebt, ſo würde Mercedes vielleicht nie die Frau eines Andern geworden ſein; denn er wäre da geweſen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Fernand begriff dies. Als er den Tod des Greiſes erfuhr, kehrte er zurück. Diesmal war er Lieutenant. Bei ſeiner erſten Reiſe hatte er Mercedes kein Wort von Liebe geſprochen, bei

der zweiten erinnerte er ſie daran, daß er ſie liebte. Mercedes forderte noch ſechs Monate von ihm, um Edmond zu erwarten und zu beweinen."

„Das machte wirklich im Ganzen achtzehn Monate," ſagte der Abbé mit bitterem Lächeln. „Was kann der angebetetſte Geliebte mehr fordern?"

Dann murmelte er die Worte des engliſchen Dichters:

„Frailty, thy name is woman! *)

„Sechs Monate nachher," fuhr Caderouſſe fort, „fand die Hochzeit in der Kirche des Accoules ſtatt."

„Es war dieſelbe Kirche, in der ſie Edmond heirathen ſollte," murmelte der Abbé, „nur war der Bräutigam verändert."

„Mercedes heirathete alſo," ſprach Caderouſſe, „doch obgleich ſie in aller Augen ruhig erſchien, wurde ſie nichtsdeſtoweniger ohnmächtig, als ſie vor der Reſerve vorbeikam, wo achtzehn Monate vorher ihre Verlobung mit demjenigen gefeiert worden war, den ſie noch liebte, wenn ſie in den Grund ihres Herzens zu ſehen gewagt hätte. Glücklicher, aber nicht ruhiger, denn ich ſah ihn in jener Zeit, und er fürchtete beſtändig die Rückkehr von Edmond, war Fernand ſogleich darauf bedacht, ſeine Frau aus der Gegend zu entfernen und ſich ſelbſt zu verbannen; er hatte zugleich zu viele Gefahren zu befürchten und zu viele Erinnerungen zu bekämpfen, wenn er bei den Cataloniern blieb. Acht Tage nach der Hochzeit reiſten ſie ab."

„Sahen Sie Mercedes wieder?" fragte der Prieſter

„Ja, zur Zeit des ſpaniſchen Krieges, in Perpignan wo Fernand ſie zurückgelaſſen hatte; ſie beſchäftigte ſich damals mit der Erziehung ihres Sohnes."

Der Abbé bebte.

„Ihres Sohnes?" ſagte er.

„Ja," antwortete Caderouſſe, „des kleinen Albert."

„Aber um dieſen Sohn zu erziehen," ſprach der

---

*) Schwachheit, dein Name iſt Weib.

Abbé, „muß ſie wohl ſelbſt Erziehung erhalten haben? Es iſt mir, als hätte ich von Edmond gehört, ſie wäre die Tochter eines einfachen Fiſchers, ſchön, aber ungebildet geweſen?"

„Oh! kannte er denn ſeine Braut ſo ſchlecht?" verſetzte Caderouſſe. „Mercedes hätte Königin werden können, wenn die Krone nur auf den ſchönſten und geſcheideſten Köpfen getragen werden ſollte. Ihr Vermögen nahm bereits zu, und ſie nahm mit ihrem Vermögen zu. Sie lernte zeichnen, ſie lernte Muſik, ſie lernte Alles. Dabei glaube ich, unter uns geſagt, daß ſie alles Dies nur that, um ſich zu zerſtreuen, um zu vergeſſen, und daß ſie nur ſo viele Dinge in ihren Kopf brachte, um das zu bekämpfen, was ſie im Herzen hatte. Nun muß aber Alles geſagt ſein," fügte Caderouſſe bei; „das Vermögen und die Ehre haben ſie ohne Zweifel getröſtet. Sie iſt reich, ſie iſt Gräfin, und dennoch . . ."

Caderouſſe ſchwieg.

„Was dennoch?"

„Dennoch bin ich überzeugt, daß ſie nicht glücklich iſt."

„Warum glauben Sie dies?"

„Als ich ſelbſt zu unglücklich war, dachte ich, meine ehemaligen Freunde würden mich einiger Maßen unterſtützen. Ich begab mich zu Danglars, der mich nicht einmal empfing. Ich ging zu Fernand, und dieſer ließ mir hundert Franken durch ſeinen Kammerdiener zuſtellen."

„Alſo ſahen Sie weder den Einen, noch den Andern?"

„Nein, aber Frau von Morcerf hat mich geſehen."

„Wie dies?"

„Während ich hinausging, fiel eine Börſe zu meinen Füßen; ſie enthielt fünf und zwanzig Louis d'or. Ich ſchaute raſch empor und erblickte Mercedes, welche den Laden wieder ſchloß."

„Und Herr von Villefort?" fragte der Abbé.

„O! er war nicht mein Freund geweſen, ich kannte ihn nicht und hatte nichts von ihm zu fordern."

„Doch wiſſen Sie nicht, was aus ihm geworden iſt, und welchen Theil er an dem Unglück von Edmond gehabt hat?"

„Nein, ich weiß nur, daß er einige Zeit, nachdem er Edmond hatte verhaften laſſen, Fräulein von Saint-Meran heirathete und bald darauf Marſeille verließ. Ohne Zweifel hat ihm das Glück gelächelt, wie den Andern, ohne Zweifel iſt er reich wie Danglars, geachtet wie Fernand; ich allein bin, wie Sie ſehen, arm, elend und von Gott vergeſſen geblieben."

„Sie täuſchen ſich, mein Freund," ſprach der Abbé, „Gott kann zuweilen den Anſchein haben, als vergäße er, wenn ſeine Gerechtigkeit ruht, aber es kommt immer ein Augenblick, wo er ſich erinnert, und hier iſt der Beweis davon."

Bei dieſen Worten zog der Abbé den Diamant aus der Taſche, reichte ihn Caderouſſe und ſprach:

„Nehmen Sie dieſen Diamant, er gehört Ihnen."

„Wie, mir allein?" rief Caderouſſe; „oh! mein Herr, Sie ſcherzen?"

„Dieſer Diamant ſollte unter die Freunde von Edmond vertheilt werden! Edmond hatte nur einen Freund, die Vertheilung wird alſo unnöthig. Nehmen Sie dieſen Diamant und verkaufen Sie ihn, ich wiederhole, er iſt fünfzigtauſend Franken werth, und dieſe Summe wird hoffentlich genügen, um ſie der Armuth zu entziehen."

„Oh! mein Herr," ſagte Caderouſſe ſchüchtern eine Hand ausſtreckend und mit der andern den Schweiß abwiſchend, der auf ſeiner Stirne perlte, „oh! mein Herr, treiben Sie nicht Spott mit dem Glücke und der Verzweiflung eines Menſchen."

„Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung iſt, und werde nie mit dieſen Gefühlen Kurzweil treiben. Nehmen Sie, aber dagegen ..."

Caderouſſe, der bereits den Diamant berührte, zog ſeine Hand zurück.

Der Abbé lächelte.

„Dagegen,“ fuhr er fort, „geben Sie mir die rothe ſeidene Börſe, welche Herr Morrel auf dem Kamine des alten Dantes zurückließ.“

„Immer mehr erſtaunt, ging Caderouſſe an einen großen Schrank von Eichenholz, öffnete ihn und reichte dem Abbé eine lange Börſe von erbleichter rother Seide, woran zwei Ringe von ehemals vergoldetem Kupfer auf- und abglitten. Der Abbé nahm ſie und gab dafür Caderouſſe den Diamant.

„Oh! Sie ſind ein Mann Gottes,“ rief Caderouſſe, „denn es wußte in der That Niemand, daß Edmond Ihnen den Diamant übergeben hatte, und Sie konnten ihn behalten.“

„Gut,“ ſagte der Abbé zu ſich ſelbſt, „Du hätteſt es gethan, wie es ſcheint.“

Der Abbé ſtand auf, nahm ſeinen Hut und ſeine Handſchuhe und ſprach:

„Alles, was Sie geſagt haben, iſt wahr, nicht ſo, und ich kann Ihnen in allen Punkten glauben?“

„Sehen Sie, Herr Abbé,“ antwortete Caderouſſe, „dort in jener Ecke iſt ein Chriſtus von geweihtem Holze, hier auf dieſer Kiſte liegt das Evangelienbuch meiner Frau, öffnen Sie dieſes Buch, und ich will Ihnen, die Hand gegen Chriſtus ausgeſtreckt, darauf ſchwören, ich ſchwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, bei meinem chriſtlichen Glauben, daß ich Ihnen alle Dinge ſo geſagt habe, wie ſie vorgefallen ſind, und wie ſie der Engel der Menſchen Gott am jüngſten Gerichte zuflüſtern wird!“

„Es iſt gut,“ ſprach der Abbé, durch den Ausdruck überzeugt, daß Caderouſſe die Wahrheit geſagt hatte, „es iſt gut; möge Ihnen dieſes Geld Nutzen bringen. Leben Sie wohl, ich kehre zurück, um fern von den Menſchen zu leben, welche ſo viel Böſes thun.“

Und mit großer Mühe ſich von den begeiſterten Ergüſſen von Caderouſſe befreiend, hob der Abbé ſelbſt den Querbaum empor, ſtieg zu Pferde, grüßte zum

letzten Male den Wirth, der ſich in geräuſchvollen Abſchieds=worten gleichſam verwickelte, und entfernte ſich in der Richtung, in welcher er gekommen war.

Als ſich Caderouſſe umwandte, ſah er hinter ſich die Carconte bleicher und zitternder als je.

„Iſt es wahr, was ich gehört habe?“ ſagte ſie.

„Was? daß er uns den Diamant für uns ganz allein gegeben hat?“ entgegnete Caderouſſe beinahe närriſch vor Freude.

„Ja.“

„Nichts kann wahrer ſein, als dies.“

„Und wenn er falſch wäre?“ ſagte ſie.

Caderouſſe erbleichte und wankte.

„Falſch,“ murmelte er, „falſch... Und warum ſollte mir dieſer Mann einen falſchen Diamant gegeben haben?“

„Um Dein Geheimniß zu beſitzen, ohne es zu bezah=len, Schwachkopf.“

Caderouſſe blieb einen Augenblick betäubt unter dem Gewichte dieſer Muthmaßung. Bald aber nahm er ſeinen Hut, ſetzte ihn auf das rothe um ſeinen Kopf gewickelte Taſchentuch und rief:

„Oh! wir werden das wohl erfahren.“

„Auf welche Art?“

„Es iſt Meſſe in Beaucaire, es ſind Juweliere von Paris dort, ich will ihnen den Stein zeigen. Hüte das Haus, Frau, in zwei Stunden bin ich zurück.“

Und er ſtürzte aus dem Hauſe und lief auf der Straße fort, der entgegengeſetzt, welche der Unbekannte eingeſchlagen hatte.

„Fünfzigtauſend Franken,“ murmelte die Carconte, als ſie allein war, „das iſt Geld . . . aber es iſt kein Vermögen.“

Fünftes Kapitel.

Die Regiſter der Gefängniſſe.

Einen Tag, nachdem die von uns erzählte Scene auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire vorgefallen war, erſchien ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren in blauem Frack, Nankinbeinkleidern und weißer Weſte, mit britiſcher Tournure und britiſchem Accent, bei dem Maire von Marſeille und ſprach:

„Mein Herr, ich bin der erſte Commis des Hauſes Thomſon und French in Rom; wir ſtehen ſeit zehn Jahren in Verbindung mit dem Hauſe Morrel und Sohn in Marſeille, haben uns hiebei auf etwa hunderttauſend Franken eingelaſſen, und ſind nicht ganz ohne Unruhe, da man behauptet, dieſes Haus ſei ſeinem Ruin nahe. Ich komme daher ausdrücklich von Rom, um mir von Ihnen Auskunft über Morrel und Sohn zu erbitten.“

„Mein Herr,“ antwortete der Maire, „ich weiß beſtimmt, daß ſeit vier bis fünf Jahren das Unglück Herrn Morrel zu verfolgen ſcheint; er hat hinter einander vier Schiffe verloren und drei Bankerotte erlitten; aber obgleich ich ſelbſt ſein Gläubiger für ein Dutzend tauſend Franken bin, geziemt es mir doch nicht, irgend eine Auskunft über den Zuſtand ſeines Vermögens zu geben. Fragen Sie mich als Maire, was ich von Herrn Morrel denke, ſo antworte ich Ihnen, er ſei ein ſtreng rechtlicher Mann und habe bis jetzt alle ſeine Verbindlichkeiten äußerſt pünktlich erfüllt. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen kann, mein Herr. Wollen Sie mehr wiſſen, ſo wenden Sie ſich an Herrn von Boville, Inſpektor der Gefängniſſe, Rue de Noailles Nro. 15; er hat, ſo viel ich weiß, zweimal hunderttauſend Franken bei dem

Hauſe Morrel angelegt, und wenn wirklich etwas zu fürchten wäre, ſo würden Sie ihn, da dieſe Summe beträchtlicher iſt, als die meinige, wahrſcheinlich über dieſen Punkt beſſer unterrichtet finden, als ich es bin.“

Der Engländer ſchien dieſe Zartheit zu würdigen, grüßte, verließ den Maire, und wanderte mit dem den Söhnen Großbritanniens eigenthümlichen Gange nach der bezeichneten Straße. Herr von Boville war in ſeinem Cabinet: als ihn der Engländer erblickte, machte er eine Bewegung des Erſtaunens, welche anzudeuten ſchien, daß er nicht zum erſten Male dieſem Manne gegenüber ſtand. Herr von Boville aber war ſo verzweiflungsvoll, daß, gleichſam verſchlungen von dem Gedanken, der ihn in dieſem Augenblick beſchäftigte, die Fähigkeiten ſeines Geiſtes weder ſeinem Gedächtniß, noch ſeiner Einbildungskraft Muße ließen, ſich in die Vergangenheit zu verirren. Der Engländer legte ihm mit dem Phlegma ſeiner Nation beinahe in denſelben Ausdrücken dieſelbe Frage vor, die er dem Maire von Marſeille vorgelegt hatte.

„Oh! mein Herr,“ rief Herr von Boville, „Ihre Befürchtungen ſind leider nur zu ſehr gegründet, und Sie ſehen einen verzweifelnden Mann in mir. Ich hatte zwei mal hunderttauſend Franken bei dem Hauſe Morrel angelegt: dieſe zwei mal hunderttauſend Franken waren die Mitgift meiner Tochter, welche ich in vierzehn Tagen zu verheirathen gedachte; dieſe zwei mal hunderttauſend Franken waren rückzahlbar, hunderttauſend am 15. dieſes Monats, hunderttauſend am 15. des nächſten. Ich hatte Herrn Morrel von meinem Wunſche, daß dieſe Zahlung pünktlich ſtattfinden möchte, benachrichtigt, und nun iſt er vor kaum einer halben Stunde zu mir gekommen, um mir zu ſagen, wenn ſein Schiff der Pharaon bis am 15. nicht einliefe, wäre er außer Stands, ſeine Verbindlichkeit zu erfüllen.“

„Aber das gleicht ganz einer Zahlungsfriſtverlängerung,“ ſagte der Engländer.

„Sagen Sie, es gleiche einem Bankerotte,“ rief Herr von Boville außer ſich.

Der Engländer ſchien einen Augenblick nachzudenken, und ſprach ſodann:

„Alſo flößt Ihnen dieſe Schuldforderung Angſt ein?“

„Das heißt, ich betrachte ſie als verloren.“

„Wohl, ich kaufe ſie Ihnen ab.“

„Sie?“

„Ja, ich.“

„Aber ohne Zweifel zu einem ungeheuren Rabatt?“

„Nein, um zweimal hunderttauſend Franken: unſer Haus,“ fügte der Engländer lachend bei, „macht keine ſolche Geſchäfte.“

„Und Sie bezahlen?“

„Baar.“

Der Engländer zog aus ſeiner Taſche ein Päckchen, Bankbillets, die das Doppelte der Summe betragen mochten, welche Herr von Boville zu verlieren befürchtete. Ein Blitz der Freude zog über das Geſicht von Herrn von Boville hin, doch er ſuchte ſich zu bemeiſtern und ſprach:

„Mein Herr, ich muß Sie davon in Kenntniß ſetzen, daß Sie aller Wahrſcheinlichkeit noch nicht ſechs Procent von dieſer Summe bekommen werden.

„Das geht mich nichts an,“ erwiederte der Engländer, „das geht das Haus Thomſon und French an, in deſſen Namen ich handle. Es liegt vielleicht in ſeinem Intereſſe, ein rivales Haus zu Grunde zu richten. Ich weiß nur, daß ich bereit bin, Ihnen dieſe Summe gegen Uebertragung zu bezahlen, wobei ich mir indeſſen einen Mäklerlohn erbitten werde.“

„Das iſt nicht mehr als billig!“ rief Herr von Boville. „Die Commiſſion beträgt gewöhnlich anderthalb? wollen Sie zwei? wollen Sie drei? wollen Sie fünf? wollen Sie noch mehr? ſprechen Sie!“

„Mein Herr,“ antwortete der Engländer lachend,

„ich bin wie mein Haus, ich mache keine ſolche Geſchäfte; mein Mäklerlohn iſt ganz anderer Natur."

„Reden Sie, mein Herr, ich höre."

„Sie ſind Inſpector der Gefängniſſe?"

„Seit vierzehn Jahren."

„Sie halten Eintritts- und Abgangs-Regiſter?"

„Allerdings."

„Dieſen Regiſtern müſſen Noten bezüglich auf die Gefangenen beigefügt ſein?"

„Jeder Gefangene hat ſeinen Faſcikel."

„Nun wohl, ich bin in Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen werden, welcher plötzlich von dort verſchwunden iſt. Seitdem habe ich erfahren, daß man ihn in dem Caſtell If gefangen gehalten, und ich möchte wohl gern etwas Näheres über ſeinen Tod wiſſen."

„Wie hieß er?"

„Abbé Faria."

„Oh! ich erinnere mich ſeiner ganz genau," rief Herr von Boville, „er war ein Narr."

„Man ſagte es."

„Oh! er war es ganz gewiß."

„Es iſt möglich; was war ſeine Narrheit?"

„Er behauptete, Kenntniß von einem unermeßlichen Schatze zu haben, und bot der Regierung tolle Summen, wenn man ihn in Freiheit ſetzen wollte."

„Armer Teufel! Und er iſt todt?"

„Ja, mein Herr, er ſtarb ungefähr vor fünf oder ſechs Monaten, im vergangenen Februar."

„Sie haben ein glückliches Gedächtniß, mein Herr, daß Sie ſich ſo der einzelnen Umſtände erinnern."

„Ich erinnere mich dieſer Geſchichte, weil der Tod des armen Teufels von einem ſeltſamen Ereigniß begleitet war."

„Dürfte man dieſes Ereigniß erfahren?" fragte der Engländer mit einem Ausdrucke von Neugierde, welchen

auf ſeinem phlegmatiſchen Geſichte zu finden, ein tiefer Beobachter erſtaunt geweſen wäre.

„Oh! mein Gott, ja, mein Herr; das Gefängniß des Abbé war ungefähr fünf und vierzig bis fünfzig Fuß von dem eines ehemaligen bonapartiſtiſchen Agenten entfernt, eines ſehr entſchloſſenen und gefährlichen Menſchen von der Zahl derjenigen, welche am meiſten zu der Rückkehr des Uſurpators im Jahre 1815 beigetragen haben.“

„Wirklich!“ ſagte der Engländer.

„Ja, ich hatte ſelbſt Gelegenheit, dieſen Menſchen im Jahre 1816 oder 1817 zu ſehen; man ſtieg in ſeinen Kerker nur mit einem Piquet Soldaten hinab; er machte einen tiefen Eindruck auf mich, und ich werde ſein Geſicht nie vergeſſen.

Der Engländer lächelte unmerklich.

„Und Sie ſagen,“ verſetzte er, „die zwei Kerker...“

„Waren durch eine Entfernung von fünfzig Fuß getrennt, aber es ſcheint, dieſer Edmond Dantes . . .“

„Der gefährliche Menſch hieß . . . .“

„Edmond Dantes. Ja, mein Herr, es ſcheint, dieſer Edmond Dantes hatte ſich Werkzeug verſchafft oder verfertigt, denn man fand einen Gang, durch welchen die Gefangenen mit einander in Verbindung ſtanden.“

„Dieſer Gang war ohne Zweifel in der Abſicht zu entweichen gemacht worden?“

„Allerdings; aber zum Unglück für die Gefangenen wurde der Abbé von der Starrſucht befallen und ſtarb.“

„Ich begreife, das mußte die Entweichungspläne kurz abſchneiden.“

„Für den Todten, ja,“ antwortete Herr von Boville, „für den Lebenden nicht; dieſer Dantes ſah im Gegentheil darin ein Mittel, ſeine Flucht zu beſchleunigen; er dachte ohne Zweifel, die im Caſtell If geſtorbenen Gefangenen würden in einem gewöhnlichen Friedhofe begraben, trug den Hingeſchiedenen in ſeine Zelle, nahm

ſeinen Platz in dem Sacke ein, in welchen man jenen genäht hatte, und erwartete den Augenblick des Begräbniſſes."

„Das war ein gewagtes Mittel, woraus ſich auf einigen Muth ſchließen ließ," bemerkte der Engländer.

„Ich habe Ihnen bereits geſagt, mein Herr, daß es ein ſehr gefährlicher Menſch war; zum Glück befreite er die Regierung ſelbſt von der Furcht, die ſie ſeinetwegen hegte."

„Wie dies?"

„Sie begreifen nicht?"

„Nein."

„Das Caſtell If hat keinen Friedhof; man wirft die Todten ganz einfach in das Meer, nachdem man ihnen zuvor eine Kugel von ſechs und dreißig Pfund an die Füße gebunden hat."

„Nun?" fragte der Engländer, als ob er ſchwer begriffe.

„Man befeſtigte ihm die Kugel von ſechs und dreißig Pfund an die Füße und warf ihn in das Meer.

„In der That!" rief der Engländer.

„Ja, mein Herr," fuhr der Inſpector fort. „Sie können ſich denken, wie groß das Erſtaunen des Flüchtlings geweſen ſein muß, als er fühlte, daß man ihn von dem Felſen herabſtürzte. Ich hätte ſein Geſicht in dieſem Augenblick ſehen mögen."

„Das wäre ſchwierig geweſen."

„Gleichviel," ſagte Herr von Boville, den die Gewißheit, ſeine zwei mal hunderttauſeud Franken wieder zu erhalten, in gute Laune verſetzte; „gleichviel, ich ſtelle es mir vor."

Und er brach in ein Gelächter aus.

„Und ich auch," ſagte der Engländer.

Und er fing an, ebenfalls zu lachen, aber wie die Engländer lachen, mit dem Ende der Zähne.

„Der Flüchtling iſt alſo ertrunken?" fuhr der Engländer fort, welcher zuerſt wieder ſeine Kaltblütigkeit gewann.

„Ganz und gar."

„Somit wurde der Gouverneur des Caſtells zugleich von dem Wüthenden und von dem Narren befreit?"

„Gewiß."

„Es mußte doch eine Art von Protokoll über dieſes Ereigniß aufgenommen werden?" fragte der Engländer.

„Ja, ja, ein Sterbeprotokoll. Sie begreifen, für die Verwandten von Dantes, wenn er hat, konnte es von Intereſſe ſein, ſich zu verſichern, ob er geſtorben wäre oder noch lebte."

„Folglich können Sie nun ruhig ſein, wenn ſie von ihm erben. Er iſt todt, ſehr todt?"

„Oh! mein Gott, ja. Man wird ihnen einen Schein ausſtellen, wenn ſie es haben wollen."

„Es ſei ſo," ſprach der Engländer. „Doch um auf die Regiſter zurückzukommen . . ."

„Richtig . . . Dieſe Geſchichte hat uns davon entfernt. Verzeihen Sie."

„Was ſoll ich verzeihen? Die Geſchichte? keines Weges; ſie war mir ſehr intereſſant."

„Sie iſt es in der That . . . Mein Herr, Sie wünſchen alſo Alles zu ſehen, was ſich auf den armen Abbé bezieht, der die Sanftmuth ſelbſt war, nicht ſo?"

„Es würde mir Vergnügen machen."

„Gehen Sie in mein Cabinet, und ich will es Ihnen zeigen."

Beide gingen in das Cabinet von Herrn von Boville.

Alles war hier in vollkommener Ordnung: jedes Regiſter bei ſeiner Nummer, jeder Faſcikel in ſeinem Fach. Der Inſpector hieß den Engländer in ſeinen Lehnſtuhl ſitzen, legte ihm das Regiſter und die Akten bezüglich auf Caſtell If vor, und ließ ihm volle Muße, darin zu blättern, während er ſelbſt in einem Winkel ſitzend ſeine Zeitung las.

Der Engländer fand leicht die Akten, welche ſich auf den Abbé Faria bezogen, doch es ſcheint, die Ge-

ſchichte, die ihm Herr von Boville erzählt, hatte ihn lebhaft intereſſirt, denn nachdem er von den erſten Stücken Kenntniß genommen, fuhr er fort, zu blättern, bis er zu dem Fascikel von Edmond Dantes gekommen war. Hier fand er wieder Alles an ſeinem Platz, Denunciation, Verhör, Bittſchrift von Herrn Morrel, Randgloſſe von Herrn von Villefort. Er faltete ganz ſachte die Denunciation zuſammen, ſteckte ſie in ſeine Taſche, las das Verhör und ſah, daß der Name Noirtier nicht darin ausgeſprochen war, durchlief dann auch noch das Geſuch vom 10. Februar 1815, worin Herr Morrel, nach dem Rathe des Subſtituten, in einer vortrefflichen Abſicht, weil Napoleon noch regierte, die Dienſte übertrieb, welche Dantes der kaiſerlichen Sache geleiſtet hatte, Dienſte, die das Certificat von Villefort unbeſtreitbar machte. Nun begriff er Alles. Das von Villefort aufbewahrte Geſuch war unter der zweiten Reſtauration eine furchtbare Waffe in den Händen des Staatsanwaltes geworden. Er wunderte ſich daher nicht mehr über folgende Note, welche er als Randgloſſe neben ſeinen Namen geſetzt fand:

Edmond Dantes	Wüthender Bonapartiſt, hat thätigen Antheil an der Rückkehr von der Inſel Elba genommen. Im geheimſten Gewahrſam und unter der ſtrengſten Aufſicht zu halten.

Unter dieſen Zeilen ſtand von einer andern Handſchrift:

„In Betracht obiger Note nichts zu machen.“

Die Handſchrift der Randgloſſe mit der des Certificats vergleichend, das unten an das Geſuch von Morrel geſetzt war, bekam er Dantes Gewißheit, daß Randgloſſe und Certificat von einer Hand, nämlich von der von Villefort herrührten.

Was die begleitende Note betrifft, ſo begriff der Engländer, daß ſie von irgend einem Inſpector eingezeichnet worden war, der ein vorübergehendes Intereſſe

an der Lage von Dantes genommen, durch die erwähnte Bemerkung aber ſich in die Unmöglichkeit verſetzt geſehen hatte, ſeiner Theilnahme eine Folge zu geben.

Aus Discretion, und um den Zögling der Abbé Faria in ſeinen Nachforſchungen nicht zu beengen, hatte ſich der Inſpector, wie geſagt, entfernt und las im Drapeau blanc. Er ſah alſo nicht, wie der Engländer die von Danglars in der Sommerlaube der Reſerve geſchriebene und mit dem Stempel von Marſeille den 27. Februar verſehene Denunciation zuſammenlegte und einſteckte. Hätte er es aber auch geſehen, ſo würde er ſicherlich zu wenig Gewicht auf dieſes Papier und zu viel auf ſeine zweimal hunderttauſend Franken gelegt haben, um ſich dem zu widerſetzen, was der Engländer that, ſo ordnungswidrig es auch war.

„Ich danke,“ ſagte dieſer, indem er das Regiſter geräuſchvoll ſchloß. „Ich weiß, was ich wiſſen wollte, und nun iſt an mir, mein Verſprechen zu halten; machen Sie mir eine einfache Abtretung Ihrer Schuldforderung; beſcheinigen Sie in dieſer Abtretung den Empfang des Betrags, und ich bezahle Ihnen die Summe.“

Und er überließ ſeinen Platz am Schreibtiſche Herrn von Boville, der ſich ohne Umſtände ſetzte und eiligſt die verlangte Abtretung ſchrieb, während der Engländer auf einem Tiſchchen die Bankbillets aufzählte.

Sechstes Kapitel.

Das Haus Morrel.

Wer, mit dem Innern des Hauſes Morrel vertraut, Marſeille ein paar Jahre zuvor verlaſſen hätte und zu der Zeit, zu der wir nunmehr gelangt ſind, zurückgekehrt wäre, würde eine große Veränderung darin gefunden haben. Statt des lebendigen, behaglichen, glücklichen Anblicks, den ein auf dem Pfade der Wohlfahrt begriffenes Haus gleichſam ausſtrömt; ſtatt der freudigen, hinter den Fenſtervorhängen erſcheinenden Geſichter; ſtatt der geſchäftigen, mit der Feder hinter dem Ohr in den Gängen umherlaufenden Commis; ſtatt des mit Ballen gefüllten, von dem Geſchrei und Gelächter der Faktoren wiederhallenden Hofes, hätte er etwas Trauriges, Todtes in dieſen öden Gängen und dieſem leeren Hofe wahrgenommen. Von den zahlreichen Handlungsdienern, welche einſt die Büreaux bevölkerten, waren nur zwei geblieben; der eine war ein junger Mann von drei bis vierundzwanzig Jahren, Namens Emmanuel Raymond, welcher, verliebt in die Tochter von Herrn Morrel, in dem Hauſe verharrte, was auch ſeine Eltern thun mochten, um ihn daraus zu entfernen; der andere war ein alter, einäugiger Kaſſengehülfe, genannt Cocles, ein Spottnamen, den ihm die jungen Leute gegeben hatten, welche einſt den ſo gewaltig ſummenden, nun aber beinahe unbewohnten Bienenſtock belebten; dieſer Spottname hatte allmälig ſeinen wahren Namen ſo vollkommen erſetzt, daß er ſich ohne Zweifel nicht einmal umgewendet haben würde, hätte man ihn bei dem letztern gerufen.

Cocles war im Dienſte von Herrn Morrel geblieben, und es hatte ſich eine ſonderbare Veränderung in

der Lage des braven Mannes bewerkſtelligt; er war zugleich zum Grade eines Kaſſiers avancirt und zum Range eines Bedienten herabgeſunken. Darum war es nicht minder derſelbe Cocles, gut, geduldig, ergeben, aber unbeugſam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen Punkte, worin er der ganzen Welt, ſelbſt Herrn Morrel, die Spitze geboten hätte; ſeine pythagoräiſche Tabelle konnte er an den Fingern herſagen, wie man ſie auch drehen und auf welche Weiſe man ihn in einen Irrthum zu verſetzen ſuchen mochte.

Mitten unter der allgemeinen Traurigkeit, welche ſich des Hauſes Morrel bemächtigt hatte, war Cocles allein unempfindlich geblieben. Man täuſche ſich übrigens nicht, dieſe Unempfindlichkeit rührte nicht von einem Mangel an Zuneigung, ſondern im Gegentheil von einer unerſchütterlichen Ueberzeugung her. Wie die Ratten der Sage nach allmälig ein Schiff verlaſſen, das zum Voraus vom Schickſal im Meere unterzugehen beſtimmt iſt, ſo daß dieſe ſelbſtſüchtigen Gäſte in dem Augenblick, wo es die Anker lichtet, völlig ausgewandert ſind, eben ſo hatte die Menge von Commis und Angeſtellten aller Art, welche ihren Unterhalt von dem Hauſe Morrel bezogen, allmälig Bureaux und Magazine im Stich gelaſſen; Cocles ſah ſie insgeſammt weggehen, ohne ſich über die Urſache ihres Abgangs Rechenſchaft zu geben. Alles lief bei Cocles auf eine Ziffernfrage hinaus, und ſeit den zwanzig Jahren, die er in dem Hauſe Morrel war, hatte er die Zahlungen bei offenem Bureau mit ſolcher Regelmäßigkeit ſtattfinden ſehen, daß er eben ſo wenig zugab, dieſe Regelmäßigkeit könnte aufhören und die Zahlungen dürften eingeſtellt werden, als ein Müller, der eine von dem Waſſer eines reichen Fluſſes geſpeiſte Mühle beſitzt, zugibt, dieſer Fluß könnte zu laufen aufhören. Bis jetzt hatte ſich wirklich nichts gegen die Ueberzeugung von Cocles erhoben. Der letzte Monatsſchluß war mit der ſtrengſten Pünktlichkeit durchgeführt worden. Cocles hatte einen Irrthum von ſiebenzig

Centimes, welcher zum Nachtheil von Herrn Morrel begangen worden war, entdeckt und an demſelben Tag den Mehrbetrag von vierzehn Sous ſeinem Principal überbracht, welcher dieſe mit einem ſchwermüthigen Lächeln nahm, in eine beinahe leere Schublade fallen ließ, und zu dem Arithmetiker ſagte:

„Gut, Cocles, Sie ſind die Perle der Kaſſiere.“

Cocles entfernte ſich äußerſt zufrieden; denn ein Lob von Herrn Morrel, dieſer Perle der ehrlichen Leute von Marſeille, ſchmeichelte Cocles mehr als ein Geſchenk von fünfzig Thalern. Aber ſeit dieſem ſo glücklich durchgeführten Monatsſchluß hatte Herr Morrel grauſame Stunden durchgemacht; um gegen dieſen Monatsſchluß Stand zu halten, hatte er alle ſeine Mittel zuſammengerafft und war ſelbſt, aus Furcht, das Gerücht von ſeiner Noth könnte ſich in Marſeille verbreiten, wenn man ihn ſo zum Aeußerſten greifen ſehen würde, auf die Meſſe von Beaucaire gereiſt, um einige Juwelen, welche ſeiner Frau und ſeiner Tochter gehörten, und einen Theil von ſeinem Silberzeug zu verkaufen. Mittelſt dieſes Opfers war diesmal noch Alles zur größten Ehre des Hauſes Morrel vorübergegangen. Die Kaſſe aber blieb völlig leer. Erſchreckt durch umlaufende Gerüchte zog ſich der Credit mit ſeiner gewöhnlichen Selbſtſucht zurück, und um gegen die hunderttauſend Franken, welche am 15ten laufenden Monats zurückzubezahlen waren, und gegen die hunderttauſend, welche am 15ten des folgenden verſielen, Stand zu halten, hatte Herr Morrel in Wirklichkeit nichts mehr, als die Hoffnung auf die Rückkehr des Pharaon, von deſſen Abgang ein Schiff, das mit ihm die Anker gelichtet, Kunde gegeben hatte. Dieſes Schiff, welches wie der Pharaon von Calcutta kam, war aber bereits ſeit vierzehn Tagen im Hafen eingelaufen, während man vom Pharaon keine Nachricht hatte.

So ſtanden die Dinge, als der Abgeſandte des Hauſes Thomſon und French in Rom am andern Tage, nachdem

er die von uns mitgetheilte wichtige Angelegenheit mit Herrn von Boville abgemacht hatte, ſich bei Herrn Morrel einfand. Emmanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jeder neue Beſuch erſchreckte, denn jedes neue Geſicht kündigte einen neuen Gläubiger an, welcher in ſeiner Ungeduld herbeikam, um den Chef des Hauſes auszuforſchen, der junge Mann, ſagen wir, wollte ſeinem Herrn das Aergerliche dieſes Beſuches erſparen; er befragte den Eintretenden, dieſer aber erklärte ihm, er hätte nichts mit Herrn Emmanuel zu thun, ſondern müßte mit Herrn Morrel perſönlich ſprechen.

Emmanuel rief ſeufzend Cocles und befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen. Cocles ging voraus und der Fremde folgte. Auf der Treppe begegnete man einem hübſchen jungen Mädchen, das den Fremden voll Unruhe anſchaute. Cocles bemerkte dieſen Geſichtausdruck nicht, der jedoch dem Fremden keines Wegs entgangen zu ſein ſchien.

„Herr Morrel iſt in ſeinem Cabinet, nicht wahr, Fräulein Julie?“ fragte der Kaſſier.

„Ja, ich glaube wenigſtens,“ antwortete das Mädchen zögernd; „ſehen Sie zuerſt nach, Cocles, und wenn mein Vater dort iſt, melden Sie den Herrn.“

„Es wäre unnütz, mich zu melden,“ erwiederte der Engländer, Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieſer brave Mann mag ihm nur ſagen, ich ſei der erſte Commis der Herren Thomſon und French in Rom, mit denen das Haus Ihres Herrn Vaters in Verbindung ſteht.“

Das Mädchen erbleichte und ging vollends die Treppe hinab, und der Fremdling ging vollends hinauf. Julie, wie ſie der Kaſſier genannt hatte, trat in das Bureau, wo ſich Emmanuel aufhielt, und Cocles öffnete mit Hülfe eines Schlüſſels, deſſen Beſitzer er war, eine Thüre in der Ecke des Ruheplatzes im zweiten Stocke, führte den Fremden in ein Vorzimmer, öffnete eine

zweite Thüre, die er wieder hinter ſich ſchloß, und erſchien ſodann, nachdem er den Abgeſandten des Hauſes Thomſon und French einen Augenblick allein gelaſſen hatte, abermals und bedeutete ihm durch ein Zeichen, er könnte eintreten. Der Fremde fand Herrn Morrel an ſeinem Schreibtiſche ſitzend und erbleichend vor den furchtbaren Colonnen, in denen ſein Paſſivum eingetragen war. Als Herr Morrel den Fremden erblickte, ſtand er auf und ſchob einen Stuhl vor; ſobald er ſah, daß der Fremde ſich geſetzt hatte, ſetzte er ſich ebenfalls wieder.

Vierzehn Jahre hatten eine gewaltige Veränderung bei dem würdigen Handelsherrn hervorgebracht, welcher, am Anfang dieſer Geſchichte ſechsunddreißig Jahre alt, nun das fünfzigſte zu erreichen auf dem Punkte ſtand. Seine Haare hatten ſich gebleicht, ſeine Stirne war unter ſorgenvollen Runzeln ausgehöhlt; ſein einſt ſo feſter, beſtimmter Blick war unbeſtimmt, unentſchloſſen geworden, und ſchien bange zu haben, er könnte genöthigt werden, auf einem Gedanken oder auf einem Menſchen zu haften. Der Engländer ſchaute ihn mit einem Gefühle der Neugierde an, das offenbar mit Theilnahme gemiſcht war.

„Mein Herr," ſagte Morrel, deſſen Unbehaglichkeit dieſes Anſchauen zu verdoppeln ſchien, „Sie wünſchten mich zu ſprechen?"

„Ja, mein Herr; Sie wiſſen, in weſſen Namen ich komme?"

„Im Namen des Hauſes Thomſon und French, wenigſtens wie mir mein Kaſſier geſagt hat."

„Er ſagte Ihnen die Wahrheit. Das Haus Thomſon und French ſoll im Laufe dieſes Monats und des nächſten in Frankreich drei bis viermal hunderttauſend Franken bezahlen, und hat, vertraut mit Ihrer ſtrengen Pünktlichkeit, alle Papiere aufgekauft, welche es mit Ihrer Unterſchrift finden konnte, wobei mir der Auftrag

geworden iſt, nach Maßgabe des Verfalls die Gelder bei Ihnen zu erheben und ſodann zu verwenden."

Morrel ſtieß einen ſchweren Seufzer aus, fuhr mit der Hand über ſeine ſchweißbedeckte Stirne und erwiederte:

„Sie haben alſo von mir unterzeichnete Tratten?"

„Ja, mein Herr, für eine beträchtliche Summe."

„Für welche Summe?" fragte Herr Morrel mit einer Stimme, welcher er Sicherheit zu verleihen ſtrebte.

„Einmal," ſagte der Engländer, ein Päckchen aus der Taſche ziehend, „einmal habe ich hier eine Abtretung von zweimal hunderttauſend Franken, ausgeſtellt an unſer Haus von Herrn von Boville, Inſpektor der Gefängniſſe. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville dieſe Summe ſchuldig ſind?"

„Ja, mein Herr, er hat ſie zu vier und einem halben Procent vor bald fünf Jahren bei mir angelegt."

„Und Sie haben den Betrag zurückzubezahlen?"

„Hälftig am fünfzehnten dieſes, hälftig am fünfzehnten des nächſten Monats."

„So iſt es; dann habe ich hier zwei und dreißigtauſend fünfhundert Ende dieſes; es ſind von Ihnen unterzeichnete und von Dritten an unſer Haus übertragene Tratten."

„Ich erkenne ſie an, ſagte Herr Morrel, dem bei dem Gedanken, daß er zum erſten Male in ſeinem Leben vielleicht ſeiner Unterſchrift nicht entſprechen könnte, die Schamröthe in das Geſicht ſtieg. „Iſt das Alles?"

„Ich habe noch auf Ende nächſten Monats dieſe Papiere, welche das Haus Pascale und das Haus Wild und Turner in Marſeille an uns verkauften, etwa fünf und fünfzig tauſend Franken, im Ganzen zweimal hundert ſiebenundachtzig tauſend fünfhundert Franken."

Es läßt ſich nicht beſchreiben, was der unglückliche Morrel während dieſer Aufzählung litt.

„Zweimal hundert ſieben und achtzig tauſend fünf hundert Franken," wiederholte er maſchinenmäßig.

„Ja, mein Herr,“ ſprach der Engländer. „Ich kann Ihnen nun nicht verbergen,“ fuhr er nach kurzem Still-ſchweigen fort, „daß, während man Ihre bis jetzt vor-wurfsfreie Redlichkeit zu ſchätzen weiß, in Marſeille das Gerücht geht, Sie ſeien nicht im Stande, Ihre An-gelegenheiten durchzuführen.“

Bei dieſer beinahe rohen Eröffnung erbleichte Herr Morrel furchtbar.

„Mein Herr,“ ſagte er, „bis jetzt, und es ſind mehr als zwanzig Jahre, ſeitdem ich das Haus aus den Hän-den meines Vaters übernommen habe, der es ſelbſt fünf und dreißig Jahr führte, bis jetzt iſt kein von Morrel und Sohn unterzeichnetes Papier an der Kaſſe prä-ſentirt worden, ohne daß wir Zahlung dafür geleiſtet hätten.“

„Ja, ich weiß dies; doch ſprechen Sie offenherzig, wie ein Ehrenmann zum andern: werden Sie dieſe Pa-piere mit derſelben Pünktlichkeit bezahlen?“

Morrel bebte und ſchaute denjenigen an, welcher mit größerer Sicherheit zu ihm ſprach, als er es bis dahin gethan hatte.

„Auf ſo offenherzig geſtellte Fragen,“ antwortete er, „muß ich eine offenherzige Antwort geben. Ja, mein Herr, ich bezahle, wenn mein Schiff, wie ich hoffe, glück-lich im Hafen einläuft, denn ſeine Ankunft wird mir den Credit wiedergeben, den mir ſchnell auf einander fol-gende Unglücksfälle, deren Opfer ich geweſen bin, ge-raubt haben; bliebe aber der Pharaon, die letzte Quelle, auf die ich zähle, aus ...“

Die Thränen traten dem armen Rheder in die Augen.

„Nun?“ fragte der Engländer, „bliebe dieſe letzte Quelle aus?“

„Es iſt grauſam zu ſagen ... doch, bereits an das Unglück gewöhnt, muß ich mich auch an die Schmach gewöhnen ... nun! ich glaube, daß ich genöthigt wäre, meine Zahlungen einzuſtellen.“

„Haben Sie keine Freunde, welche Sie unter dieſen Umſtänden unterſtützen könnten?“ fragte der Engländer.

Herr Morrel lächelte traurig und erwiederte:

„In den Geſchäften hat man keine Freunde, wie Sie wiſſen, ſondern nur Correſpondenten.“

„Das iſt wahr,“ murmelte der Engländer. „Sie nähren alſo keine Hoffnung mehr?“

„Eine einzige.“

„Die letzte?“

„Die letzte.“

„Und wenn dieſe Hoffnung ſich nicht verwirklicht?“

„Bin ich zu Grunde gerichtet, mein Herr, völlig zu Grunde gerichtet.“

„Als ich zu Ihnen kam, lief ein Schiff im Hafen ein.“

„Ich weiß es. Ein junger Mann, der mir im Unglück treu geblieben iſt, bringt einen Theil ſeiner Zeit auf einem Belvedere oben auf dem Hauſe zu, in der Hoffnung, mir zuerſt eine gute Nachricht mittheilen zu können. Von ihm habe ich die Ankunft dieſes Schiffes erfahren.“

„Iſt es nicht das Ihrige?“

„Nein, es iſt ein bordoleſiſches Schiff, die Gironde; es kommt ebenfalls von Indien, iſt aber nicht dasjenige, welches ich erwarte.“

„Vielleicht hat es Kenntniß vom Pharaon und bringt Ihnen Kunde.“

„Soll ich es Ihnen ſagen, mein Herr, ich fürchte beinahe eben ſo ſehr, Nachricht von meinem Dreimaſter zu erhalten, als in Ungewißheit zu bleiben. Die Ungewißheit iſt noch Hoffnung.“

Dann fügte Herr Morrel mit dumpfem Tone bei:

„Dieſes Zögern iſt nicht natürlich: der Pharaon iſt am 5. Februar von Calcutta abgegangen und ſollte ſeit mehr als einem Monat hier ſein.“

„Was iſt das?“ fragte der Engländer horchend; „was ſoll dieſes Geräuſch bedeuten?“

„Ah, mein Gott! mein Gott!" rief Morrel erbleichen, „was gibt es wieder?"

Es entſtand wirklich ein gewaltiges Geräuſch auf der Treppe; man ging ab und zu, man hörte ſogar einen Schrei des Schmerzes. Morrel ſtand auf, um die Thüre zu öffnen, doch es gebrach ihm an Kraft, und er fiel in ſeinen Stuhl zurück.

Die zwei Männer blieben einander gegenüber, Morrel an allen Gliedern zitternd, der Engländer ihn mit einem Ausdrucke tiefen Mitleids anſchauend. Der Lärmen hörte auf, aber es ſchien dennoch, als ob Morrel etwas erwartete; dieſer Lärmen hatte eine Urſache und mußte eine Folge haben. Es kam dem Fremden vor, als ſtiege man ſachte die Treppe herauf, und als ob die Tritte, welche von mehren Perſonen herrührten, auf dem Ruheplatz anhielten. Ein Schlüſſel wurde in das Schloß der erſten Thüre geſteckt, und man hörte dieſe auf ihren Angeln knarren.

„Nur zwei Perſonen haben den Schlüſſel zu dieſer Thüre," murmelte Morrel: „Cocles und Julie."

Zu gleicher Zeit öffnete ſich die Thüre, und man ſah das Mädchen bleich und die Wangen in Thränen gebadet erſcheinen. Morrel ſtand zitternd auf und ſtützte ſich auf den Arm ſeines Lehnſtuhles, denn er hätte ſich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keinen Ton mehr.

„Oh! mein Vater! ſagte das Mädchen, die Hände faltend, „verzeihen Sie ihrem Kinde, daß es Ihnen eine ſchlimme Botſchaft bringt."

Morrel wurde furchtbar bleich; Julie warf ſich in ſeine Arme.

„Oh, mein Vater! mein Vater!" rief ſie, „Muth gefaßt!"

„Der Pharaon iſt alſo zu Grunde gegangen?" fragte Morrel mit zuſammengeſchnürter Stimme.

Das Mädchen antwortete nicht, ſondern machte

nur ein bejahendes Zeichen mit ſeinem an die Bruſt des Vaters angelehnten Kopfe.

„Und die Mannſchaft?“ fragte Morrel.

„Gerettet,“ antwortete das Mädchen, „gerettet durch das bordoleſiſche Schiff, das ſo eben in den Hafen eingelaufen iſt.“

Morrel hob ſeine beiden Hände mit einem Ausdruck voll Reſignation und erhabener Dankbarkeit zum Himmel empor und ſprach:

„Ich danke, mein Gott, ich danke; wenigſtens ſchlägſt Du nur mich allein.“

So phlegmatiſch der Engländer war, ſo befeuchtete doch eine Thräne ſein Augenlied.

„Tretet ein,“ ſagte Herr Morrel, „denn ich vermuthe, Ihr ſeid Alle vor der Thüre.“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als wirklich Madame Morrel ſchluchzend eintrat; Emmanuel folgte ihr; im Vorzimmer ſah man die rauhen Geſichter von ſieben bis acht halb nackten Matroſen. Beim Anblick dieſer Menſchen bebte der Engländer; er machte einen Schritt, als wollte er auf ſie zugehen, aber er bemeiſterte ſich und drückte ſich im Gegentheil in den entfernteſten, dunkelſten Winkel des Cabinets. Madame Morrel ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und nahm eine von den Händen ihres Gatten in die ihrigen, während Julie, an die Bruſt ihres Vaters gelehnt, ſtehen blieb. Emmanuel ſtand mitten im Zimmer und ſchien als Band zwiſchen der Gruppe der Familie Morrel und den Matroſen an der Thüre zu dienen.

„Wie hat ſich das zugetragen?“ fragte Herr Morrel.

„Tretet näher, Penelon,“ ſagte der junge Mann, „und erzählt das Ereigniß.“

Ein alter, von der Sonne des Aequators bronzirter Matroſe trat, zwiſchen ſeinen Händen den Ueberreſt eines Hutes hin- und herdrehend, vor und ſagte:

„Guten Morgen, Herr Morrel,“ als ob er Mar-

ſeille am Tage vorher verlaſſen hätte und von Aix oder Toulon käme.

„Guten Morgen, mein Freund,“ erwiederte Herr Morrel, der ſich eines Lächelns unter ſeinen Thränen nicht enthalten konnte: „aber wo iſt der Kapitän?“

„Was den Kapitän betrifft, Herr Morrel, er iſt krank in Palma geblieben; doch wenn es Gott gefällt, wird es nichts ſein, und Sie ſehen ihn in einigen Tagen ſo wohl und geſunde, als wir Beide ſind, ankommen.“

„Gut . . . nun ſprecht, Penelon.“

Penelon ließ ſeinen Kautaback aus der linken Backe in die rechte übergehen, hielt die Hand vor ſeinen Mund, ſchleuderte in das Vorzimmer einen Guß ſchwärzlichen Speichels, rückte den Fuß vor und ſprach, ſich auf ſeinen Hüften wiegend:

„Herr Morrel, wir waren ſo etwas zwiſchen dem Cap Blanc und dem Cap Boyador, und liefen mit einem guten Süd-Süd-Weſt, nachdem wir uns acht Tage lang mit der Windſtille abgemüdet hatten, als ſich der Kapitän Goumard mir näherte (ich muß Ihnen bemerken, daß ich am Steuerruder war), und zu mir ſagte: „„Vater Penelon,““ ſagte er, „„was denkſt Du von den Wolken, die ſich dort am Horizont erheben?““ Ich betrachtete ſie mir gerade in dieſem Augenblick. „„Was ich davon denke, Kapitän? ich denke ſie ſteigen ein wenig ſchneller, als es ſich gebührt, und ſind ſchwärzer, als es Wolken zuſteht, welche keine ſchlimme Abſicht haben.““ — „„Das iſt auch meine Meinung,““ ſagte der Kapitän, „„ich will immerhin Vorſichtsmaßregeln treffen. Wir haben zu viele Segel für den Wind, der ſogleich kommen wird . . . Holla! he! bindet die Bramſegel ein und holt den fliegenden Klüver an.““ Es war die höchſte Zeit, der Befehl war nicht ſobald ausgeführt, als wir den Wind auf den Ferſen hatten und das Schiff ſich auf die Seite legte. „„Gut!““ ſagte der Kapitän, „„wir haben noch zu viel Tuch außen: geit das große Segel auf!““ Fünf Minuten nachher war das große Segel

gegeit und wir liefen mit der Focke, dem Marsſegel und den Toppſegeln. „„Nun, Vater Penelon,““ ſagte der Kapitän zu mir, „„was haſt Du denn mit dem Kopfe zu ſchütteln.““ — Was ich habe? an Ihrer Stelle würde ich nicht auf ſo ſchönem Wege bleiben.““ „„Ich glaube, Du haſt Recht, Alter, wir werden einen Windſtoß bekommen.““ — „„Ah, den Teufel, Kapitän!““ antwortete ich, „„wer uns, was ſich da unten braut, für einen Windſtoß abkaufte, würde etwas dabei gewinnen; es iſt ein guter, ſchöner Sturm, oder ich verſtehe mich nicht darauf.““ Das heißt, man ſah den Wind kommen, wie man den Staub in Mondredon ankommen ſieht; zum Glücke hatte er es mit einem Manne zu thun, der ihn kannte. „„Nehmt zwei Ringe in den Marsſegeln ein,““ rief der Kapitän, „„laßt die Boleinen laufen, braßt an, ſtreicht die Marsſegel ein, zieht die Takel auf die Rahen herunter!““

„Das war in jener Gegend nicht genug,“ ſagte der Engländer; ich hätte vier Ringe genommen und mich der Focke entledigt.“

Dieſe feſte, ſonore, unerwartete Stimme machte Jedermann beben. Penelon hielt ſeine Hand über die Augen und ſchaute denjenigen an, welcher mit ſo viel Sicherheit das Manoeuvre ſeines Kapitäns beurtheilte.

„Wir thaten noch etwas Beſſeres,“ ſagte er mit einer gewiſſen Achtung, „denn wir geiten die ganze Brigantine und legten den Helmſtock nach dem Winde, um vor dem Sturm zu laufen. Zehn Minuten nachher geiten wir die Marsſegel auf und trieben vor Topp und Takel.

Der Engländer ſchüttelte den Kopf und ſprach:

„Das Schiff war zu alt, um dies zu wagen.“

„Das iſt es gerade, was unſer Verderben herbeiführte. Nachdem wir zwölf Stunden lang hin- und hergeworfen worden waren, zeigte ſich ein Leck. „„Penelon,““ ſagte der Kapitän zu mir, „„ich glaube, wir ſinken, mein Alter; gib mir das Steuerruder und ſteige

in den Raum hinab."" Ich gebe ihm das Steuerruder und gehe hinab; es hatte bereits drei Fuß Waſſer. Ich ſteige wieder hinauf und rufe: „„Zu den Pumpen! zu den Pumpen!"" Ah! ja wohl; es war zu ſpät. Man ging an die Arbeit; aber ich glaube, je mehr wir herauszogen, deſto mehr kam hinein. Ho! nach einer vierſtündigen Arbeit . . . ſinken wir, ſo wollen wir ſinken laſſen, man ſtirbt nur einmal. „„Ah! Meiſter Penelon,"" ſpricht der Kapitän, „„Ihr gebt ein ſolches Beiſpiel? wohl, wartet, wartet!"" Er holt ein Paar Piſtolen aus der Kajüte und ruft zurückkehrend: „„Dem Erſten, der die Pumpe verläßt, zerſchmettere ich die Hirnſchale!""

„Schön," ſagte der Engländer.

„Nichts verleiht ſo viel Muth, als gute Gründe," fuhr der Matroſe fort; „überdies hatte ſich das Wetter mittlerweile aufgehellt und der Wind ſich gelegt; nichtsdeſtoweniger ſtieg das Waſſer fortwährend, nicht um viel, vielleicht um zwei Zoll in der Stunde, aber es ſtieg; zwei Zoll in der Stunde, ſehen Sie, das ſieht aus wie nichts, aber in zwölf Stunden macht es nicht weniger als vier und zwanzig Zoll, und vier und zwanzig geben zwei Fuß. Zwei Fuß und drei, die wir ſchon hatten, das machte uns fünf. Wenn aber ein Schiff fünf Fuß Waſſer im Bauche hat, ſo kann es für waſſerſüchtig angeſehen werden. „„Gut,"" ſagte der Kapitän, „„es iſt genug ſo, und Herr Morrel kann uns keinen Vorwurf machen; wir haben gethan, was wir thun konnten, um das Schiff zu retten; nun müſſen wir die Mannſchaft zu retten ſuchen. An die Schaluppe, Kinder, ſo geſchwind als immer möglich!""

„Hören Sie, Herr Morrel," fuhr Penelon fort, „wir liebten den Pharaon ungemein; aber wie ſehr auch der Seefahrer ſein Schiff lieben mag, ſo liebt er doch noch mehr ſeine Haut. Wir ließen es uns auch nicht zweimal ſagen: dabei war es, als ſpräche das Schiff zu uns: Geht doch! geht doch!"" und er log

nicht, der arme Pharaon; wir fühlten ihn buchſtäblich unter unſeren Füßen in die Tiefe ſinken. So viel iſt gewiß, daß in einem Nu die Schaluppe in der See war und wir uns alle Acht darin befanden. Der Kapitän ſtieg zuletzt hinab, oder vielmehr nein, er ſtieg nicht hinab, denn er wollte das Schiff nicht verlaſſen: ich faßte ihn mit dem Arme um den Leib, warf ihn den Kameraden zu und ſprang dann ebenfalls. Es war die höchſte Zeit. Kaum hatte ich den Sprung gemacht, als das Verdeck mit einem Geräuſche zerſprang, daß man es hätte für die Lage eines Schiffes von acht und vierzig Kanonen halten ſollen. Zehn Minuten nachher tauchte es mit dem Vordertheile unter, dann mit dem Hintertheile; dann drehte es ſich um ſich ſelbſt, wie ein Hund, der ſeinem Schweife nachläuft; und endlich: eine gute Nacht der Geſellſchaft, brrrrru! . . . Alles war abgethan, kein Pharao mehr!

„Wir brachten drei Tage zu, ohne zu eſſen und zu trinken, und ſprachen ſchon davon, das Loos zu ziehen, wer den Anderen zur Nahrung dienen ſollte, als wir die Gironde gewahrten; wir machten ihr Signale, ſie ſah uns, ſegelte auf uns zu, ſchickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So hat ſich die Sache ereignet, auf Ehrenwort, Herr Morrel, auf Seemannswort! Nicht wahr, Ihr Leute?“

Ein allgemeines Gemurmel der Beiſtimmung deutete an, daß der Erzähler alle Stimmen durch die Wahrheit der Hauptſache und durch das Pittoreske der einzelnen Umſtände vereinigt hatte.

„Gut, mein Freund,“ ſagte Herr Morrel, „Ihr ſeid brave Leute, und ich wußte zum Voraus, daß bei dem Unglück, das mir begegnet iſt, niemand Anderes die Schuld hatte, als mein Verhängniß. Es iſt der Wille Gottes, und nicht der Fehler der Menſchen. Verehren wir den Willen Gottes. Nun ſagt, wie viel Sold iſt man Euch ſchuldig?“

„Ah! bah... ſprechen wir nicht davon, Herr Morrel.“

„Im Gegentheil, ſprechen wir davon,“ erwiederte mit einem traurigen Lächeln der Rheder.

„Nun wohl, man iſt uns drei Monate ſchuldig.“

„Cocles, bezahlen Sie jedem von dieſen braven Leuten zweihundert Franken. In einer andern Epoche, meine Freunde,“ fuhr Herr Morrel fort, „hätte ich beigefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als außerordentliches Geſchenk, aber die Zeiten ſind ungünſtig, meine Freunde, und das wenige Geld, das mir übrig bleibt, iſt nicht mehr mein Eigenthum; entſchuldigt mich alſo und liebt mich darum nicht minder.“

Penelon machte eine Grimaſſe der Rührung, wandte ſich gegen ſeine Gefährten um, ſprach einige Worte mit ihnen, kam dann zurück und ſagte, nachdem er ſeinen Kautaback in die andere Seite des Mundes übergearbeitet und einen zweiten Guß Speichel, welcher das Pendant zu dem erſten werden ſollte, in das Vorzimmer geſchleudert hatte:

„Was das betrifft, Herr Morrel, was das betrifft . . .“

„Was denn?“

„Das Geld.“

„Nun?“

„Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, ſie hätten für dieſen Augenblick mit fünfzig Franken jeder genug, und ſie könnten mit dem Reſte warten.“

„Ich danke, meine Freunde,“ rief Herr Morrel, tief erſchüttert; „Ihr ſeid brave Leute; aber nehmt nur, nehmt, und wenn Ihr einen guten Dienſt findet, tretet ein, Ihr ſeid frei.“

Dieſe letzten Worte brachten eine wunderbare Wirkung auf die Matroſen hervor; ſie ſchauten einander mit beſtürzter Miene an. Penelon, dem es an Athem fehlte, hätte beinahe ſeinen Kautaback verſchluckt; zum Glück fuhr er zu rechter Zeit mit der Hand an ſeine Zunge.

„Wie, Herr Morrel!“ ſagte er mit einer zuſammen-

gepreßten Stimme, wie! Sie ſchicken uns weg, Sie ſind alſo unzufrieden mit uns?“

„Nein, meine Kinder,“ erwiederte der Rheder, „nein, ich bin nicht unzufrieden mit Euch, im Gegentheil; nein, ich ſchicke Euch nicht weg. Aber was wollt Ihr, ich habe kein Schiff mehr, und bedarf folglich auch keiner Matroſen.“

„Wie! Sie haben keine Schiffe mehr?“ rief Penelon; „wohl, Sie laſſen andere bauen, und wir warten.“

„Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu laſſen, Penelon,“ entgegnete Herr Morrel traurig lächelnd; „ich kann alſo Euer Anerbieten nicht annehmen, ſo freundlich es auch iſt.“

„Wohl, wenn Sie kein Geld haben, ſo müſſen Sie uns nicht bezahlen, wir machen es, wie es der arme Pharaon gemacht hat, und treiben vor Topp und Takel.“

„Genug, genug, meine Freunde,“ erwiederte Herr Morrel, dem vor Rührung die Sprache beinahe verſagte. „Wir werden uns in beſſeren Zeiten wiederfinden. Emmanuel,“ fügte der Rheder bei, „begleiten Sie dieſe braven Leute und ſeien Sie dafür beſorgt, daß meine Wünſche erfüllt werden.“

„Alſo wenigſtens auf Wiederſehen, nicht wahr, Herr Morrel?“ verſetzte Penelon.

„Ja, meine Freunde, ich hoffe wenigſtens; geht.“

Auf ein Zeichen ſeiner Hand marſchirte Cocles voran. Die Matroſen folgten dem Kaſſier und Emmanuel folgte den Matroſen.

„Nun laßt mich einen Augenblick allein,“ ſagte der Rheder zu ſeiner Frau und zu ſeiner Tochter, „ich habe mit dieſem Herrn zu ſprechen.“

Und er bezeichnete mit den Augen den Bevollmächtigten des Hauſes Thomſon und French, welcher unbeweglich in ſeiner Ecke während dieſer Scene ſtehen geblieben war, an der er nur mit den von uns erwähnten paar Worten Theil genommen hatte. Die Frauen

ſchauten den Fremden an, den ſie völlig vergeſſen hatten, und entfernten ſich ſodann; aber während ſich die Tochter zurückzog, warf ſie auf dieſen Mann einen erhabenen Blick inſtändiger Bitte, den er mit einem Lächeln erwiederte, welches auf dieſem eiſigen Geſichte hervortreten zu ſehen, ein kalter Beobachter erſtaunt ſein würde. Die zwei Männer blieben allein.

„Nun, mein Herr," ſagte Morrel, „Sie haben Alles geſehen, Alles gehört, und ich habe Ihnen nichts mehr mitzutheilen.

„Ich habe geſehen, mein Herr," erwiederte der Engländer, „daß Ihnen ein neues Unglück, ſo unverdient als die anderen, widerfahren iſt, und das hat mich in meinem Wunſche, Ihnen angenehm zu ſein, beſtärkt."

„Oh! mein Herr..."

„Ich bin einer von Ihren Hauptgläubigern, nicht wahr?"

„Sie ſind wenigſtens derjenige, welcher die kurzſichtigſten Wechſel von mir in Händen hat.

„Sie wünſchen eine Friſtverlängerung, um mich zu bezahlen?"

„Eine Friſtverlängerung könnte mir die Ehre und folglich das Leben retten."

„Wie viel verlangen Sie?"

„Zwei Monate," ſagte Morrel zögernd.

„Gut," ſprach der Fremde, „ich gebe Ihnen drei."

„Doch glauben Sie, daß das Haus Thomſon und French...?"

„Seien Sie unbeſorgt, ich nehme Alles auf mich... Wir haben heute den 5. Juni?"

„Ja."

„Nun, erneuern Sie mir alle dieſe Papiere auf den 5. September, und am 5. September um eilf Uhr Morgens (die Pendeluhr bezeichnete gerade in dieſem Augenblick die eilfte Stunde), werde ich mich bei Ihnen einfinden."

„Ich werde Sie erwarten, mein Herr, und Sie ſollen Bezahlung erhalten, oder ich bin todt."

Dieſe letzten Worte ſprach Morrel ſo leiſe, daß ſie der Fremde nicht hören konnte. Die Papiere wurden erneuert, man zerriß die alten, und der arme Rheder hatte wenigſtens drei Monate vor ſich, um ſeine letzten Mittel aufzubieten. Der Engländer empfing ſeinen Dank mit dem ſeiner Nation eigenthümlichen Phlegma und nahm von Morrel Abſchied, der ihn unter Segnungen bis an die Thüre zurückführte. Auf der Treppe traf er Julie; das Mädchen that, als ob es hinabginge, aber es wartete auf ihn.

„O! mein Herr..." rief Julie, die Hände faltend.

„Mein Fräulein," ſagte der Fremde, „Sie werden eines Tages einen Brief, unterzeichnet... Simbad der Seefahrer... bekommen. Thun Sie Punkt für Punkt, was der Brief ſagt, ſo ſeltſam Ihnen auch die Aufforderung erſcheinen mag."

„Gut, mein Herr," erwiederte Julie.

„Verſprechen Sie es mir?"

„Ich ſchwöre es Ihnen."

„Leben Sie wohl, mein Fräulein; bleiben Sie ſtets ein gutes, frommes Mädchen, und ich hoffe, Gott wird Sie dadurch belohnen, daß er Ihnen Herrn Emmanuel zum Gatten gibt."

Julie ſtieß einen leichten Schrei aus, wurde roth wie eine Kirſche, und hielt ſich am Geländer, um nicht zu fallen. Der Engländer entfernte ſich mit einer Geberde des Abſchiedes. Im Hofe begegnete er Penelon; dieſer hatte eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand, und ſchien ſich nicht entſchließen zu können, das Geld fortzutragen.

„Kommt, mein Freund," ſagte der Engländer zu ihm, „ich habe mit Euch zu ſprechen."

Siebentes Kapitel.

Der fünfte September.

Die von dem Mandatar des Hauſes Thomſon und French in dem Augenblick, wo es Morrel am wenigſten erwartete, bewilligte Friſt glaubte der arme Rheder als eine von jenen Wiederſcheinungen des Glückes betrachten zu dürfen, welche dem Menſchen verkündigen, das Schickſal ſei endlich müde geworden, auf ſein Verderben loszuarbeiten. An demſelben Tage erzählte er das, was ihm begegnet war, ſeiner Tochter, ſeiner Frau und Emmanuel, und es kehrte ein wenig Hoffnung, wenn nicht Ruhe, in die Familie zurück. Leider aber hatte es Morrel nicht allein mit dem Hauſe Thomſon und French zu thun, das ſich ſo nachſichtig gegen ihn zeigte. Im Handel hat man, wie er ſelbſt ſagte, Correſpondenten und keine Freunde. Bei ſchärferer Ueberlegung konnte er ſogar das edelmüthige Benehmen der Herren Thomſon und French gegen ihn gar nicht begreifen, und er erklärte ſich daſſelbe nur durch folgende ſelbſtſüchtige Betrachtung, welche dieſes Haus angeſtellt haben dürfte: Beſſer einen Mann unterſtützen, der uns beinahe dreimalhunderttauſend Franken ſchuldig iſt, und dieſe dreimalhunderttauſend Franken nach Verlauf von drei Monaten haben, als ſeinen Untergang beſchleunigen und ſechs bis ſieben Procent vom Kapital bekommen.

Zum Unglück ſtellten, ſei es aus Haß, ſei es aus Verblendung, nicht alle Correſpondenten von Morrel dieſelben Betrachtungen an, und einige machten ſogar den entgegengeſetzten Schluß. Die von Morrel unterzeichneten Tratten wurden daher mit ängſtlicher Strenge an der Kaſſe präſentirt, aber von Cocles, in Folge der

von dem Engländer bewilligten Friſt, ohne Verzug bezahlt; Cocles verharrte fortwährend in ſeiner prophetiſchen Ruhe. Herr Morrel allein ſah mit Schrecken, daß er, wenn er am 15. die hunderttauſend Franken von Herrn von Boville, und am 30. die zweiunddreißigtauſend fünfhundert Franken, für welche er, wie für die Schuldforderung des Inſpektors der Gefängniſſe, eine Friſt erhalten, hätte bezahlen müſſen, ſchon am Ende dieſes Monats ein verlorener Mann geweſen wäre.

Der ganze Handelsſtand in Marſeille war der Meinung, nach den Unglücksfällen, welche Herrn Morrel hintereinander getroffen, könnte dieſer ſich nicht halten. Man ſtaunte daher nicht wenig, als man ſah, daß ſein Monatsſchluß ſich mit der gewöhnlichen Pünktlichkeit bewerkſtelligte. Doch das Vertrauen kehrte darum nicht in die Geiſter zurück, und man verſchob einſtimmig auf das Ende des nächſten Monats die Inſolvenzerklärung des unglücklichen Rheders.

Der ganze Monat verging in unerhörten Anſtrengungen von Seiten Morrels, um alle ſeine Mittel aufzubieten. Früher wurde ſein Papier, auf welches Datum es auch ausgeſtellt ſein mochte, mit Vertrauen angenommen, und ſogar geſucht. Morrel wollte Papier auf neunzig Tage negociren, und fand alle Banken geſchloſſen. Zum Glück hatte Morrel ſelbſt einige Heimzahlungen zu erwarten, auf welche er rechnen konnte, und die erwarteten Gelder gingen auch wirklich ein; Morrel fand ſich dadurch abermals in den Stand geſetzt, ſeinen Verbindlichkeiten zu entſprechen, als das Ende des Juli erſchien.

Den Mandatar des Hauſes Thomſon und French hatte man übrigens nicht mehr in Marſeille geſehen. Er war am erſten oder zweiten Tage nach ſeinem Beſuche bei Herrn Morrel verſchwunden, und da er in Marſeille nur mit dem Maire, dem Inſpektor der Gefängniſſe und Herrn Morrel verkehrt hatte, ſo ließ ſeine

Anweſenheit keine andere Spur zurück, als die verſchiedenen Erinnerungen, welche dieſe drei Perſonen von ihm bewahrten. Die Matroſen des Pharaon hatten, wie es ſcheint, irgend ein Unterkommen gefunden, denn ſie waren ebenfalls verſchwunden.

Von der Unpäßlichkeit, die ihn in Palma zurückgehalten, wiedergeneſen, kehrte der Kapitän Gaumard ebenfalls zurück. Er zögerte, ſich bei Morrel zu zeigen, aber dieſer erfuhr ſeine Ankunft und ſuchte ihn ſelbſt auf. Der würdige Rheder kannte vorher ſchon, durch die Erzählung von Penelon, das muthige Benehmen des Kapitäns während des unglücklichen Ereigniſſes, und er war es nun, der den Seemann zu tröſten ſuchte. Er brachte ihm den Betrag ſeines Soldes, den der Kapitän Gaumard nicht zu erheben gewagt hätte.

Als Herr Morrel die Treppe hinabging, begegnete er Penelon, welcher gerade heraufſtieg. Penelon hatte, wie es ſchien, ſein Geld gut angewendet, denn er war ganz neu gekleidet. Seinen Rheder erblickend, wurde der würdige Rudergänger ſehr verlegen; er drückte ſich in die entfernteſte Ecke des Ruheplatzes, ſchob abwechſelnd ſeinen Kautaback von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, wälzte ſeine Augen ganz verwirrt in ihren Höhlen umher und erwiederte nur mit einer ſchüchternen Berührung den Händedruck, den ihm Herr Morrel mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit bot. Herr Morrel ſchrieb die Verlegenheit von Penelon ſeiner eleganten Toilette zu; der brave Mann hatte ſich offenbar nicht auf ſeine Rechnung einen ſolchen Luxus erlaubt; er war alſo ohne Zweifel bereits an Bord eines anderen Schiffes angeworben und ſchämte ſich, daß er nicht, wenn man ſo ſagen darf, länger Trauer um den Pharaon getragen hatte. Vielleicht kam er ſogar, um Kapitän Gaumard ſein Glück mitzutheilen und ihm Anerbietungen im Auftrage ſeines neuen Herrn zu machen.

„Brave Leute!“ ſprach Herr Morrel ſich entfernend,

„möchte Euer neuer Herr Euch lieben, wie ich Euch liebte, und glücklicher ſein, als ich bin!“

Der Auguſt verlief in beſtändig erneuerten Verſuchen von Herrn Morrel, ſeinen alten Credit wieder zu heben und ſich einen neuen zu eröffnen. Am 20. Auguſt wußte man in Marſeille, daß er einen Platz auf der Mallepoſt genommen hatte, und man ſagte ſich jetzt, am Ende dieſes Monates müßte die Inſolvenzerklärung ſtattfinden, und Morrel wäre vorher ſchon abgereiſt, um nicht dieſem grauſamen, ohne Zweifel ſeinem erſten Commis Emmanuel oder ſeinem Kaſſier Cocles übertragenen Akte beizuwohnen. Als aber der 31. kam, öffnete ſich die Kaſſe wie gewöhnlich gegen alle Vorausſicht. Cocles erſchien hinter dem Gitter, ruhig, wie der Gerechte von Horaz, unterſuchte mit derſelben Aufmerkſamkeit das Papier, welches man ihm präſentirte, und bezahlte die Tratten von der erſten bis zur letzten mit gleicher Pünktlichkeit. Man begriff dies durchaus nicht- und verſchob mit der den Propheten ſchlimmer Kunde eigenthümlichen Hartnäckigkeit den Bankerott auf das Ende des September.

Am 1. kam Herr Morrel zurück: er wurde von ſeiner ganzen Familie mit der größten Bangigkeit erwartet; auf dieſer Reiſe beruhte die letzte Hoffnung auf ein Rettungsmittel. Morrel hatte an Danglars gedacht, der heute ein Millionär und ihm einſt verpflichtet war; denn auf die Empfehlung von Morrel war Danglars in den Dienſt des ſpaniſchen Banquier getreten, bei welchem er ſein ungeheures Vermögen zu erwerben angefangen hatte. Heute hatte Danglars, wie man ſagte, ſelbſt ſechs bis acht Millionen und einen unbegränzten Credit. Danglars konnte Morrel retten, ohne einen Thaler aus der Taſche zu ziehen; er durfte ſich nur für ein Anlehen verbürgen, und Morrel war gerettet. Morrel dachte ſeit geraumer Zeit an Danglars; aber es gibt ein inſtinktartiges Widerſtreben, das man nicht zu bemeiſtern vermag: Morrel zögerte ſo lange als mög-

lich, zu dieſem letzten Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen. Und er hatte Recht, denn er kam gelähmt unter der Demüthigung einer abſchlägigen Antwort zurück.

Er ſtieß bei ſeiner Ankunft keine Klage aus, brachte keine Anſchuldigung vor; er umarmte nur weinend ſeine Frau und ſeine Tochter, reichte Emmanuel freundſchaftlich die Hand, verlangte nach Cocles und ſchloß ſich mit dieſem in ſein Cabinet im zweiten Stocke ein.

„Diesmal,“ ſagten die zwei Frauen zu Emmanuel, „diesmal ſind wir verloren.“

In einer kurzen Berathung, welche ſie unter ſich pflogen, wurde ſodann beſchloſſen, daß Julie an ihren Bruder, der in Nimes in Garniſon lag, ſchreiben und ihn auffordern ſollte, ſogleich zu kommen. Die armen Frauen fühlten, daß ſie aller ihrer Kräfte bedurften, um den Schlag zu ertragen, der ſie bedrohte. Ueberdies übte Maximilian Morrel, obgleich erſt zweiundzwanzig Jahre alt, doch bereits einen großen Einfluß auf ſeinen Vater aus.

Es war ein feſter, rechtſchaffener junger Mann. Als es ſich darum handelte, eine Laufbahn zu wählen, wollte ihm ſein Vater nicht zum Voraus ſeine Zukunft beſtimmen, und fragte die Geſchmacksrichtung des jungen Maximilian um Rath. Dieſer erklärte ſich für die militäriſche Laufbahn, machte vortreffliche Studien und trat mittelſt einer Prüfung in die polytechniſche Schule ein, welche er, zum Unterlieutenant im 53ſten Linien-Regiment ernannt, wieder verließ. Im Regiment bezeichnete man Maximilian Morrel als ſtrengen Beobachter, nicht nur aller dem Soldaten auferlegten Verbindlichkeiten, ſondern auch aller dem Manne obliegenden Pflichten, und man nannte ihn nur den Stoiker. Es verſteht ſich, daß viele von denjenigen, welche ihm dieſen Beinamen gaben, denſelben wiederholten, weil ſie ihn gehört hatten, und nicht einmal wußten, was er bedeutete. Dies war der junge Mann, den ſeine Mutter und ſeine Schweſter

herbeiriefen, um ſie in den ernſten Umſtänden, in denen ſie ſich befinden ſollten, zu unterſtützen.

Sie täuſchten ſich nicht über das Mißliche ihrer Lage, denn einen Augenblick nachdem Herr Morrel mit Cocles in ſein Cabinet gegangen war, ſah Julie den letzteren bleich, zitternd und mit völlig verſtörtem Geſichte wieder herauskommen. Sie wollte ihn fragen, als er an ihr vorüberging, doch der brave Mann lief mit einer bei ihm ungewöhnlichen Eile unaufhaltſam die Treppe hinab und rief ihr nur, die Hand zum Himmel erhebend, zu:

„Oh, mein Fräulein! welch ein furchtbares Unglück; wer hätte das je gedacht!“

Eine Minute nachher ſah ihn Julie mit ein paar dicken Handlungsbüchern, einem Portefeuille und einem Sacke Geld wieder hinaufgehen. Morrel unterſuchte die Bücher, öffnete das Portefeuille und zählte das Geld. Alle baaren Mittel beliefen ſich auf ſechs bis achttauſend Franken, die Einnahmen bis zum 5ten auf vier bis fünftauſend Franken, was alſo im höchſten Fall einen Activſtand von vierzehn tauſend Franken bildete, womit einer Tratte von zweimalhundert ſiebenundachtzig tauſend fünfhundert Franken entſprochen werden ſollte. Eine ſolche Abſchlagszahlung anzubieten, war nicht möglich.

Als jedoch Herr Morrel zum Mittageſſen herabkam, ſchien er ziemlich ruhig. Dieſe Ruhe erſchreckte die zwei Frauen mehr, als es die tiefſte Niedergeſchlagenheit hätte thun können. Nach dem Mittagsbrode pflegte Morrel auszugehen, im Kreiſe der Phokäer ſeinen Kaffee zu trinken und den Semaphore zu leſen; an dieſem Tage blieb er zu Hauſe und ging wieder in ſein Bureau hinauf.

Cocles ſchien ganz ſtumpfſinnig; er hielt ſich einen Theil des Tages, auf einem Steine ſitzend und mit bloßem Kopfe bei dreißig Graden Wärme, im Hofe auf.

Emmanuel ſuchte die Frauen zu tröſten; aber es

mangelte ihm an Beredtſamkeit. Der junge Mann war zu ſehr in die Angelegenheiten des Hauſes eingeweiht, um nicht zu fühlen, daß eine große Kataſtrophe der Familie Morrel bevorſtand. Es kam die Nacht: die Frauen wachten in der Hoffnung, Morrel würde von ſeinem Cabinet herabgehend bei ihnen eintreten, doch ſie hörten, wie er, ohne Zweifel aus Furcht, man könnte ihn rufen, ſeine Tritte dämpfend, an ihrer Thüre vorüberſchlich. Sie horchten: er kehrte in ſein Zimmer zurück und ſchloß die Thüre von innen.

Madame Morrel hieß ihre Tochter ſchlafen gehen; eine halbe Stunde, nachdem ſich Julie entfernt hatte, ſtand ſie auf, zog ihre Schuhe aus und ſchlüpfte in den Gang, um zu ſehen, was ihr Gatte machte. Im Gang erblickte ſie einen Schatten, der ſich zurückzog. Sie erkannte Julie, welche, ſelbſt unruhig, ihrer Mutter zuvorgekommen war. Julie ging auf Madame Morrel zu und ſagte:

„Er ſchreibt.“

Die zwei Frauen hatten ſich errathen, ohne ſich zu ſprechen.

Madame Morrel neigte ſich zum Schlüſſelloche herab. Morrel ſchrieb wirklich; aber was ihre Tochter nicht bemerkt hatte, das bemerkte Madame Morrel: ihr Gatte ſchrieb auf geſtempeltes Papier. Es kam ihr der furchtbare Gedanke, er mache ſein Teſtament; ſie bebte an allen Gliedern und hatte dennoch die Kraft, nichts zu ſagen.

Am andern Tage erſchien Herr Morrel ganz ruhig; er hielt ſich wie gewöhnlich in ſeinem Bureau auf, kam wie gewöhnlich zum Frühſtück herab; nur ließ er nach dem Mittagsbrode ſeine Tochter zu ſich ſitzen, nahm den Kopf des Kindes in ſeinen Arm und hielt ihn lange an ſeine Bruſt. Am Abend ſagte Julie zu ihrer Mutter, ſie habe, obgleich ihr Vater ſcheinbar ruhig geweſen, doch ſein Herz heftig ſchlagen gefühlt. Die zwei nächſten Tage gingen ungefähr auf dieſelbe Weiſe hin. Am 4.

September Abends forderte Herr Morrel von ſeiner Tochter den Schlüſſel ſeines Cabinets zurück. Julie bebte bei dieſer Forderung, welche ihr Unglück weiſſagend vorkam. Warum forderte ihr der Vater dieſen Schlüſſel ab, den ſie immer gehabt hatte, und den man ihr in ihrer Kindheit nur abnahm, wenn man ſie beſtrafen wollte. Sie ſchaute Herrn Morrel an und ſagte:

„Was habe ich denn Schlimmes gethan, mein Vater, daß Sie mir dieſen Schlüſſel wieder abnehmen?“

„Nichts, mein Kind,“ antwortete der unglückliche Morrel, dem bei dieſer einfachen Frage die Thränen in die Augen traten; „nichts, ich brauche ihn nur.“

Julie ſtellte ſich, als ſuchte ſie dieſen Schlüſſel, ſprach: „Ich werde ihn in meinem Zimmer gelaſſen haben,“ und ging hinaus; aber ſtatt ſich in ihr Zimmer zu begeben, eilte ſie hinab, um Emmanuel um Rath zu fragen.

„Geben Sie ihm den Schlüſſel nicht,“ ſprach dieſer, „und verlaſſen Sie ihn morgen früh, wenn es möglich iſt, keinen Augenblick.“

Sie ſuchte Emanuel auszuforſchen, doch dieſer wußte nicht mehr, oder wollte nicht mehr wiſſen.

Die ganze Nacht vom 4. auf den 5. horchte Madame Morrel, ihr Ohr feſter an das Täfelwerk haltend; bis drei Uhr Morgens hörte ſie ihren Gatten in großer Aufregung im Zimmer umhergehen; erſt um drei Uhr warf er ſich auf ſein Bett. Die zwei Frauen brachten die Nacht beiſammen zu. Seit dem vorhergehenden Abend erwarteten ſie Maximilian. Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer; er war ruhig, aber die Aufregung der Nacht zeigte ſich auf ſeinem bleichen, verſtörten Geſichte. Die Frauen es wagten nicht, ihn zu fragen, ob er gut geſchlafen. Morrel war freundlicher gegen ſeine Frau und väterlicher gegen ſeine Tochter, als er es je geweſen; er konnte nicht ſatt werden, das arme Kind anzuſchauen und zu küſſen.

Julie erinnerte ſich deſſen, was ihr Emmanuel zu thun empfohlen hatte, und wollte ihrem Vater folgen,

als er ſich entfernte; er ſtieß ſie jedoch ſanft zurück und ſagte:

„Bleib' bei Deiner Mutter.“

Julie drang in ihn, doch er ſprach:

„Ich will es.“

Es war das erſte Mal, daß Morrel zu ſeiner Tochter ſprach: „Ich will es,“ aber er ſagte dies mit einem ſo väterlich ſanften Ausdruck, daß Julie keinen Schritt zu thun wagte. Sie blieb ſtumm und unbeweglich auf ihrem Platze ſtehen. Eine Minute nachher öffnete ſich die Thüre, und ſie fühlte zwei Arme, die ſie umſchlangen, und einen Mund, der ſich auf ihre Stirne preßte. Sie ſchlug die Augen auf und ſtieß einen Freudenſchrei aus.

„Maximilian! mein Bruder!“ rief ſie.

Bei dieſem Rufe lief Madame Morrel herbei und warf ſich in die Arme ihres Sohnes.

„Meine Mutter!“ ſprach der junge Mann, und ſchaute dabei abwechſelnd Madame Morrel und ihre Tochter an; „was gibt es denn? was geht denn vor? Euer Brief hat mich erſchreckt, und ich eile herbei!“

„Julie,“ ſagte Madame Morrel, ihrem Sohne ein Zeichen machend, „benachrichte Deinen Vater, daß Maximilian angekommen iſt.“

Julie eilte hinaus, aber auf der erſten Stufe der Treppe begegnete ſie einem Manne, welcher einen Brief in der Hand hielt.

„Sind Sie nicht Fräulein Julie Morrel?“ fragte dieſer Mann mit ſehr ſtark italieniſchem Accent.

„Ja, mein Herr,“ ſtammelte Julie; „doch was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht.“

„Leſen Sie dieſen Brief,“ antwortete der Mann und reichte ihr das Billet.

Julie zögerte.

„Es handelt ſich um die Wohlfahrt Ihres Vaters,“ ſprach der Bote.

Das Mädchen entriß das Billet ſeinen Händen, öffnete es raſch und las:

„Begeben Sie ſich ſogleich in die Allées de Meillan; treten Sie in das Haus Nro. 15; verlangen Sie von dem Concierge den Schlüſſel des Zimmers im 5ten Stocke; gehen Sie in dieſes Zimmer; nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine rothe ſeidene Börſe, und bringen Sie dieſe Börſe Ihrem Vater. Es iſt von großem Belang, daß er ſie vor eilf Uhr erhält. Sie haben mir blind zu gehorchen verſprochen; ich erinnere Sie an dieſes Verſprechen.

Simbad der Seefahrer.“

Julie ſtieß einen Freudenſchrei aus, ſchlug die Augen auf und ſuchte, um ihn zu befragen, den Mann, der ihr das Billet zugeſtellt hatte, aber er war verſchwunden. Sie ſchaute dann wieder auf das Billet, um es zum zweiten Male zu leſen, und bemerkte, daß es eine Nachſchrift hatte. Julie las:

„Es iſt wichtig, daß Sie dieſe Sendung in Perſon und allein erfüllen; kämen Sie begleitet, oder es erſchiene eine andere Perſon an Ihrer Stelle, ſo würde der Concierge antworten, er wiſſe nicht, was man wolle.“

Dieſe Nachſchrift mäßigte bedeutend die Freude von Julie. Hatte ſie nichts zu befürchten? war es nicht eine Falle, die man ihr ſtellte? Ihre Unſchuld ließ ſie in Unwiſſenheit darüber, welchen Gefahren ein Mädchen von ihrem Alter preisgegeben ſein könnte. Aber man braucht die Gefahr nicht zu kennen, um ſie zu fürchten, und es iſt bemerkenswerth, daß gerade die unbekannten Gefahren den größten Schrecken einflößen. Julie zögerte; ſie beſchloß, um Rath zu fragen; doch in Folge eines ſeltſamen Gefühles nahm ſie ihre Zuflucht weder zu ihrer Mutter noch zu ihrem Bruder, ſondern zu Emmanuel.

Sie ging hinab und erzählte ihm, was ihr am Tage der Erſcheinung des Bevollmächtigten von Thomſon und French bei ihrem Vater begegnet war; ſie theilte ihm die Scene auf der Treppe mit, wiederholte das Verſprechen, das ſie geleiſtet hatte, und zeigte ihm den Brief.

„Sie müſſen den Gang machen, mein Fräulein,“ ſagte Emmanuel.

„Ich muß ihn machen?“

„Ja, ich begleite Sie.“

„Haben Sie denn nicht geleſen, daß ich allein ſein ſoll?“ entgegnete Julie.

„Sie werden auch allein ſein; ich erwarte Sie an der Ecke der Rue du Muſée, und wenn Sie ſo lange ausbleiben, daß es mir Unruhe bereitet, ſo ſuche ich Sie auf, und ich ſtehe Ihnen dafür, wehe denen, von welchen Sie mir ſagen werden, Sie haben ſich über ſie zu beklagen!“

„Alſo, Emmanuel,“ verſetzte zögernd das junge Mädchen, „es iſt alſo Ihre Anſicht, daß ich dieſer Aufforderung Folge leiſten ſoll?“

„Ja. Sagte Ihnen der Bote nicht, es handle ſich um die Wohlfahrt Ihres Vaters?“

„Aber, Emmanuel, welche Gefahr läuft er denn?“ fragte Julie.

Emmanuel zögerte einen Augenblick, doch das Verlangen, ſie mit einem einzigen Schlage und ohne Verzug zu beſtimmen, gewann die Oberhand und er ſprach:

„Hören Sie, nicht wahr, es iſt heute der 5te September?“

„Ja.“

„Heute um eilf Uhr ſoll Ihr Vater gegen dreimal hunderttauſend Franken bezahlen.“

„Ja, wir wiſſen das.“

„Nun, er hat keine fünfzehntauſend in der Kaſſe.“

„Was wird dann geſchehen?“

„Es wird geſchehen, daß Ihr Vater, wenn er heute vor eilf Uhr nicht Einen gefunden hat, der ihm zu Hülfe kommt, um Mittag genöthigt iſt, ſich zahlungsunfähig zu erklären.“

„Ah! kommen Sie,“ rief Julie und zog den jungen Mann mit ſich fort.

Mittlerweile hatte Madame Morrel ihrem Sohne Alles auseinandergeſetzt. Der junge Mann wußte wohl, daß in Folge ſeinem Vater hinter einander widerfahrener Unglücksfälle große Reformen in den Ausgaben des Hauſes vorgenommen worden waren, aber er wußte nicht, daß ſich die Sachen bis auf dieſen Grad ſchlimm geſtaltet hatten. Er blieb wie vernichtet; dann eilte er plötzlich aus dem Zimmer und ſtieg raſch die Treppe hinauf, denn er glaubte, ſein Vater wäre in ſeinem Cabinet; aber er klopfte vergebens. Als er vor der Thure des Cabinets ſtand, hörte er die untere Wohnung ſich öffnen: er wandte ſich um und ſah ſeinen Vater. Statt gerade in ſein Cabinet hinaufzugehen, war Herr Morrel in ſein Zimmer gegangen, und kam jetzt erſt aus dieſem. Herr Morrel ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus, als er Maximilian erblickte: er wußte nichts von der Ankunft ſeines Sohnes. Der Vater blieb unbeweglich auf der Stelle und preßte mit dem linken Arme einen Gegenſtand, den er unter ſeinem Oberrock verborgen hielt. Maximilian ſtieg raſch die Treppe hinab und warf ſich ſeinem Vater um den Hals; aber plötzlich wich er zurück und ließ nur ſeine linke Hand auf der Bruſt von Morrel ruhen.

„Mein Vater," ſagte er bleich wie der Tod, „warum haben Sie ein Paar Piſtolen unter Ihrem Oberrock?"

„O! das befürchtete ich," verſetzte Morrel.

„Mein Vater! mein Vater! im Namen des Himmels," rief der junge Mann, „wozu dieſe Waffen?"

„Maximilian," antwortete Morrel, ſeinen Sohn ſtarr anſchauend, „Du biſt ein Mann, Du biſt ein Mann von Ehre, komm', und ich werde es Dir ſagen."

Und mit ſicherem Schritte ſtieg Morrel in ſein Cabinet hinauf, während ihm ſein Sohn wankend folgte. Morrel öffnete die Thüre und ſchloß ſie wieder hinter ſeinem Sohne; dann durchſchritt er das Vorzimmer, näherte ſich dem Bureau, legte ſeine Piſtolen auf die Ecke des Tiſches und bezeichnete Maximilian mit der

Fingerſpitze ein offenes Buch. In dieſem Buche war der Stand der Dinge genau eingetragen. Morrel hatte in einer halben Stunde zweimal hundert ſiebenundachtzig tauſend fünfhundert Franken zu bezahlen und beſaß im Ganzen fünfzehn tauſend zweihundert ſiebenundfünfzig Franken.

„Lies,“ ſprach Morrel.

Der junge Mann las und war einen Augenblick völlig niedergeſchmettert. Morrel ſprach kein Wort: was hätte er dem unerbittlichen Urtheile der Zahlen beifügen können?“

„Und Sie haben Alles gethan, um dieſem Unglück zu begegnen, mein Vater?“ fragte der junge Mann.

„Ja.“

„Sie haben auf keine Rückzahlung zu rechnen?“

„Auf keine.“

„Sie haben alle Ihre Quellen erſchöpft?“

„Alle.“

„Und in einer halben Stunde iſt unſer Name entehrt?“ fügte der Sohn mit düſterem Tone bei.

„Blut waſcht die Schande ab,“ ſprach Morrel.

„Sie haben Recht, mein Vater, ich verſtehe Sie.“

Dann ſeine Hand nach den Piſtolen ausſtreckend, fügte Maximilian bei:

„Eine für Sie, eine für mich, ich danke.“

Morrel hielt ſeine Hand zurück.

„Und Deine Mutter . . . Deine Schweſter . . . wer wird ſie ernähren?“

Ein Schauer durchlief den ganzen Leib des jungen Mannes.

„Mein Vater,“ ſprach er, „bedenken Sie, daß Sie mich leben heißen?“

„Ja, ich ſage es Dir, denn es iſt Deine Pflicht; Du haſt einen ſtarken, ruhigen Geiſt, Maximilian . . . Maximilian, Du biſt kein gewöhnlicher Menſch; ich befehle Dir nichts, ich ſchreibe Dir nichts vor, ich ſage

Dir nur: Unterſuche die Lage der Dinge, als ob Du ein Fremder wäreſt, und urtheile dann ſelbſt.“

Der junge Mann dachte einen Augenblick nach, dann trat ein Ausdruck erhabener Reſignation auf ſeinem Antlitz hervor; nur zuckte er mit einer langſamen, traurigen Bewegung die Epaulette und die Contreepaulette, die Zeichen ſeines Grades.

„Wohl,“ ſprach er, Morrel die Hand reichend, „ſterben Sie im Frieden, ich werde leben, mein Vater.“

Morrel machte eine Bewegung, um ſich ſeinem Sohne zu Füßen zu werfen. Maximilian zog ihn an ſich, und dieſe zwei edle Herzen ſchlugen einen Augenblick feſt an einander gepreßt.

„Du weißt, daß es nicht meine Schuld iſt?“ ſagte Morrel.

Maximilian lächelte.

„Ich weiß, mein Vater, daß Sie der ehrlichſte Mann ſind, den ich kennen gelernt habe.“

„Wohl, Alles iſt abgemacht; kehre nun zu Deiner Mutter und zu Deiner Schweſter zurück.“

„Mein Vater,“ ſprach der junge Mann, das Knie beugend, „ſegnen Sie mich.“

Morrel nahm den Kopf ſeines Sohnes zwiſchen ſeine zwei Hände und drückte wiederholt ſeine Lippen darauf.

„Ja, ja,“ rief er, „ich ſegne Dich in meinem Namen und im Namen von drei Generationen vorwurfsfreier Menſchen. Höre, was ſie Dir durch meine Stimme ſagen: Das Gebäude, welches das Unglück zerſtört hat, kann die Vorſehung wieder aufbauen. Wenn ſie mich einen ſolchen Tod ſterben ſehen, werden die Unerbittlichſten Mitleid mit mir haben; Dir wird man vielleicht die Zeit gönnen, welche man mir verweigert hat; dann ſtrebe vor Allem danach, daß das Wort ehrlos nicht ausgeſprochen werde; ſchreite zum Werke, arbeite, junger Mann, kämpfe heiß und muthig; lebt, Du, Deine Mutter und Deine Schweſter, vom Nothwendigſten, damit

Tag für Tag das Gut derjenigen, welchen ich ſchuldig bin, wachſe und unter Deinen Händen Früchte trage. Bedenke, daß es ein ſchöner Tag, ein großer Tag, ein feierlicher Tag ſein wird, der der Wiedereinſetzung, der Tag, wo Du in dieſem Zimmer ſagen wirſt: „„Mein Vater iſt geſtorben, weil er nicht thun konnte, was ich heute thue, doch er iſt ruhig und getroſt geſtorben, weil er wußte, ich würde es thun.““

„Oh! mein Vater, mein Vater, wenn Sie dennoch leben könnten!“

„Wenn ich lebe, iſt Alles verloren, wenn ich lebe, verwandelt ſich die Theilnahme in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung; wenn ich lebe, bin ich nur ein Menſch, der ſein Wort gebrochen hat, der ſeiner Verbindlichkeit nicht nachgekommen iſt; ich bin nichts Anderes, als ein Bankerottirer. Sterbe ich dagegen, bedenke wohl, Maximilian, ſo iſt mein Leichnam der eines unglücklichen, aber ehrlichen Mannes. Bleibe ich am Leben, ſo werden meine beſten Freunde mein Haus meiden. Bin ich todt, ſo folgt mir ganz Marſeille weinend bis zu meiner letzten Ruheſtätte. Lebe ich, ſo mußt Du Dich meines Namens ſchämen; ſterbe ich, ſo erhebe ſtolz das Haupt und ſprich:

„„Ich bin der Sohn des Mannes, welcher ſich getödtet hat, weil er zum erſten Mal im Leben ſein Wort nicht halten konnte.““

Der junge Mann ſtieß einen Seufzer aus, doch er ſchien ſich zu fügen. Zum zweiten Male trat die Ueberzeugung nicht in ſein Herz, aber in ſeinen Geiſt.

„Und nun laß mich allein,“ ſprach Morrel, „und ſuche die Frauen zu entfernen.“

„Wollen Sie nicht meine Schweſter noch einmal ſehen?“ fragte Maximilian.

Eine letzte, ſchwache Hoffnung lag für den jungen Mann in dieſer Zuſammenkunft verborgen, und deßhalb ſchlug er ſie vor. Herr Morrel ſchüttelte den Kopf und erwiederte:

„Ich habe ſie dieſen Morgen geſehen und ihr Lebewohl geſagt.“

„Haben Sie mir keinen beſondern Auftrag zu ertheilen, mein Vater?“ fragte Maximilian mit bebender Stimme.

„Allerdings, mein Sohn, einen heiligen Auftrag.“

„Sprechen Sie, mein Vater.“

„Das Haus Thomſon und French iſt das einzige, das aus Menſchlichkeit, vielleicht aus Selbſtſucht, — es kommt mir nicht zu, in den Herzen der Menſchen zu leſen, — Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Mandatar, derjenige, welcher in zehn Minuten erſcheinen wird, um den Betrag einer Tratte von zweimal hundert ſieben und achtzigtauſend fünfhundert Franken in Empfang zu nehmen, hat mir drei Monate, nicht bewilligt, ſondern angeboten: dieſes Haus werde zuerſt befriedigt, mein Sohn, dieſer Mann ſei Dir heilig.“

„Ja, mein Vater.“

„Und nun noch einmal Lebewohl, mein Sohn; gehe, gehe, ich muß allein ſein. Du findeſt mein Teſtament in dem Schreibpult in meinem Schlafzimmer.“

Der junge Mann blieb ſtehen, denn er hatte zwar eine Kraft des Willens, aber keine der Ausfuhrung.

„Höre, Maximilian,“ ſprach ſein Vater, „denke Dir, ich ſei Soldat, wie Du, ich habe den Befehl erhalten, eine Schreckſchanze zu nehmen, und Du wiſſeſt, ich müſſe bei dem Erſturmen derſelben getödtet werden, würdeſt Du mir nicht ſagen: „„Gehen Sie, mein Vater, denn Sie entehren ſich, wenn Sie bleiben, und beſſer der Tod, als die Schande!““

„Ja, ja,“ ſprach der junge Mann, Morrel krampfhaft in ſeine Arme ſchließend; „ja, gehen Sie.“

Und er ſtürzte aus dem Cabinet

Als ſein Sohn ſich entfernt hatte, blieb Morrel ein paar Sekunden die Augen ſtarr auf die Thüre geheftet, dann griff er nach einer Klingelſchnur und läutete. Alsbald erſchien Cocles. Es war nicht mehr der-

ſelbe Menſch, dieſe drei Tage der Ueberzeugung hatten ihn gelähmt. Der Gedanke: das Haus Morrel iſt im Begriff, ſeine Zahlungen einzuſtellen, beugte ihn mehr nieder, als es zwanzig auf ſeinem Haupte angehäufte Jahre gethan hätten.

„Mein guter Cocles," ſagte Morrel mit einem Tone, deſſen Ausdruck ſich nicht beſchreiben läßt, „Du wirſt im Vorzimmer bleiben. Wenn der Herr, der bereits vor drei Monaten hier geweſen iſt, der Mandatar von Thomſon und French, kommt, meldeſt Du ihn." Cocles antwortete nicht; er machte ein Zeichen mit dem Kopfe, ſetzte ſich in das Vorzimmer und wartete. Morrel fiel in ſeinen Lehnſtuhl zurück; ſeine Augen wandten ſich nach der Pendeluhr; es blieben ihm nur noch ſieben Minuten; der Zeiger rückte mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit vor; es dünkte ihm, er ſehe denſelben fortſchreiten. Was nun in dem Geiſte dieſes Mannes vorging, der, noch jung, ſich in Folge eines vielleicht falſchen, aber wenigſtens auf ſcheinbaren Gründen beruhenden Schluſſes, von Allem, was auf der Welt liebte, trennen und das Leben verlaſſen wollte, vermag keine Feder zu ſchildern; man hätte, um einen Begriff zu bekommen, ſeine mit Schweiß bedeckte und dennoch ruhige Stirne, ſeine von Thränen befeuchteten und dennoch zum Himmel aufgeſchlagenen Augen ſehen müſſen.

Der Zeiger rückte immer vor, die Piſtolen waren geladen; er ſtreckte die Hand aus, ergriff eine und murmelte den Namen ſeiner Tochter; dann legte er die tödtliche Waffe wieder nieder, nahm eine Feder und ſchrieb ein paar Worte. Es kam ihm vor, als hätte er ſeinem geliebten Kinde nicht genug Lebewohl geſagt; dann wandte er ſich wieder nach der Pendeluhr, . . . er zählte nicht mehr nach Minuten, ſondern nach Sekunden. Er faßte abermals die Waffe, den Mund halb geöffnet und die Augen ſtarr auf den Zeiger geheftet; und er bebte bei dem Geräuſch, das er ſelbſt, den

Hahnen ſpannend, machte. Der Schweiß lief ihm immer kälter über die Stirne, immer tödtlicher ſchnürte ihm die Angſt das Herz zuſammen; er hörte, wie die Thüre der Treppe auf ihren Angeln knarrte und ſich ſodann die ſeines Cabinetes öffnete; die Pendeluhr war auf dem Punkte, die eilfte Stunde zu ſchlagen.

Morrel wandte ſich nicht um, er erwartete von Cocles die Worte: „Der Mandatar des Hauſes Thomſon und French!“ und näherte die Waffe ſeinem Munde. Plötzlich hörte er einen Schrei . . . es war die Stimme ſeiner Tochter.

Er kehrte ſich um und erblickte Julie; die Piſtole entſchlüpfte ſeinen Händen.

„Mein Vater!“ rief das Mädchen athemlos und beinahe ſterbend vor Freude, „gerettet! Sie ſind gerettet!“

Und ſie warf ſich, mit der Hand eine rothe ſeidene Börſe empor haltend, in ſeine Arme.

„Gerettet! mein Kind,“ ſprach Morrel, „was willſt Du damit ſagen?“

„Ja gerettet! ſehen Sie, ſehen Sie!“

Morrel ergriff die Börſe und bebte, denn es ſagte ihm eine dunkle Erinnerung, daß dieſer Gegenſtand einſt ihm gehört hatte. Auf der einen Seite fand er die Tratte von zweimal hundert und ſieben und achtzigtauſend fünfhundert Franken; die Tratte war quittirt. Auf der andern gewahrte er einen Diamant von der Größe einer Haſelnuß, mit den auf ein Stück Pergament geſchriebenen drei Worten: „Mitgift von Julie.“

Morrel fuhr mit der Hand über ſeine Stirne: er glaubte zu träumen. In dieſem Augenblick ſchlug die Pendeluhr die eilfte Stunde. Der Klang vibrirte für ihn, als ob jeder Schlag des ſtählernen Hammers an ſeinem eigenen Herzen wiedertönte.

„Sprich, mein Kind,“ ſagte Morrel, „erkläre Dich. Wo haſt Du dieſe Börſe gefunden?“

„In einem Hauſe der Allée de Meillan, Numero 15.

auf der Ecke des Kamins eines armſeligen Zimmers im fünften Stocke.“

„Dieſe Börſe gehört aber nicht Dir!“ rief Morrel.

Julie reichte dem Vater den Brief, welchen ſie am Morgen empfangen hatte.

„Und Du biſt allein in jenem Hauſe geweſen?“ ſagte er, nachdem er geleſen hatte.

Emmanuel begleitete mich, mein Vater; er ſollte an der Ecke der Rue du Muſée auf mich warten, war aber ſeltſamer Weiſe bei meiner Rückkehr nicht dort.“

„Herr Morrel!“ . . . rief man auf der Treppe, „Herr Morrel!“

„Das iſt ſeine Stimme,“ ſprach Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emmanuel, das Geſicht vor Freude und Aufregung ganz verſtört, ein.

„Der Pharaon!“ rief er; „der Pharaon!“

„Nun, was, der Pharaon? Sind Sie verrückt, Emmanuel? Sie wiſſen, daß er zu Grunde gegangen iſt.“

„Der Pharaon! Herr, man ſignaliſirt den Pharaon! der Pharaon läuft in den Hafen ein!“

Morrel fiel in ſeinen Stuhl zurück; die Kräfte verließen ihn; ſein Verſtand weigerte ſich, dieſe Folge unglaublicher, unerhörter, fabelhafter Ereigniſſe zu ordnen. Aber Maximilian trat ebenfalls ein und rief:

„Mein Vater, was ſagten Sie denn, der Pharaon ſei zu Grunde gegangen? die Wache hat ihn ſignaliſirt und er läuft, wie ich höre, in den Hafen ein.“

„Meine Freunde,“ ſprach Morrel, „wenn dies der Fall wäre, ſo müßte man an ein Wunder des Himmels glauben! Unmöglich! unmöglich!“

Was aber wirklich war und nicht minder unglaublich erſchien, das war die Börſe, die er in der Hand hielt, das war der quittirte Wechſel, das war der prachtvolle Diamant.

„Ah! mein Herr,“ ſprach Cocles, „was ſoll das bedeuten, der Pharaon?“

„Auf, meine Kinder,“ ſagte Morrel ſich erhebend,

„wir wollen ſehen, und Gott ſei uns barmherzig, wenn es eine falſche Nachricht iſt.“

Sie gingen hinab; mitten auf der Treppe wartete Madame Morrel: die arme Frau hatte es nicht gewagt, hinaufzugehen. In einem Augenblick befanden ſie ſich auf der Cannebière. Es war eine Menge von Menſchen verſammelt. Alles Volk gab Raum vor Morrel.

„Der Pharaon! der Pharaon!“ riefen alle dieſe Stimmen.

Wunderbar, unerhört! ein Schiff, an deſſen Vordertheil in weißen Buchſtaben die Worte: „Der Pharaon Morrel und Sohn von Marſeille,“ geſchrieben waren, und das ganz die Geſtalt des Pharaon hatte und wie dieſer mit Indigo und Cochenille beladen war, ging in der That vor dem Saint-Jean Thurme vor Anker und geite ſeine Segel auf. Auf dem Verdecke gab der Kapitän Gaumard ſeine Befehle, und Meiſter Penelon machte Herrn Morrel Zeichen. Es ließ ſich nicht mehr zweifeln, das Zeugniß der Sinne war da, und zehntauſend Menſchen unterſtützten dieſen Beweis. Als Morrel und ſein Sohn auf dem Hafendamm unter dem Beifallsgeſchrei der ganzen dieſem Schauſpiel beiwohnenden Stadt ſich umarmten, murmelte ein Mann, deſſen Kopf halb von einem ſchwarzen Barte bedeckt war, indem er hinter einem Schilderhäuschen verborgen voll Rührung dieſe Scene betrachtete, die Worte:

„Sei glücklich, edles Herz; ſei geſegnet für alles Gute, was Du gethan haſt, und noch thun wirſt, und meine Dankbarkeit bleibe im Dunkeln, wie Deine Wohlthat.“

Und mit einem Lächeln, in welchem ſich Freude und Glück ausprägten, verließ er den Ort, an dem er ſich verborgen gehalten hatte, ſtieg, ohne daß Jemand auf ihn merkte, ſo ſehr war Jedermann mit dem Ereigniß des Tages beſchäftigt, eine von den kleinen Treppen hinab, welche zum Landen benützt werden, und rief dreimal:

„Jacopo! Jacopo! Jacopo!“

Eine Schaluppe kam auf ihn zu, nahm ihn an Bord und führte ihn zu einer reich ausgerüſteten Yacht, auf deren Verdeck er mit der Leichtigkeit eines Seemannes ſprang; von hier aus betrachtete er noch einmal Morrel, welcher vor Freude weinend herzliche Händedrücke an alle Welt austheilte und mit einem irrenden Blicke dem unſichtbaren Wohlthäter dankte, den er im Himmel zu ſuchen ſchien.

„Und nun,“ ſprach der Unbekannte, „fahret wohl, Güte, Menſchlichkeit, Dankbarkeit ... fahret wohl alle Gefühle, die das Herz ausdehnen! ... Ich habe die Stelle der Vorſehung eingenommen, um die Guten zu belohnen ... jetzt trete mir der rächende Gott ſeinen Platz ab, um die Böſen zu beſtrafen!“

Nach dieſen Worten machte er ein Signal, und die Yacht, als hätte ſie nur auf dieſes Signal gewartet, ging ſogleich in See.

Achtes Kapitel.

Simbad der Seefahrer.

Am Anfang des Jahres 1838 befanden ſich in Florenz zwei junge Leute, welche der eleganteſten Geſellſchaft von Paris angehörten: der eine war der Vicomte Albert von Morcerf, der andere der Baron Franz

d'Epinay. Es war unter ihnen verabredet worden, den Carneval deſſelben Jahres in Rom zuzubringen, wo Franz, der ſeit beinahe vier Jahren in Italien lebte, Albert als Cicerone dienen ſollte. Da es nun aber keine geringfügige Angelegenheit iſt, den Carneval in Rom zuzubringen, beſonders wenn man nicht auf der Piazza del popolo oder auf dem Forum romanum ſchlafen will, ſo ſchrieben ſie an Meiſter Paſtrini, den Eigenthümer des Hotel de Londres auf dem ſpaniſchen Platze, und baten ihn, eine bequeme Wohnung für ſie aufzubewahren. Meiſter Paſtrini antwortete, er hätte nur noch zu ihrer Verfügung zwei Zimmer und ein Cabinet **al secondo piano** gelegen, und er böte ihnen dieſe Wohnung um den mäßigen Preis von einem Louisd'or für den Tag. Die zwei jungen Leute willigten ein. Albert wollte die Zeit, die er noch vor ſich hatte, benützen und reiſte nach Neapel ab. Franz blieb in Florenz. Als er einige Zeit das Leben, welches die Stadt der Medici bietet, genoſſen hatte, als er ſattſam in dieſem Eden umherſpaziert und bei den glanzliebenden Wirthen, genannt Corſini-Montfort oder Poniatowski, empfangen worden war, kam es ihm in den Kopf, da er Corſica, die Wiege von Bonaparte, bereits beſucht hatte, auch die Inſel Elba, dieſe große Station von Napoleon zu ſehen.

Eines Abends alſo machte er eine Barchetta von dem eiſernen Ringe los, an welchem ſie in dem Hafen von Livorno befeſtigt war, legte ſich in ſeinen Mantel gehüllt darin nieder, und ſagte zu den Schiffern nur die Worte: „Nach der Inſel Elba!" Die Barke verließ den Hafen, wie der Meervogel ſein Neſt verläßt, und landete am andern Tage in Porto-Ferrajo. Franz ging quer durch die kaiſerliche Inſel, nachdem er alle Spuren verfolgt, welche der Tritt des Rieſen darauf zurückgelaſſen hatte, und ſchiffte ſich in Marciana wieder ein. Zwei Stunden ſpäter ſtieg er in Pianoſa, wo ihn, wie man ihn verſicherte, zahlloſe Ketten von Roth=

hühnern erwarteten, abermals an das Land. Die Jagd war ſchlecht, Franz ſchoß mit großer Mühe einige magere Rebhühner, und kehrte übler Laune, wie alle Jäger, welche ſich vergebens abgemüdet haben, in ſeine Barke zurück.

„Oh! wenn Euere Excellenz wollte,“ ſagte der Patron zu ihm, „könnte ſie eine ſchöne Jagd machen.“

„Wo dies?“

„Sehen Sie jene Inſel?“ ſprach der Patron den Finger gegen Süden ausſtreckend und auf eine coniſche Maſſe deutend, welche in den ſchönſten Indigotinten mitten aus dem Meere aufſtieg.

„Nun, was für eine Inſel iſt dies?“ fragte Franz.

„Die Inſel Monte Chriſto,“ antwortete der Livorneſe.

„Ich habe keine Erlaubniß, dort zu jagen.“

„Euere Excellenz bedarf deſſen nicht; die Inſel iſt öde.“

„Ah! eine öde Inſel im mittelländiſchen Meere, das iſt bei Gott ſonderbar!“

„Und ganz natürlich, Excellenz. Dieſe Inſel iſt eine Felſenbank, und auf ihrer ganzen Ausdehnung findet ſich vielleicht kein Morgen anbaufähiges Land.“

„Wem gehört ſie?“

„Toscana.“

„Was für Wildbret werde ich dort finden?“

„Tauſende von wilden Ziegen.“

„Welche davon leben, daß ſie an den Steinen lecken?“ verſetzte Franz mit einem ungläubigen Lächeln.

„Nein, daß ſie das Heidekraut, die Myrten und die Braunbeerſtauden, welche an den Zwiſchenräumen der Felſen wachſen, abweiden.“

„Aber wo ſoll ich ſchlafen?“

„Auf der Erde, in den Grotten oder an Bord in Ihrem Mantel. Auch können wir, wenn es Euere Excellenz ſo haben will, unmittelbar nach der Jagd wieder abgehen; ſie weiß, daß wir bei Nacht wie bei Tag fahren und in Ermangelung von Segeln Ruder haben.“

Da Franz noch Zeit genug blieb, um wieder zu ſeinem Gefährten zurückzukehren, und da er ſich nicht mehr um ſeine Wohnung in Rom zu bekümmern hatte, nahm er den Vorſchlag, ſich für ſeine erſte Jagd zu entſchädigen, an. Auf ſeine bejahende Antwort tauſchten die Matroſen mit leiſer Stimme ein paar Worte unter ſich aus.

„Nun," fragte er, „was gibt es Neues? ſollte eine Unmöglichkeit eingetreten ſein?"

„Nein," erwiederte der Patron; „aber wir müſſen Euere Excellenz darauf aufmerkſam machen, daß die Inſel in Contumaz ſteht."

„Was ſoll das heißen?"

„Da Monte Chriſto unbewohnt iſt und zuweilen den Schmugglern und Seeräubern, welche von Corſica, Sardinien oder Africa kommen, als Ruheplatz dient, ſo werden wir, wenn irgend ein Zeichen unſern Aufenthalt auf der Inſel verräth, genöthigt ſein, bei unſerer Rückkehr nach Livorno eine Quarantäne von ſechs Tagen zu machen."

„Teufel! das ändert den Stand der Dinge gewaltig! Sechs Tage! gerade ſo viel hat Gott gebraucht, um die Welt zu erſchaffen. Das iſt ein wenig lang, meine Kinder."

„Aber wer wird es ſagen, daß Euere Excellenz auf Monte Chriſto geweſen iſt?"

„Ich nicht!" erwiederte Franz.

„Wir auch nicht!" riefen die Matroſen.

„Alſo vorwärts nach Monte Chriſto!"

Der Kapitän gab Befehl zu dem geeigneten Manoeuvre; man legte ſich gegen die Inſel und die Barke fing an in der Richtung derſelben zu ſchwimmen. Franz ließ die Operation vollenden, und als man den neuen Weg eingeſchlagen hatte, als das Segel von dem Winde angeſchwellt war und die vier Matroſen ihre Plätze, drei am Vordertheil, einer am Steuerruder, eingenommen hatten, knüpfte er das Geſpräch wieder an.

„Mein lieber Gaetano,“ ſprach er zu dem Patron, „Ihr habt mir, glaube ich, geſagt, die Inſel Monte Chriſto diene als Zufluchtsort für Schmuggler und Seeräuber, was mir ein ganz anderes Wildbret zu ſein ſcheint, als wilde Ziegen.“

„Ja, Excellenz, und das iſt die reine Wahrheit.“

„Daß es Schmuggler gibt, wußte ich wohl, aber ich dachte, ſeit der Einnahme von Algier beſtehen die Seeräuber nur noch in den Romanen von Cooper und Kapitän Marryat.“

„Euere Excellenz täuſcht ſich; es gibt Seeräuber, wie es Banditen gibt, von denen man glaubte, ſie wären von Papſt Leo XII. ausgerottet worden, während ſie jeden Tag Reiſende bis unter den Thoren Roms anhalten. Haben Sie nicht gehört, daß der franzöſiſche Geſchäftsträger beim heiligen Stuhle vor ungefähr ſechs Monaten kaum ſechshundert Schritte von Belletri ausgeplündert worden iſt?“

„Allerdings.“

„Wenn Euere Excellenz, wie wir, in Livorno wohnte, ſo würde ſie von Zeit zu Zeit ſagen hören, ein kleines mit Waaren beladenes Schiff oder eine hübſche engliſche Yacht, die man in Baſtia, Porto-Ferrajo oder Civita Vecchia erwartete, ſei nicht angekommen, man wiſſe nicht, was aus derſelben geworden, und ſie ſei ohne Zweifel an einem Felſen geſcheitert. Der Felſen aber, auf den ſie geſtoßen ſein ſoll, iſt eine niedrige, ſchmale Barke, bemannt mit etwa ſechs Burſchen, welche das Schiff in einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht an der Krümmung einer wilden, unbewohnten kleinen Inſel überfallen und geplündert haben, wie die Banditen eine Poſtchaiſe an der Ecke eines Waldes anhalten und ausplündern.“

„Doch wie kommt es,“ fragte Franz beſtändig in ſeiner Barke ausgeſtreckt, „wie kommt es, daß diejenigen, welchen ein ſolcher Unfall begegnet, ſich nicht beklagen? warum rufen ſie über dieſe Seeräuber nicht die

Rache der franzöſiſchen, ſardiniſchen oder toscaniſchen Regierung herbei?"

„Warum?" verſetzte Gaetano lächelnd.

„Ja, warum?"

„Einmal ſchafft man von dem Schiffe oder der Yacht Alles, was gut zu nehmen iſt, auf die Barke; dann bindet man die Equipage an Händen und Füßen, befeſtigt an dem Halſe jedes Mannes einen Vierundzwanzigpfünder, macht ein Loch von der Größe einer Tonne in den Kiel des gekaperten Schiffes, ſteigt wieder auf das Verdeck, verſchließt die Luken und kehrt auf die Barke zurück. Nach Verlauf von zehn Minuten fängt das Schiff an zu ſeufzen und zu ſtöhnen. Allmälig ſinkt es. Zuerſt taucht eine Seite unter, dann die andere, dann erhebt es ſich wieder, dann ſinkt es abermals und immer tiefer. Plötzlich ertönt ein Geräuſch wie ein Kanonenſchuß, es iſt die Luft, welche das Verdeck zerreißt. Das Schiff bewegt ſich wie ein Ertrinkender, der ſich gegen die Gewalt der Wellen ſträubt, und bei jeder Bewegung wird es unbehülflicher. Bald dringt das Waſſer, in den hohlen Räumen zu ſehr gepreßt, aus den Oeffnungen hervor, flüſſigen Säulen ähnlich, welche ein rieſiger Pottfiſch aus ſeinen Luftröhren auswerfen würde. Endlich ſtößt es ein letztes Geröchel aus, macht es eine letzte Wendung um ſich ſelbſt, verſinkt, indem es in den Abgrund einen weiten Trichter gräbt, der einen Augenblick wirbelt, und verſchwindet ſofort gänzlich, ſo daß man nach fünf Minuten das Auge Gottes haben müßte, um in der Tiefe dieſes ruhigen Meeres das zu Grunde gegangene Schiff zu ſuchen. Begreifen Sie nun," fügte der Patron lächelnd bei, „begreifen Sie, warum das Schiff nicht in den Hafen zurückkehrt, und warum die Mannſchaft nicht klagt?"

Hätte Gaetano die Sache erzählt, ehe Franz die Expedition vorgeſchlagen, ſo würde dieſer ſich wohl zweimal beſonnen haben, aber die Barke ſchwamm in der Richtung der Inſel, und ein Zurückweichen dünkte ihm

eine Feigheit. Er war einer von den Menſchen, welche der Gefahr nicht nachlaufen, die aber, wenn ſie ihnen entgegenkommt, eine unſtörbare Kaltblütigkeit bewahren, um ſie zu bekämpfen; er war einer von denen, welche eine Gefahr im Leben nur wie einen Gegner im Duell betrachten, welche deſſen Bewegungen berechnen, ſeine Kraft ſtudiren, mit der gehörigen Gewandtheit zu Werke gehen, um Luft ſchöpfen zu können, und endlich, mit eine Blicke alle ihre Vortheile erſehend, auch mit einem Stoße tödten.

„Bah!“ verſetzte er, „ich habe Sicilien und Calabrien durchreiſt, ich bin zwei Monate auf dem Archipel umhergefahren, und habe nie einen Schatten von einem Banditen oder Freibeuter geſehen.“

„Ich ſagte dies Euerer Excellenz auch nicht, damit ſie auf ihr Vorhaben Verzicht leiſten möchte, ſie fragte mich, und ich antwortete.“

„Ja, mein lieber Gaetano, Euer Geſpräch iſt mir auch ſehr intereſſant, und da ich mir dieſen Genuß ſo lange als möglich verſchaffen will, ſo ſteuern wir immerhin nach Monte Chriſto!“

Man näherte ſich indeſſen raſch dem Ziele der Reiſe; es wehte ein friſcher Wind, und die Barke machte ſechs bis ſieben Meilen in der Stunde. Je näher man der Inſel kam, deſto mehr trat ſie wachſend aus dem Schooße des Meeres hervor, und durch die klare Atmoſphäre der letzten Strahlen des Tages unterſchied man, wie die Kugeln in einem Arſenal, die Maſſe der aufeinander gehäuften Felſen, in deren Zwiſchenräumen das röthliche Heidekraut und die grünenden Bäume ſichtbar wurden. Obgleich die Matroſen vollkommen ruhig zu ſein ſchienen, ſo war doch offenbar ihre Aufmerkſamkeit erregt, und ihr Blick befragte den weiten Spiegel, deſſen Horizont nur durch einige Fiſcherbarken mit ihren weißen Segeln, die ſich wie Meven auf der Höhe der Wellen ſchaukelten, bevölkert war.

Sie waren noch ungefähr fünfzehn Meilen von

Monte Chriſto entfernt, als die Sonne hinter Corſica, deſſen Berge rechts zum Vorſchein kamen, unterzugehen anfing, wobei ſie ihr düſteres Gezacke am Himmel abſchnitt und noch das äußerſte Ende dieſer Steinmaſſe beleuchtete, welche, dem Rieſen Adamaſtor ähnlich, vor der Barke emporragte. Allmälig ſtieg der Schatten vom Meere auf und ſchien den letzten Reſler des nun erlöſchenden Tages vor ſich her zu jagen; endlich wurde der leuchtende Strahl bis zum Gipfel des Kegels zurückgetrieben, wo er einen Augenblick ſtille ſtand, wie der entflammte Helmſtutz eines Vulkans; beſtändig emporſteigend, bemächtigte ſich der Schatten der Höhe, wie er ſich der Baſe bemächtigt hatte, und die Inſel erſchien nur noch wie ein grauer, immer brauner werdender Berg. Eine halbe Stunde nachher herrſchte völlige Finſterniß.

Zum Glücke waren die Schiffer in einer Gegend, die ſie bis auf den geringſten Felſen des toscaniſchen Archipels kannten, denn inmitten der Dunkelheit, welche die Barke umhüllte, wäre Franz nicht ganz ruhig geweſen. Corſica war verſchwunden, die Inſel Monte Chriſto war ebenfalls unſichtbar geworden, aber die Matroſen ſchienen, wie der Luchs, die Fähigkeit zu beſitzen, in der Finſterniß zu ſehen, und der Lootſe am Steuerruder gab nicht das geringſte Zögern zu erkennen.

Es war ungefähr eine Stunde ſeit Sonnenuntergang vorüber, als Franz auf eine Viertelmeile links eine dunkle Maſſe zu erblicken glaubte: doch es ließ ſich durchaus nicht unterſcheiden, was es war, und er ſchwieg, weil er einige ſchwebende Wolken für feſtes Land haltend die Heiterkeit der Matroſen zu erregen befürchtete. Plötzlich zeigte ſich ein ſcharfer Schimmer; das Land konnte einer Wolke gleichen, doch das Feuer war kein Meteor.

„Was bedeutet jenes Licht?“ fragte Franz.

„Stille!“ ſprach der Patron, „es iſt ein Feuer.“

„Ihr ſagtet doch, die Inſel wäre unbewohnt?“

„Ich ſagte, ſie hätte keine beſtimmte Bevölkerung, theilte Ihnen aber auch mit, ſie ſei ein Aufenthaltsort für Schmuggler.“

„Und für Seeräuber?“

„Und für Seeräuber,“ fuhr Gaetano die Worte von Franz wiederholend fort; „deshalb habe ich Befehl gegeben, daran vorbeizufahren, denn das Feuer iſt, wie Sie ſehen, nunmehr hinter uns.“

„Mir ſcheint dieſes Feuer eher Sicherheit zu gewähren, als Unruhe zu begründen, Leute, welche geſehen zu werden befürchteten, hätten kein Feuer angezündet.“

„Oh! das will nichts ſagen,“ entgegnete Gaetano; „wenn Sie in der Dunkelheit die Lage der Inſel zu beurtheilen vermöchten, ſo würden Sie ſehen, daß dieſes Feuer auf der Stelle, wo es ſich findet, weder von Corſica noch von Piaoſa, ſondern nur von der offenen See bemerkt werden kann.“

„Ihr befürchtet alſo, das Feuer kündige uns ſchlimme Geſellſchaft an?“

„Darüber muß man ſich Gewißheit verſchaffen,“ erwiederte Gaetano, die Augen beſtändig auf das irdiſche Geſtirn geheftet.

„Wie kann man dies?“

„Sie werden es ſehen.“

Hienach berathſchlagte Gaetano mit ſeinen Gefährten, und nach einer Unterredung von fünf Minuten führte man ſtillſchweigend ein Manoeuvre aus, mittelſt deſſen in einem Augenblick das Schiff gewendet war; dann verfolgte man den Weg, den man bereits gemacht hatte, und in einigen Sekunden, nachdem man die Richtung verändert, verſchwand das Feuer durch eine Bewegung des Terrain verborgen. Dann gab der Lootſe dem kleinen Fahrzeug, das ſich ſichtbar der Inſel näherte und bald nur noch fünfzig Schritte davon entfernt war, eine neue Richtung. Gaetano zog das Segel ein, und die Barke blieb ſtehen.

Alles dies war in der größten Stille vor ſich gegangen, und man hatte ſeit der Veränderung des Weges keine Sylbe an Bord geſprochen. Gaetano, der die Expedition vorgeſchlagen, hatte auch die ganze Verantwortlichkeit übernommen. Die drei andern Matroſen wandten kein Auge von ihm, während ſie die Ruder richteten und ſich offenbar bereit hielten, mit Hülfe von dieſen zu entfliehen, was bei der großen Dunkelheit durchaus nicht ſchwierig war. Franz unterſuchte ſeine Gewehre mit ſeiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit; er hatte zwei Doppelflinten und eine Büchſe; nachdem er ſie geladen, verſicherte er ſich der Batterien und wartete.

Mittlerweile legte der Patron ſeinen Caban und ſein Hemd ab, befeſtigte ſeine Hoſe um die Hüften, und da er barfuß war, hatte er weder Schuhe noch Strümpfe auszuziehen. In dieſem Coſtume legte er einen Finger auf die Lippen, wodurch er Stillſchweigen empfehlen wollte, ließ ſich in das Meer hinabgleiten, und ſchwamm mit ſolcher Vorſicht nach dem Ufer, daß es nicht möglich war, auch nur das geringſte Geräuſch zu hören. Man konnte ſeine Spur nur an der phosphorescirenden Furche verfolgen, welche ſeine Bewegungen verurſachten. Bald verſchwand auch dieſe Furche; Gaetano hatte offenbar das Land erreicht.

Eine halbe Stunde lang blieb Jedermann auf dem Schiffe unbeweglich; nach Verlauf dieſer Zeit ſah man dieſelbe leuchtende Furche wiedererſcheinen und ſich der Barke nähern. In einigen Zügen war Gaetano wieder bei der Barke.

„Nun?“ fragten gleichzeitig Franz und die drei Matroſen.

„Es ſind ſpaniſche Schmuggler; ſie haben nur zwei corſiſche Banditen bei ſich.“

„Und was machen dieſe zwei corſiſchen Banditen bei den ſpaniſchen Schmugglern?“

„Ei! mein Gott, Excellenz,“ erwiederte Gaetano mit einem Tone tiefen chriſtlichen Mitleids, „man muß

ſich wohl gegenſeitig unterſtützen. Häufig werden die Banditen auf dem Lande von den Gendarmen und Carabinieren etwas bedrängt; nun! da finden ſie eine Barke und in der Barke gute Jungen, wie wir ſind. Sie verlangen von uns Gaſtfreundſchaft in unſerem ſchwimmenden Hauſe. Kann man einem armen Teufel, der verfolgt wird, ſeinen Beiſtand verweigern? Wir nehmen ihn auf und gehen zu größerer Sicherheit in die offene See. Das koſtet uns nichts und rettet das Leben oder erhält wenigſtens die Freiheit einem unſeres Gleichen, welcher bei vorkommender Gelegenheit den Dienſt, den wir ihm geleiſtet haben, dadurch anerkennt, daß er uns eine gute Stelle angibt, wo wir unſere Waaren ausſchiffen können, ohne von Neugierigen geſtört zu werden."

„Oh!" rief Franz, „Ihr ſeid alſo ſelbſt ein wenig Schmuggler, mein lieber Gaetano?"

„Was wollen Sie, Excellenz," entgegnete dieſer mit einem Lächeln, das ſich nicht beſchreiben läßt, „man treibt Alles ein wenig, denn man muß leben."

„Alſo ſeid Ihr mit den Leuten bekannt, welche Monte Chriſto in dieſem Augenblick bewohnen?"

„So ungefähr. Wir Seeleute ſind wie die Freimaurer, wir erkennen uns an gewiſſen Zeichen."

„Und Ihr glaubt, wir hätten nichts zu befürchten, wenn wir uns ebenfalls ausſchiffen würden?"

„Durchaus nichts; die Schmuggler ſind keine Räuber."

„Aber die corſiſchen Banditen?" verſetzte Franz, zum Voraus alle Wechſelfälle der Gefahr berechnend.

„Ei, mein Gott! es iſt nicht ihre Schuld, daß ſie Banditen ſind, es iſt der Fehler der Behörde."

„Wie dies?"

„Allerdings! man verfolgt ſie, weil ſie eine Haut gemacht haben, und nichts Anderes, als ob es nicht in der Natur des Corſen läge, ſich zu rächen!"

„Was verſteht Ihr unter dem Worte, eine Haut

gemacht haben? Einen Menſchen ermordet haben?“ fragte Franz in Fortſetzung ſeiner Forſchungen.

„Ich verſtehe darunter, einen Feind getödtet haben, was etwas ganz Anderes iſt.“

„Nun wohl,“ ſprach der junge Mann, „wir wollen Gaſtfreundſchaft von dieſen Schmugglern und Banditen verlangen. Glaubt Ihr, daß ſie uns dieſelbe gewähren werden.?

„Ohne allen Zweifel.“

„Wie viel ſind es?

„Drei, Excellenz, und die zwei Banditen, das macht fünf.“

„Wohl! das iſt gerade unſere Zahl; wir haben, falls die Herren ſchlimme Abſichten kundgeben ſollten, gleiche Kräfte und ſind folglich im Stande, ihnen Widerpart zu halten. Zum letzten Male alſo, nach Monte Chriſto.“

„Ja, Excellenz; doch Sie werden mir ohne Zweifel erlauben, daß ich einige Vorſichtsmaßregeln nehme?“

„Wie, mein Theuerer? ſeid weiſe wie Neſtor und klug wie Ulyſſes. Ich erlaube es Euch nicht nur, ſondern ich ermahne Euch dazu.“

„Stille alſo!“ ſprach Gaetano. Jedermann ſchwieg.

Für einen Mann, wie Franz, der alle Dinge aus dem wahren Geſichtspunkte betrachtete, ermangelte die Lage der Dinge, ohne gefährlich zu ſein, nicht gerade eines gewiſſen Ernſtes. Er befand ſich in der tiefſten Finſterniß mitten auf dem Meere mit Schiffern, welche ihn nicht kannten und keinen Grund hatten, ihm ergeben zu ſein, welche wußten, daß in ſeinem Gürtel einige tauſend Franken enthalten waren, und wenigſtens zehnmal, wenn nicht mit Lüſternheit, doch mit Neugierde ſeine wirklich ſchönen Gewehre unterſucht hatten. Sodann ſollte er ohne ein anderes Geleite, als dieſe Menſchen, auf einer Inſel landen, welche einen religiöſen Namen führte, aber mit ihren Schmugglern und Banditen Franz keine andere Gaſtfreundſchaft zu bieten ſchien,

als die, welche die Schädelſtätte Chriſtus bot; auch kam ihm die Geſchichte der verſenkten Schiffe, welche er bei Tage für übertrieben gehalten hatte, bei der Nacht wahrſcheinlicher vor. Zwiſchen dieſe doppelte, vielleicht eingebildete, vielleicht wirkliche Gefahr geſtellt, verließ er ſeine Leute nicht mit den Augen, ſeine Flinte nicht mit der Hand.

Die Matroſen hatte indeſſen ihre Segel wieder aufgehißt und die bereits von ihnen gegrabene Furche zum zweiten Male eingeſchlagen. Durch die Finſterniß unterſchied Franz, der ſich bereits ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatte, den Granitrieſen, an welchem die Barke hinfuhr; abermals die Ecke eines Felſen umſteuernd, erblickte er ſodann das Feuer noch viel glänzender als zuvor, und um dieſes Feuer vier bis fünf ſitzende Perſonen. Der Wiederſchein des Herdes erſtreckte ſich auf etwa hundert Schritte in das Meer hinaus. Gaetano fuhr längs dem Feuer hin, wobei er jedoch die Barke in dem nicht beleuchteten Theile hielt; als er ſich endlich gerade vor dem Herde befand, richtete er das Vordertheil ſeines Fahrzeuges gegen dieſen und fuhr muthig in den beleuchteten Kreis, wobei er ein Fiſcherlied anſtimmte, deſſen Refrain ſeine Gefährten im Chor wiederholten.

Bei dem erſten Worte des Liedes erhoben ſich die um das Feuer ſitzenden Menſchen und näherten ſich der Anlände, die Augen auf die Barke geheftet, deren Stärke zu beurtheilen und Abſicht zu errathen ſie ſich ſichtbar anſtrengten. Bald ſchienen ſie hinreichend geprüft zu haben, und ſie ſetzten ſich, einen Mann ausgenommen, welcher am Ufer ſtehen blieb, wieder um das Feuer, an welchem eine ganze junge Ziege briet.

Als das Schiff bis auf zwanzig Schritte zum Land gelangt war, machte der Mann am Ufer maſchinenmäßig mit ſeinem Karabiner das Zeichen einer Schildwache, welche eine Patrouille erwartet, und rief in ſardiniſchem Patois: „Wer da?"

Franz ſpannte kaltblütig ſeine Doppelflinte.

Gaetano wechſelte mit dem Manne am Ufer ein paar Worte, von denen der Reiſende nichts verſtand, welche aber offenbar ſeine Perſon betrafen.

„Will ſeine Excellenz ſich nennen oder ihr Incognito beibehalten?“ fragte der Patron.

„Mein Name muß dieſen Leuten völlig unbekannt bleiben,“ antwortete Franz; „ſagt ihnen ganz einfach ich ſei ein Franzoſe, der zu ſeinem Vergnügen reiſe.“

Als Gaetano dieſe Worte an das Geſtade befördert hatte, gab die Schildwache einem von den an dem Feuer ſitzenden Männern einen Befehl; dieſer ſtand ſogleich auf und verſchwand in den Felſen. Es herrſchte tiefe Stille. Jeder ſchien mit ſeinen Angelegenheiten beſchäftigt: Franz mit dem Ausſchiffen; die Matroſen mit ihren Segeln; die Schmuggler mit ihrer jungen Ziege; doch mitten unter dieſer ſcheinbaren Sorgloſigkeit beobachtete man ſich gegenſeitig.

Der Mann, welcher ſich durch die Felſen entfernt hatte, erſchien plötzlich wieder von der entgegengeſetzten Seite; er machte der Schildwache mit dem Kopfe ein Zeichen, dieſe wandte ſich um und ſprach nur die Worte: „s’accommodi.“

Das italieniſche s’accommodi läßt ſich nicht überſetzen. Es bedeutet zugleich: Kommt, tretet ein, ſeid willkommen, thut, als ob Ihr zu Hauſe wäret, Ihr habt zu gebieten. Das s’accommodi iſt die türkiſche Phraſe von Molière, welche ſeinen Bourgeois gentilhomme durch die Menge von Dingen, die ſie enthielt, ſo ſehr in Erſtaunen ſetzte. Die Matroſen ließen ſich das nicht zweimal ſagen; mit vier Ruderſchlägen berührte die Barke das Land. Gaetano ſprang an das Ufer, wechſelte leiſe noch ein paar Worte mit der Schildwache, ſeine Gefährten ſtiegen ebenfalls nach einander aus, und die Reihe kam an Franz.

Er trug eine von ſeinen Flinten am Bandelier, Gaetano hatte die andere, einer von den Matroſen hielt

eine Büchſe. Seine Tracht hielt die Mitte zwiſchen dem Künſtler und dem Dandy, was den Wirthen keinen Verdacht und folglich keine Unruhe einflößte. Man band die Barke am Ufer an und ging einige Schritte vorwärts, um einen bequemen Bivouac zu ſuchen; aber ohne Zweifel entſprach die Stelle, wo man ſuchte, nicht der Anſicht des Schmugglers, welcher den Poſten einer Wache verſah, denn er rief Gaetano zu: „Nein, nicht dort, wenn's beliebt!"

Gaetano ſtammelte eine Entſchuldigung und ſchritt ohne Widerſpruch in entgegengeſetzter Richtung fort, während zwei Matroſen, um den Weg zu beleuchten, Fackeln am Herde anzündeten. Man machte ungefähr dreißig Schritte und hielt auf einem freien Platze an, der ganz mit Felſen umgeben war, in welche man eine Art von Sitzen, kleinen Schilderhäuschen ähnlich, gegraben hatte. In der Umgebung waren in Adern vegetabiliſcher Erde einige Zwergeichen und dichte Myrtenbüſche ſichtbar. Franz ſenkte eine Fackel und erkannte an einem Aſchenhaufen, daß er nicht der Erſte war, dem das Bequeme dieſer Oertlichkeit einleuchtete, und daß es eine von den gewöhnlichen Stationen der Inſel Monte Chriſto ſein mußte.

Die Erwartung von Ereigniſſen hörte bei ihm auf. Sobald er einmal den Fuß auf die Erde geſetzt und die, wenn nicht gerade freundſchaftliche, doch wenigſtens gleichgültige Stimmung ſeiner Wirthe wahrgenommen hatte, verſchwand bei ihm jede Unruhe, und der Geruch der an dem benachbarten Bivouac bratenden Ziege verwandelte ſeine Unruhe ſogar in Appetit.

Er berührte mit zwei Worten dieſe neue Erſcheinung gegen Gaetano, der ihm erwiederte, es gäbe nichts Einfacheres, als ein Abendbrod, wenn man, wie ſie, in der Barke Brod, Wein, ſechs Feldhühner und ein gutes Feuer zum Braten beſäße.

„Ueberdies," fügte er bei, wenn Euere Excellenz den Geruch der Ziege ſo verführeriſch findet, ſo kann

ich hingehen und unſern Nachbarn zwei von unſern Vögeln für eine Schnitte von ihrem Vierfüßigen bieten."

„Thut das, Gaetono," ſprach Franz; „Ihr ſeid offenbar mit dem Unterhandlungsgenie geboren."

Während dieſer Zeit hatten die Matroſen Arme voll Heidekraut ausgeriſſen und Bündel von Myrten und grünen Eichen gemacht, woran ſie Feuer legten, was bald einen ſehr anſehnlichen Herd bot. Franz erwartete, beſtändig den Geruch der jungen Ziege einathmend, die Rückkehr des Patrons, als dieſer wieder erſchien und mit ſehr unruhiger Miene auf ihn zuging.

„Nun," fragte Franz, „was Neues? Man weiſt unſer Anerbieten zurück?"

„Im Gegentheil," erwiederte Gaetano, der Anführer, welchem man geſagt hat, Sie wären ein junger franzöſiſcher Edelmann, ladet ſie zum Abendbrod zu ſich ein."

„Gut! dieſer Anführer iſt ein ſehr gebildeter Mann, und ich weiß nicht, warum ich ſeiner Einladung nicht entſprechen ſollte, um ſo mehr, als ich meinen Theil zum Abendbrod mitbringe."

Oh! das iſt es nicht, denn es findet ſich dort genug zum Abendbrod; aber er ſtellt eine ſonderbare Bedingung, unter der er Sie bei ſich empfangen will."

„Bei ſich!" verſetzte der junge Mann; er hat ſich alſo ein Haus bauen laſſen?"

„Nein, er beſitzt aber darum nichtsdeſtoweniger ein ſehr behagliches Beiſich, wenigſtens wie man mich verſichert hat."

„Ihr kennt alſo dieſen Anführer?

„Ich habe von ihm ſprechen hören."

„Im Guten oder im Schlimmen?"

„Auf beiderlei Art."

„Und wie heißt die Bedingung, die er mir ſtellt?"

„Sie ſollen ſich die Augen verbinden laſſen und

die Binde nicht eher abnehmen, als bis er ſie ſelbſt dazu auffordert.“

Franz erforſchte ſo viel als möglich den Blick von Gaetano, um zu erfahren, was hinter dieſem Vorſchlage verborgen ſein dürfte.

„Ah! bei Gott!“ ſprach dieſer, den Gedanken von Franz erwiedernd, „ich weiß wohl, die Sache verdient Ueberlegung.“

„Was würdet ihr an meiner Stelle thun?“ fragte der junge Mann.

„Ich, der nichts zu verlieren habe, ginge.“

„Ihr würdet einwilligen?“

„Ja, und wäre es nur aus Neugierde.“

„Es iſt alſo etwas Merkwürdiges bei dieſem Anführer zu ſehen?“

„Hören Sie,“ ſprach Gaetano, die Stimme dämpfend, „ich weiß nicht, ob das, was man ſagt, wahr iſt.“ (Er ſchwieg und ſchaute umher, ob kein Fremder ihn behorchte.)

„Und was ſagt man?“

„Man ſagt, dieſer Anführer beſitze einen unterirdiſchen Pallaſt, mit welchem verglichen der Pallaſt Pitti nur etwas Geringes ſei.“

„Welch ein Traum!“ rief Franz.

„Oh! es iſt kein Traum, es iſt eine Wahrheit. Cama, der Lootſe des Ferdinando, iſt einmal darin geweſen; er kam voll Verwunderung zurück und ſagte, dergleichen Schätze finden ſich nur in den Feenmährchen.“

„Ei! wißt Ihr denn auch, daß Ihr mich mit ſolchen Worten in die Höhle von Ali Baba hinabzuſteigen bewegen könntet?“

„Ich ſage Ihnen, was man mir geſagt hat, Excellenz.“

„Ihr rathet mir alſo, den Vorſchlag anzunehmen?“

„Oh! nein; Euere Excellenz mag ganz nach ihrem Gutdünken handeln; ich möchte ihr bei einer ſolchen Veranlaſſung keinen Rath geben.“

Franz dachte einen Augenblick nach, er begriff, daß ein ſo reicher Mann gegen ihn, der nur ein paar tauſend Franken bei ſich hatte, nichts im Schilde führen konnte; und da er in allem Dem nur ein vortreffliches Abendbrod erblickte, ſo willigte er ein. Gaetano überbrachte ſeine Antwort.

Franz war indeſſen, wie geſagt, klug; er wollte ſo viel als möglich Einzelheiten über ſeinen ſeltſamen, geheimnißvollen Wirth in Erfahrung bringen, wandte ſich deßhalb gegen den Matroſen um, der während dieſes Geſpräches mit dem Ernſte eines auf ſeine Functionen ſtolzen Mannes die Feldhühner gerupft hatte, und fragte ihn, worin dieſe Leute hätten landen können, da weder Barken, noch Speronaren, noch Tartanen ſichtbar wären.

„Das beunruhigt mich nicht," antwortete der Matroſe, „ich kenne das Schiff, worauf ſie fahren."

„Iſt es ein hübſches Schiff?"

„Ich wünſche Euerer Excellenz ein ähnliches, um damit die Reiſe um die Welt zu machen."

„Von welcher Größe?"

„Von ungefähr hundert Tonnen. Es iſt übrigens ein Phantaſie-Fahrzeug, eine Yacht, wie die Engländer ſagen, aber ſo gebaut, daß es ſich bei jedem Wetter auf der See halten kann."

„Wo iſt es gebaut worden?"

„Ich weiß es nicht, doch ich glaube in Genua."

„Und wie kann es ein Anführer von Schmugglern wagen, eine für ſein Gewerbe beſtimmte Yacht in Genua bauen zu laſſen?"

„Ich ſagte nicht, der Eigenthümer dieſer Yacht wäre ein Anführer von Schmugglern."

„Nein, aber Gaetano hat es geſagt, wie mir ſcheint."

„Gaetano hat das Schiffsvolk von ferne geſehen, aber noch mit Niemand geſprochen."

„Doch was iſt denn dieſer Menſch, wenn er kein Anführer von Schmugglern iſt?"

„Ein reicher Herr, der für ſein Vergnügen reiſt.“

„Bei ſo verſchiedenartigen Ausſagen wird dieſe Perſon immer geheimnißvoller,“ dachte Franz. „Und wie heißt er?“ fragte der junge Mann den Matroſen.

„Wenn man fragt, ſo ſagt er, er heiße Simbad der Seefahrer; doch ich bezweifle, daß dies ſein wahrer Name iſt.“

„Simbad der Seefahrer?“

„Ja.“

„Und wo wohnt dieſer Herr?“

„Auf dem Meere.“

„Aus welchem Lande iſt er?“

„Ich weiß es nicht.“

„Habt Ihr ihn geſehen?“

„Einige Male.“

„Was für ein Mann iſt es?“

„Euere Excellenz wird dies ſelbſt beurtheilen.“

„Und wo wird er mich empfangen?“

„Ohne Zweifel in dem von Gaetano erwähnten unterirdiſchen Pallaſte.“

„Und wenn Ihr hier anhieltet und die Inſel verlaſſen fandet, trieb Euch die Neugierde nie an, daß Ihr in dieſen Zauberpallaſt zu dringen ſuchtet?“

„Oh! doch wohl, Excellenz,“ erwiederte der Matroſe, „und zwar mehr als einmal, aber unſere Forſchungen waren ſtets vergeblich; wir umwühlten die Grotte von allen Seiten, fanden aber nirgends einen Eingang. Uebrigens ſagt man, die Thüre öffne ſich nicht mit einem Schlüſſel, ſondern mittelſt eines magiſchen Wortes.“

„Ich bin offenbar in ein Mährchen von Tauſend und eine Nacht verſetzt,“ murmelte Franz.

„Seine Excellenz erwartet Sie,“ ſprach hinter ihm eine Stimme, in welcher er die der Schildwache erkannte.

Der Vortretende war von zwei Perſonen von der Mannſchaft der Yacht begleitet. Statt jeder Antwort zog Franz ein Sacktuch aus ſeiner Taſche und reichte

es demjenigen, welcher ihn angeredet hatte. Ohne ein Wort zu ſprechen, verband man ihm die Augen mit einer Sorgfalt, woraus hervorging, wie ſehr man eine Indiscretion von ihm befürchtete, und ließ ihn ſodann ſchwören, daß er es auf keine Weiſe verſuchen würde, ſeine Binde abzunehmen, bevor die Einladung hiezu an ihn ergangen wäre.

Die zwei Männer nahmen ihn jeder bei einem Arm, und er entfernte ſich von ihnen geleitet und die Schildwache voran. Nach etwa dreißig Schritten fühlte er an der Wärme der Kohlengluth und an dem Appetit erregenden Geruche der jungen Ziege, daß er wieder an dem Bivouac vorüberkam; dann ließ man ihn ſeinen Weg abermals etwa fünfzig Schritte fortſetzen, wobei man offenbar nach der Seite vorrückte, wo man Gaetano nicht hatte wollen eindringen laſſen, ein Verbot, das jetzt leicht erklärlich war. An der Veränderung der Atmoſphäre bemerkte Franz bald, daß man in ein unterirdiſches Gewölb eintrat. Nachdem man noch einige Sekunden gegangen war, hörte er ein Krachen, und es kam ihm vor, als hätte die Atmoſphäre eine andere Natur und würde lau und wohlriechend; endlich fühlte er, daß ſeine Füße auf einen dicken, weichen Teppich traten; ſeine Führer verließen ihn. Nach kurzem Stillſchweigen ſagte eine Stimme in gutem Franzöſiſch, obgleich mit fremdem Accent:

„Sie ſind bei mir willkommen, mein Herr, und können Ihre Binde abnehmen.“

Franz ließ ſich dieſe Aufforderung, wie ſich leicht denken läßt, nicht zweimal wiederholen; er nahm ſein Sacktuch ab und befand ſich einem Manne von acht und dreißig bis vierzig Jahren, in tuneſiſcher Tracht, gegenüber; der Unbekannte trug nämlich eine rothe Plattmütze mit einer langen Quaſte von blauer Seide, eine reich mit Gold geſtickte Jacke von ſchwarzem Tuch, weite, bauſchige Beinkleider, goldgeſtickte Gamaſchen von derſelben Farbe und gelbe Pantoffeln; ein prachtvoller Ka-

ſchemir umgürtete ſeine Hüften und ein kleiner ſpitziger, gebogener Kanſchiar ſtak in dieſem Gürtel. Obgleich beinahe bleifarbig, hatte dieſer Mann doch ein merkwürdiges Geſicht; ſeine Augen waren lebhaft und durchdringend; ſeine gerade und mit der Stirne beinahe im Niveau ſtehende Naſe deutete den griechiſchen Typus in ſeiner ganzen Reinheit an, und ſeine perlartig weißen Zähne traten auf eine bewunderungswürdige Weiſe unter dem ſchwarzen Schnurrbart hervor, der ſie umgab. Nur war dieſe Bläſſe ſeltſam; man hätte glauben ſollen, er wäre lange im Grabe gelegen, ohne die natürliche Farbe der Lebenden wieder annehmen zu können. Wenn auch nicht hoch gewachſen, war er doch wohlgebaut und hatte, wie die Einwohner des Süden, kleine Hände und Füße. Am meiſten aber erſtaunte Franz, der die Erzählung von Gaetano für einen Traum gehalten hatte, über die Koſtbarkeit der Ausſtattung.

Das ganze Zimmer war mit einem, mit goldenen Blumen brochirten, türkiſchen Stoffe von carmeſinrother Farbe austapezirt. In einer Vertiefung ſtand ein Divan, über welchem man eine Trophäe von arabiſchen Waffen erblickte, deren Scheiden in Vermeil gearbeitet waren, indeß die Griffe von Edelſteinen funkelten; am Plafond hing eine Lampe von venetianiſchem Glas von reizender Form und Farbe, und die Füße ruhten auf einem türkiſchen Teppich, in welchen ſie ſich bis an die Knöcheln vertieften; Vorhänge waren vor der Thüre angebracht, durch die man Franz eingeführt hatte, und ebenſo vor einer andern Thüre, welche nach einem zweiten Gemache ging, das glänzend erleuchtet zu ſein ſchien. Der Wirth überließ Franz eine Zeit lang gänzlich ſeinem Staunen, gab ihm überdies Prüfung durch Prüfung zurück, und hatte beſtändig ſeine Augen auf ihn geheftet.

„Mein Herr,“ ſagte er endlich, „ich bitte Sie tauſendmal um Entſchuldigung wegen der Vorſichtsmaßregeln, welche man von Ihnen verlangte, ehe Sie hier eingeführt wurden; da aber die Inſel meiſtens öde und

verlaſſen iſt, ſo fände ich, wenn das Geheimniß dieſes Aufenthaltsortes bekannt würde, ohne Zweifel bei meiner Rückkehr mein Abſteigequartier in ſchlimmem Zuſtand, was mir ſehr unangenehm wäre, nicht wegen des Verluſtes, den es mir verurſachen würde, ſondern weil ich nicht mehr die Gewißheit hätte, mich, wann es mir beliebt, von der übrigen Welt trennen zu können. Ich will mich nun bemühen, Sie dieſe kleine Unannehmlichkeit vergeſſen zu laſſen, indem ich Ihnen anbiete, was Sie gewiß hier nicht zu finden hofften, nämlich ein erträgliches Abendbrod und gute Betten."

„Meiner Treue, mein lieber Wirth, Sie brauchen ſich deßhalb nicht zu entſchuldigen. Ich habe immer geſehen, daß man den Leuten, welche in Zauberpalläſte drangen, die Augen verband; man darf nur Raoul in den Hugenotten anſchauen; auch geziemt es mir nicht, mich zu beklagen, denn das, was Sie mir zeigen, bildet offenbar die Fortſetzung von Tauſend und eine Nacht.

„Ach! ich möchte Ihnen wie Lucullus ſagen, wenn ich gewußt hätte, daß mir die Ehre Ihres Beſuches zu Theil würde, ſo hätte ich mich darauf vorbereitet. Doch ich ſtelle meine Einſiedelei, ſo wie ſie iſt, zu Ihrer Verfügung; mein Abendbrod iſt Ihnen angeboten, ſo mager es auch ſein mag. Ali, iſt aufgetragen?"

In demſelben Augenblick wurde der Thürvorhang aufgehoben, und ein nubiſcher Neger, ſo ſchwarz wie Ebenholz und in einen einfachen weißen Leibrock gekleidet, deutete ſeinem Herrn durch ein Zeichen an, er könnte ſich in den Speiſeſaal begeben.

„Ich weiß nicht," ſprach der Unbekannte zu Franz, „ich weiß nicht, ob Sie meiner Anſicht ſind, aber ich finde nichts unbehaglicher, als zwei bis drei Stunden einander unter vier Augen gegenüber zu bleiben, ohne zu wiſſen, mit welchem Namen oder welchem Titel man ſich nennen ſoll. Ich achte indeſſen zu ſehr die Geſetze der Gaſtfreundſchaft, um Sie nach Ihrem Namen oder Ihrem Titel zu fragen, und bitte Sie nur, mir irgend

eine Benennung zu bezeichnen, mittelſt der ich das Wort an Sie richten kann. Ich ſage Ihnen, zu ihrer Bequemlichkeit, daß man mich gewöhnlich Simbad den Seefahrer nennt."

„Und ich bemerke Ihnen," erwiederte Franz, „daß ich, inſofern es mir, um in der Lage Aladins zu ſein, nur an der berühmten Wunderlampe fehlt, keine Schwierigkeit darin ſehe, daß Sie mich für den Augenblick Aladin nennen. Das bringt Sie nicht aus dem Orient, wohin mich, wie ich zu glauben verſucht bin, die Macht eines guten Genius verſetzt hat."

„Wohl! edler Herr Aladin," ſprach der fremde Amphitryon, „Sie haben gehört, daß aufgetragen iſt, nicht wahr? wollen Sie alſo die Güte haben, in den Speiſeſaal einzutreten; Ihr unterthäniger Diener geht voran, um Ihnen den Weg zu zeigen."

Bei dieſen Worten hob Simbad den Thürvorhang auf und ſchritt Franz voran.

Franz ging von Zauber zu Zauber über; die Tafel erſchien herrlich beſtellt. Einmal von dieſem wichtigen Punkte überzeugt, ſchaute er umher. Der Speiſeſaal war minder glänzend, als das Zimmer, welches er ſo eben verlaſſen hatte; er war ganz von Marmor mit antiken Basreliefs vom höchſten Werthe, und in den vier Ecken dieſes länglichen Saales ſtanden vier prächtige Statuen, welche Körbchen auf ihren Köpfen trugen. Dieſe Körbchen enthielten Pyramiden von herrlichen Früchten, Ananaſſe von Sicilien, Granaten von Malaga, Orangen von den balcariſchen Inſeln, Pfirſiche von Frankreich und Datteln von Tunis. Das Abendbrod beſtand aus einem gebratenen Faſan, umgeben mit Merlen von Corſica, einer Wildſchweinskeule mit Gelée, einem Ziegenviertel, einem herrlichen Turbot und einer rieſigen Langouſte. Die Zwiſchenräume der großen Platten waren mit kleinen Platten ausgefüllt, welche Entremets enthielten. Die Platten waren von Silber, die Teller von japaneſiſchem Porzellan. Franz

rieb ſich die Augen, um ſich zu überzeugen, daß er nicht träumte. Ali allein war zur Bedienung zugelaſſen und entledigte ſich vortrefflich ſeiner Pflichten. Der Gaſt ſagte ſeinem Wirthe hierüber ein Compliment.

„Ja," ſprach dieſer, indem er die Honneurs des Abendbrods mit der größten Gewandtheit machte, „es iſt ein mir ſehr ergebener Burſche, der nach ſeinen beſten Kräften zu Werke geht. Er erinnert ſich, daß ich ihm das Leben gerettet habe, und da ihm, wie es ſcheint, an ſeinem Kopfe etwas lag, ſo bewahrt er mir in ſeinem Innern eine Dankbarkeit für Erhaltung deſſelben."

Obgleich Ali nicht Franzöſiſch verſtand, gewahrte er doch an dem Blicke von Simbad, daß dieſer von ihm ſprach; er näherte ſich deßhalb der Tafel, nahm die Hand ſeines Herrn und küßte ſie.

„Wäre es ſehr unbeſcheiden, edler Herr Simbad," ſprach Franz, „wenn ich Sie fragte, bei welcher Gelegenheit Sie dieſe ſchöne That ausgeführt haben?"

„Oh, mein Gott! das iſt ganz einfach," antwortete Simbad. „Es ſcheint, der Burſche war etwas näher um das Serail des Bey von Tunis herumgeſchweift, als es ſich für einen Menſchen von ſeiner Farbe geziemt, und ſo ſollten ihm in Folge einer Verurtheilung des Bey die Zunge, die Hand und der Kopf abgeſchnitten werden: die Zunge am erſten Tag, die Hand am zweiten, der Kopf am dritten. Es gelüſtete mich immer, einen Stummen in meinem Dienſte zu haben; ich wartete, bis ihm die Zunge abgeſchnitten war, und ſchlug dem Bey vor, mir denſelben gegen eine herrliche Doppelflinte zu überlaſſen, welche Tags zuvor die Begierde Seiner Hoheit erregt hatte. Er ſchwankte einen Augenblick, ſo viel war ihm daran gelegen, mit dem armen Teufel ein Ende zu machen. Aber ich fügte der Flinte ein engliſches Jagdmeſſer bei, mit welchem ich den Yatagan Seiner Hoheit durchhackt hatte, worauf der Bey ſich entſchloß, ihn in Beziehung auf die Hand und den Kopf zu begnadigen, jedoch unter der Bedingung,

daß er nie mehr das Gebiet von Tunis betreten würde. Dies anzuempfehlen, war unnöthig. Wenn der Unglückliche nur von ferne die Küſte von Afrika erblickt, flüchtet er ſich in den unterſten Raum des Schiffes, und man kann ihn von da nicht mehr herausbringen, bis man den dritten Welttheil aus dem Geſichte verloren hat."

Franz blieb einen Augenblick ſtumm und nachdenkend; er überlegte ſich, was er von der grauſamen Gutmüthigkeit denken ſollte, mit der ihm ſein Wirth dieſe Geſchichte erzählte.

„Und wie der ehrenwerthe Seemann, deſſen Namen Sie angenommen haben," ſagte er, das Geſpräch ändernd, „bringen Sie Ihr Leben mit Reiſen hin?"

„Ja, es iſt ein Gelübde, das ich in einer Zeit gethan habe, wo ich es kaum erfüllen zu können glaubte," ſprach der Unbekannte lächelnd; „ich habe einige ſolche gethan, welche, wie ich hoffe, wenn die Reihe an ihnen iſt, ebenfalls in Erfüllung gehen werden."

Obgleich Simbad dieſe Worte mit der größten Kaltblütigkeit ſprach, ſchleuderten doch ſeine Augen einen Blick von ſeltſamer Wildheit.

„Sie haben viel gelitten, mein Herr?" ſprach Franz.

Simbad bebte, ſchaute ihn ſtarr an und erwiederte:

„Woran ſehen Sie dies?"

„An Allem: an Ihrer Stirne, an Ihrem Blicke, an Ihrer Bläſſe und an dem Leben, das Sie führen."

„Ich! ich führe das glücklichſte Leben, das ich kenne, ein wahres Paſcha-Leben; ich bin der König der Schöpfung; gefalle ich mir an einem Orte, ſo bleibe ich; langweile ich mich, ſo reiſe ich ab; ich bin frei, wie der Vogel, ich habe Flügel, wie er. Die Leute meiner Umgebung gehorchen mir auf einen Wink; von Zeit zu Zeit beluſtige ich mich damit, daß ich die menſchliche Gerechtigkeit verſpotte, indem ich ihr einen Banditen entziehe, den ſie ſucht, einen Verbrecher, den ſie verfolgt. Dann habe ich meine eigene Gerichtsbarkeit,

hohe und niedere, ohne Friſt und Appellation, eine Gerichtsbarkeit, welche verurtheilt und freiſpricht, während ſich Niemand um ſie zu bekümmern hat. Ah! hätten Sie mein Leben gekoſtet, Sie würden ſich kein anderes mehr wünſchen, und Sie kehrten nie mehr in die Welt zurück, wenn Sie nicht ein großes Vorhaben in Ausführung zu bringen hätten."

„Eine Rache zum Beiſpiel!" verſetzte Franz.

Der Unbekannte heftete auf den jungen Mann einen von jenen Blicken, welche in die tiefſte Tiefe des Herzens und des Geiſtes eintauchen.

„Und warum eine Rache?" fragte er.

„Weil Sie ausſehen, wie ein Mann, der, von der Geſellſchaft verfolgt, eine furchtbare Rechnung mit ihr abzuſchließen hat."

„Sie irren ſich," erwiederte Simbad mit einem ſeltſamen Lachen, wobei ſich ſeine weißen ſpitzigen Zähne zeigten; „ſo wie Sie mich ſehen, bin ich eine Art von Menſchenfreund, und ich gehe vielleicht eines Tages nach Paris, um mit Herrn Appert und dem Mann mit dem blauen Mäntelchen in die Schranken zu treten."

„Wird es das erſte Mal ſein, daß Sie dieſe Reiſe machen?"

„Oh! mein Gott, ja. Nicht wahr, es hat das Anſehen, als wäre ich ſehr wenig neugierig? Doch ich verſichere Sie, es iſt nicht mein Fehler, daß ich ſo lange gezögert habe; jeden Falls wird es einmal geſchehen."

„Gedenken Sie dieſe Reiſe bald zu machen?"

„Ich weiß noch nicht; es hängt von Umſtänden ab, welche gewiſſen Combinationen unterworfen ſind."

„Ich wünſchte wohl zur Zeit, wo Sie nach Paris kommen, ebenfalls dort zu ſein; ich würde mich bemühen, Ihnen, ſo viel in meinen Kräften liegt, die Gaſtfreundſchaft zurückzugeben, die Sie mir ſo reichlich auf Monte Chriſto angedeihen ließen."

„Ich würde Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen

annehmen," verſetzte der Unbekannte; „leider aber wird es, wenn ich dahin gehe, vielleicht Incognito geſchehen."

Das Abendbrod nahm indeſſen ſeinen Fortgang; es ſchien nur für Franz beſtimmt zu ſein, denn Simbad koſtete kaum von ein paar Schüſſeln des glänzenden Mahles, dem ſein unerwarteter Gaſt alle Ehre anthat. Endlich brachte Ali das Deſſert, oder er nahm vielmehr die Körbchen aus den Händen der Statuen und ſetzte ſie auf die Tafel. Zwiſchen zwei Körbchen ſtellte er einen Becher von Vermeil, welcher mit einem Deckel von demſelben Metalle verſchloſſen war.

Die Ehrfurcht, mit der Ali dieſen Becher herbeibrachte, ſtachelte die Neugierde von Franz, er hob den Deckel auf und ſah eine Art von grünlichem Teig, der dem Zuckerwerk von Engelwurz glich, ihm aber völlig unbekannt war. Er ſetzte den Deckel wieder auf und wußte eben ſo wenig als zuvor, was der Becher enthielt; als er ſeine Augen zu ſeinem Wirthe aufſchlug, ſah er, wie dieſer über ſeine Täuſchung lächelte.

„Sie können nicht errathen," ſprach der Unbekannte, „welche Art von eßbarem Stoffe dieſe kleine Vaſe enthält, und das ſetzt Sie in Verlegenheit?"

„Ich geſtehe es."

„Nun, dieſe Sorte von Zuckerwerk iſt nichts mehr und nichts weniger, als die Ambroſia, welche Hebe an der Tafel von Jupiter reichte."

„Aber dieſe Ambroſia hat ohne Zweifel, durch die Hände der Menſchen gehend, ihren himmliſchen Namen verloren, um einen menſchlichen anzunehmen? Wie nennt man in der gemeinen Sprache dieſe Speiſe, für welche ich übrigens keine große Sympathie in mir fühle?"

„Gerade dies iſt es, was unſern materiellen Urſprung offenbart; oft gehen wir ſo an unſerem Glücke vorüber, ohne es zu ſehen, ohne es anzuſchauen, oder wenn wir es geſehen und angeſchaut haben, ohne es zu erkennen. Sind ſie ein poſitiver Menſch, iſt das Gold Ihr Gott? koſten Sie hievon, und die Minen

von Peru, Golconda und Guzerate ſind Ihnen geöffnet. Sind Sie ein Mann von Phantaſie? ſind Sie ein Dichter? koſten Sie abermals hievon, und die Schranken des Möglichen werden verſchwinden; die Gefilde des Unendlichen öffnen ſich, und Sie wandeln, frei an Herz, frei an Geiſt, auf dem gränzenloſen Gebiete des Traumlebens umher. Sind Sie ehrgeizig, jagen Sie der irdiſchen Größe nach? koſten Sie immerhin hievon, und in einer Stunde ſind Sie König, nicht König eines kleinen, in einem Winkel der Erde verborgenen Reiches, wie Spanien, Frankreich und England, ſondern König der Welt, König des Weltalls. Ihr Thron wird auf dem Berge aufgeſchlagen ſein, auf welchen Satan Jeſus führte; und ohne, daß Sie ihm ihre Huldigung darzubringen, ohne daß Sie ihm die Klauen zu küſſen brauchen, ſind Sie unumſchränkter Herr aller Reiche der Erde. Sprechen Sie, iſt es nicht verführeriſch, was ich Ihnen da biete, iſt es nicht etwas Leichtes, da nur Folgendes zu thun iſt? Sehen Sie."

Bei dieſen Worten hob er ebenfalls den Deckel von dem kleinen Becher ab, welcher den ſo ſehr geprieſenen Stoff enthielt, nahm einen Kaffeelöffel von dem magiſchen Zuckerwerk, führte ihn an den Mund und zog, die Augen halb geſchloſſen, und den Kopf zurückgelegt, die wunderbare Speiſe langſam in den Mund. Franz ließ ihm Zeit, ſein Lieblingsgericht zu verzehren; als er ihn aber wieder etwas zu ſich gekommen ſah, ſagte er zu ihm:

„Was für ein koſtbares Gericht iſt denn dies?"

„Haben Sie vom Alten vom Berge ſprechen hören?" entgegnete ſein Wirth, „von dem, welcher Philipp Auguſt ermorden laſſen wollte?"

„Allerdings."

„Sie wiſſen, daß er über ein reiches Thal regierte, das der Berg beherrſchte, von welchem er ſeinen maleriſchen Namen genommen hatte. In dieſem Thale waren herrliche, von Haſſan Ben Saba angelegte Gär-

ten, und in dieſen Gärten einzeln ſtehende Pavillons. In dieſe Pavillons berief er ſeine Auserwählten, und hier ließ er ſie, wie Marco Polo ſagt, ein gewiſſes Kraut eſſen, welches ſie in das Paradies, mitten unter ewig blühende Pflanzen, unter ſtets reife Früchte und immerwährende Jungfrauen verſetzte. Was aber die ſeligen jungen Leute für die Wirklichkeit hielten, war ein Traum; doch ein ſo ſanfter, ſo berauſchender, ſo wollüſtiger Traum, daß ſie ſich mit Leib und Seele an denjenigen verkauften, welcher ihnen denſelben verliehen hatte, daß ſie, ſeinen Befehlen wie denen Gottes gehorchend, bis an das Ende der Welt gingen, um das bezeichnete Opfer zu ſchlagen, daß ſie unter den gräßlichſten Martern, ohne ſich zu beklagen, einzig und allein bei dem Gedanken ſtarben, der Tod, den ſie erlitten, wäre nur ein Uebergang zu dem köſtlichen Leben, von welchem ihnen das Kraut, das man ihnen vorgeſetzt, einen Vorgeſchmack gegeben hatte.

„Alſo iſt es Haſchiſch *)," rief Franz. „Ja, ich kenne dies wenigſtens dem Namen nach."

„Sie haben das richtige Wort geſagt, Herr Aladin, es iſt Haſchiſch, was es Beſtes und Reinſtes von Haſchiſch in Alexandrien gibt, vom Haſchiſch von Abu Gor, dem Einzigen, dem großen Bereiter deſſelben, dem Manne, welchem man einen Pallaſt mit der Inſchrift: „„Dem Glückshändler die dankbare Welt"" bauen ſollte."

„Wiſſen Sie, daß ich große Luſt habe, ſelbſt über die Wahrheit oder Uebertreibung Ihrer Lobeserhebungen zu urtheilen."

„Urtheilen Sie ſelbſt, mein Gaſt, urtheilen Sie, halten Sie ſich aber nicht an eine erſte Erfahrung. Man muß, wie bei jeder Sache, die Sinne an einen neuen

*) Im Orient, beſonders in Aegypten, eine Abkochung von Hanfkörnern und Wurzeln, nach Andern Bilſenkraut mit Butter, geſtoßenen Mandeln und Piſtacien.

Eindruck gewöhnen, ſei er nun ſanft oder heftig, traurig oder freudig. Es findet ein Kampf der Natur gegen dieſe göttliche Subſtanz ſtatt, der Natur, welche nicht an die Freude gewöhnt iſt und ſich an den Schmerz anklammert. Die beſiegte Natur muß im Kampfe unterliegen; die Wirklichkeit muß auf den Traum folgen, dann regiert der Traum als unumſchränkter Herr, dann wird der Traum zum Leben und das Leben zum Traum; aber welche Verſchiedenheit in dieſer Umſtaltung, das heißt, wenn man die Schmerzen des wirklichen Daſeins mit den Genüſſen der ſcheinbaren Exiſtenz vergleicht! Sie werden nie mehr leben und immer nur träumen wollen. Wenn Sie Ihre eigene Welt verlaſſen, um in die Welt der Anderen zurückzukehren, wird es Ihnen vorkommen, als gingen Sie aus einem neapolitaniſchen Frühling in einen lappländiſchen Winter über. Es wird Ihnen vorkommen, als vertauſchten Sie das Paradies mit der Erde, den Himmel mit der Hölle. Koſten Sie von dem Haſchiſch, mein Freund, koſten Sie davon!"

Franz nahm, ohne zu antworten, einen Löffel voll von dem Wunderteig, nach dem Maße von dem, was ſein Wirth genommen hatte, und führte ihn an den Mund.

„Teufel!" rief er, „ich weiß noch nicht, ob das Reſultat ſo angenehm ſein wird als Sie ſagen, aber die Sache kommt mir nicht gerade ſo ſchmackhaft vor, als ich nach Ihrer Verſicherung erwartet hatte."

„Weil die Wärzchen Ihres Gaumens noch nicht für die Erhabenheit der Subſtanz geeignet ſind, welche Sie verkoſten. Sagen Sie mir, haben Sie ſchon beim erſten Male die Auſtern, den Thee, die Trüffeln, alle die Dinge, welche Sie ſpäter anbeteten, geliebt? Begreifen Sie die Römer, welche die Faſanen mit Aſſa fötida würzten, und die Chineſen, welche Schwalbenneſter eſſen? Ei, mein Gott! nein. Ebenſo iſt es mit dem Haſchiſch: eſſen Sie nur acht Tage hinter einan-

der, und nach dieſen acht Tagen wird Ihnen kein Nahrungsmittel die Feinheit des Geſchmackes zu erreichen ſcheinen, der Ihnen heute fad und widrig vorkommt. Gehen wir übrigens in das Zimmer neben, an, das heißt in Ihr Zimmer, und Ali wird uns Kaffee vorſetzen und Pfeifen bringen.

Beide ſtanden auf, und während derjenige, welcher ſich den Namen Simbad gegeben hatte, ſeinem Bedienten einige Befehle ertheilte, trat Franz in das anſtoßende Zimmer. Dieſes war einfacher, obwohl nicht minder reich ausgeſtattet. Es hatte eine runde Form und ein großer Divan herrſchte rings umher. Aber Divans, Wände Decken und Boden waren insgeſammt mit prächtigen, weichen, teppichartig füllreichen Häuten überzogen; es fanden ſich hier Häute von Löwen vom Atlas mit den mächtigen Mähnen, Häute von Tigern von Bengalen mit den warmen Streifen, luſtig geſleckte Häute von Panthern vom Cap, endlich Bärenhäute von Sibirien und Füchſe von Norwegen, und alle dieſe Häute waren verſchwenderiſch übereinander geworfen, ſo daß man auf dem dichteſten Raſen und dem ſeidenſten Bette zu ruhen glaubte. Beide legten ſich auf Divans; Pfeifen in gehöriger Anzahl, daß man nicht zweimal aus einer rauchen mußte, ſtanden mit Jasminröhren und Bernſteinmundſpitzen im Bereiche der Hand. Jeder nahm eine. Ali zündete ſie an und ging ſodann hinaus, um Kaffee zu holen.

Während Wirth und Gaſt einen Augenblick ſchwiegen, überließ ſich Simbad Gedanken, die ihn unabläßig, ſelbſt unter dem Geſpräch, zu beſchäftigen ſchienen, und Franz gab ſich jenen ſtummen Träumereien hin, in welche man beinahe immer verfällt, wenn man vortrefflichen Taback raucht, wobei der Rauch alle Schmerzen des Geiſtes mitzunehmen und dem Raucher alle Träume der Seele dafür zu geben ſcheint.

Ali brachte den Kaffee.

„Wie nehmen Sie ihn?“ fragte der Unbekannte,

„auf franzöſiſche oder auf türkiſche Weiſe, ſtark oder ſchwach, gezuckert oder nicht gezuckert? Ganz nach Ihrem Belieben, es iſt auf alle Arten bereitet.“

„Ich werde ihn auf türkiſche Weiſe nehmen,“ antwortete Franz.

„Und Sie haben Recht!“ rief ſein Wirth; „dies beweiſt, daß eine Neigung für das orientaliſche Leben in Ihnen liegt. Ah! ſehen Sie, die Orientalen ſind die einzigen Menſchen, welche zu leben wiſſen. Ich für meine Perſon,“ fügte er mit dem ſeltſamen Lächeln bei, das dem jungen Manne nicht entging, „ich werde, wenn meine Angelegenheiten in Paris beendigt ſind, nach dem Orient ziehen, um dort zu ſterben, und wenn Sie mich dann wiederſehen wollen, ſo müſſen Sie mich in Kairo, in Bagdad oder in Ispahan aufſuchen.“

„Meiner Treue,“ ſprach Franz, „nichts kann in der Welt leichter ſein, denn ich glaube, es wachſen mir Adlerflügel, und mit dieſen Flügeln mache ich in vier und zwanzig Stunden die Reiſe um die Welt.“

„Ah! ah! der Haſchiſch wirkt; wohl, ſo öffnen Sie die Flügel und fliegen Sie in überirdiſche Regionen; fürchten Sie nichts, man wacht über Ihnen, und wenn Ihre Flügel, wie die des Icarus, an der Sonne ſchmelzen, ſo ſind wir da, um ſie aufzufangen.“

Hierauf ſagte er einige arabiſche Worte zu Ali, welcher ein Zeichen des Gehorſams machte und ſich zurückzog, jedoch ohne ſich zu entfernen. Bei Franz ging eine ſeltſame Veränderung vor: die ganze körperliche Ermattung in Folge des Tages, die ganze Unruhe des Geiſtes, welche die Ereigniſſe des Abends veranlaßt hatten, verſchwanden wie in einem erſten Augenblick der Ruhe, wo man noch genug lebt, um den Schlaf kommen zu fühlen. Sein Körper ſchien eine von der Materie befreite Leichtigkeit zu bekommen, ſein Geiſt erleuchtete ſich auf eine unerhörte Weiſe, ſeine Sinne ſchienen ihre Fähigkeiten zu verdoppeln. Der Horizont erweiterte ſich immer mehr, aber es war nicht mehr der

düſtere Horizont, auf welchem eine unbeſtimmte Bangigkeit ſchwebte, und den er ſo oft vor ſeinem Entſchlummern geſehen hatte, ſondern ein blauer durchſichtiger Horizont, mit Allem, was das Meer an Azur, die Sonne an Goldfunken, der Abendwind an Wohlgeruch hat! dann ſah er mitten unter dem Geſange ſeine Matroſen, unter Geſängen ſo durchſichtig und klar, daß man eine göttliche Harmonie daraus gemacht haben würde, wenn man ſie hätte aufzeichnen können, die Inſel Monte Chriſto erſcheinen, nicht mehr wie eine über den Wellen drohende Klippe, ſondern wie eine in der Wüſte verlorene Oaſe; je näher ſodann die Barke kam, deſto zahlreicher wurden die Geſänge, denn eine bezaubernde, geheimnißvolle Harmonie ſtieg von dieſer Inſel zu Gott auf, als ob irgend eine Fee wie Lurley oder ein Zauberer wie Amphion hätte eine Seele anlocken oder eine Stadt bauen wollen.

Endlich berührte die Barke das Ufer, aber ohne Anſtrengung, ohne Erſchütterung, wie die Lippen die Lippen berühren, und es kam Franz vor, als träte er in die Grotte, ohne daß die bezaubernde Muſik aufhörte. Er ſtieg hinab, oder es ſchien ihm vielmehr, als ſtiege er einige Stufen hinab, eine friſche, balſamiſche Luft einathmend, wie ſie, beſtehend aus Wohlgerüchen, welche den Geiſt träumen machen, aus Gluthen, welche die Sinne verſengen, um die Grotte von Circe herrſchen mußte, und er ſah Alles, was er vor ſeinem Schlummer geſehen hatte, von Simbad, dem phantaſtiſchen Wirthe, bis auf Ali, den ſtummen Diener; dann ſchien ſich Alles unter ſeinen Augen zu verwiſchen und zu vermengen, wie die letzten Schatten einer Zauberlaterne, welche man auslöſcht, und er fand ſich wieder in dem Zimmer mit den Statuen, das nur einer von jenen antiken, blaſſen Lampen beleuchtet war, welche mitten in der Nacht den Schlummer der Wolluſt bewachen.

Es waren wohl dieſelben an Formen, Ueppigkeit und Poeſie reichen Statuen, mit den magnetiſchen Au-

gen, mit dem verführeriſchen Lächeln, mit den überreichen Haupthaaren. Es waren Phryne, Cleopatra, Meſſaline, die drei großen Courtiſanen; dann glitt mitten unter dieſe unzüchtige Schatten, wie ein reiner Engel, wie ein chriſtlicher Engel mitten im Olymp, eine von den keuſchen Geſtalten, einer von den ruhigen Schatten, eine von den ſanften Viſionen, welche ſeine jungfräuliche Stirne unter allen dieſen marmornen Unreinheiten zu verſchleiern ſchienen.

Da kam es ihm vor, als hätten dieſe drei Statuen ihre dreifache Liebe für einen Menſchen vereinigt, und dieſer Menſch wäre er; als näherten ſie ſich dem Bette, wo er einen zweiten Schlaf träumte, die Füße in ihre langen, weißen Tuniken gehüllt, die Haare wie eine Welle ſich entrollend, in einer von jenen Stellungen, denen die Heiligen widerſtanden, welchen aber die Götter unterlagen, mit einem von jenen unbeugſamen, glühenden Blicken, wie ſie die Schlange auf den Vogel heftet, und als gäbe er ſich dieſen Blicken hin, welche ſo ſchmerzlich waren wie ein gewaltiger Druck und zugleich ſo wollüſtig wie ein Kuß.

Franz ſchien es, als ſchlöße er die Augen und als gewahrte er durch den letzten Blick, den er umherwarf, die züchtige Statue, welche ſich gänzlich verſchleierte; als ſodann ſeine Augen für die wirklichen Dinge geſchloſſen waren, öffneten ſich ſeine Sinne für unmögliche Eindrücke. Dann trat eine Wolluſt ohne Unterlaß, eine Liebe ohne Raſt ein, wie die, welche der Prophet ſeinen Auserwählten verſpricht. Dann belebten ſich alle dieſe ſteinernen Wände dergeſtalt, daß für Franz, der zum erſten Male der Herrſchaft des Haſchiſch unterlag, dieſe Liebe beinahe ein Schmerz, dieſe Wolluſt beinahe eine Marter war, als er über ſeinen bebenden Mund die Lippen dieſer Statuen, kalt und geſchmeidig wie die Ringe einer Schlange, hingehen fühlte. Aber je mehr ſeine Arme dieſe unbekannte Liebe zurückzuſtoßen ſtrebten, deſto mehr unterlagen ſeine Sinne dem Zauber dieſes geheimniß-

vollen Traumes, und nach einem Kampf, für welchen er ſeine Seele geopfert hätte, gab er ſich ohne Rückhalt hin und fiel endlich keuchend, brennend vor Müdigkeit, unter den Zauber dieſes unerhörten Traumes zurück.

Neuntes Kapitel.

Erwachen.

Als Franz wieder zu ſich kam, ſchienen die äußeren Gegenſtände ein zweiter Theil ſeines Traumes zu ſein, er glaubte ſich in einem Grabe, in welches kaum ein Sonnenſtrahl wie ein Blick des Mitleids drang; er ſtreckte die Hand aus und fühlte Stein, er ſetzte ſich auf und fand, daß er in ſeinem Burnus auf getrocknetem, ſehr weichem, ſehr wohlriechendem Heidekraut gelegen hatte. Jede Viſion war verſchwunden, und die Statuen hatten, als wären ſie nur während ſeines Traumes aus ihren Gräbern hervorgegangen, bei ſeinem Erwachen die Flucht ergriffen. Er machte einige Schritte gegen den Punkt, woher das Licht kam; auf die ganze Aufregung des Traumes folgten die Ruhe und die Wirklichkeit. Er ſah ſich in einer Grotte, ſchritt auf die Oeffnung zu und erblickte durch die gewölbte Thüre einen blauen Himmel und ein Azurmeer. Luft und Waſſer erglänzten in den Strahlen der Morgenſonne, auf dem Ufer ſaßen plaudernd und lachend die Matroſen, zehn Schritte in der See ſchaukelte ſich anmuthig die Barke an ihrem Anker.

Da koſtete er eine Zeit lang den friſchen, gelinden

Wind, der ſeine Stirne umſpielte; er horchte auf das geſchwächte Geräuſch der Welle, welche an Bord erſtarb und auf den Felſen eine Spitze von ſilberweißem Schaume zurückließ; er ließ ſich gehen, ohne über den göttlichen Zauber nachzudenken, der in den Dingen der Natur liegt, beſonders wenn man aus einem phantaſtiſchen Traume erwacht; dann rief das ſo ruhige, ſo reine, ſo großartige äußere Leben allmälig die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Schlafes in ihm zurück und die Erinnerungen fingen an in ſein Gedächtniß wiederzukehren. Er erinnerte ſich ſeiner Ankunft auf der Inſel, ſeiner Vorſtellung bei einem Anführer von Schmugglern, eines unterirdiſchen Pallaſtes voll Pracht und Herrlichkeit, eines vortrefflichen Abendbrodes und eines Löffels mit Haſchiſch. Nur kam es ihm der Wirklichkeit des lichten Tages gegenüber vor, als wären alle dieſe Dinge ſchon vor einem Jahre vorgefallen, ſo lebendig war der Traum in ſeinem Geiſte, ſo viel Wichtigkeit erlangte er in ſeinem Innern. Von Zeit zu Zeit ließ auch ſeine Einbildungskraft einen von den Schatten, welche ſeine Nacht mit ihren Blicken und ihren Küſſen durchleuchtet hatten, mitten unter den Matroſen ſich niederſetzen oder über einen Felſen hinſchreiten oder auf der Barke ſich wiegen. Uebrigens hatte er einen gänzlich freien Kopf nnd einen vollkommen ausgeruhten Körper; keine Schwerfälligkeit im Gehirn, ſondern im Gegentheil ein gewiſſes Wohlbehagen, eine größere Fähigkeit als je, Luft und Licht zu verzehren. Er näherte ſich daher heiter ſeinen Matroſen. Sobald ſie ihn erblickten, ſtanden ſie auf, und der Patron kam ihm entgegen.

„Herr Simbad,“ ſagte er zu ihm, „hat uns mit ſeinen Komplimenten für Euere Excellenz beauftragt; wir ſollen ſein Bedauern ausdrücken, daß er nicht habe von Ihnen Abſchied nehmen können; doch er hoffe, Sie werden ihn entſchuldigen, wenn Sie erfahren, daß ihn eine ſehr dringende Angelegenheit nach Malaga rufe.“

„Ah! mein lieber Gaetano," ſprach Franz, „alles Dies iſt demnach in der That eine Wirklichkeit? Es gibt einen Menſchen, der mich auf dieſer Inſel empfangen, mir eine königliche Gaſtfreundſchaft gewährt hat, und während meines Schlafes abgereist iſt!"

„Er exiſtirt ſo ſehr, daß Sie dort ſeine kleine Yacht mit vollen Segeln hinfahren ſehen; wollen Sie Ihr Fernglas nehmen, ſo werden Sie aller Wahrſcheinlichkeit nach Ihren Wirth mitten unter ſeiner Mannſchaft erkennen."

Bei dieſen Worten ſtreckte Gaetano ſeine Hand in der Richtung eines kleinen Fahrzeugs aus, das auf die Südſpitze von Corſica zuſteuerte. Franz zog ſein Fernglas aus der Taſche, hielt es vor ſein Auge und richtete es nach dem bezeichneten Punkte. Gaetano täuſchte ſich nicht. Auf dem Hintertheile des Schiffes ſtand der geheimnißvolle Fremde, gegen ihn gekehrt und ebenfalls ein Fernglas in der Hand haltend. Er war ganz ſo gekleidet, wie er ſich am Abend vorher vor ſeinem Gaſte gezeigt hatte, und ſchüttelte zum Zeichen des Abſchieds ein Sacktuch in der Luft. Franz zog auch ſein Sacktuch, ließ es flattern, wie jener das ſeinige, und gab ihm ſo ſeinen Gruß zurück. Nach einer Sekunde erſchien eine leichte Rauchwolke auf dem Hintertheile des Schiffes, machte ſich anmuthig von dem Verdeck los und ſtieg langſam zum Himmel empor; dann gelangte ein ſchwacher Knall zu Franz.

„Hören Sie?" rief Gaetano, „er nimmt von Ihnen Abſchied." Der junge Mann ergriff ſeine Büchſe und ſchoß ſie in die Luft, jedoch ohne Hoffnung, es könnte der Lärm den Raum durchdringen, der die Yacht von der Küſte trennte.

„Was befiehlt nun Euere Excellenz?" fragte Gaetano.

„Zündet mir vor Allem eine Fackel an."

„Ah! ja, ich begreife, um den Eingang in die Zaubergemächer zu ſuchen. Viel Vergnügen, Excellenz, wenn das Ihnen Freude macht; die Fackel will ich Ih=

nen geben. Auch mich hat der Gedanke erfaßt, der Sie jetzt beſchäftigt, und drei= oder viermal gab ich meiner Phantaſie nach, aber am Ende verzichtete ich auf jede weitere Nachforſchung. „Giovanni,“ fügte er bei, „zünde eine Fackel an und bringe ſie Seiner Excellenz.“ Giovanni gehorchte. Franz nahm die Fackel und trat gefolgt von Gaetano in den unterirdiſchen Raum.

Er erkannte den Platz, wo er erwacht war, an ſeinem noch ganz zerkrümpelten Lager von Heidekraut; doch er mochte immerhin ſeine Fackel an der ganzen äußeren Oberfläche der Grotte hin= und herſpazieren laſſen, er ſah nichts und erkannte nur an Spuren von Rauch, daß bereits Andere vor ihm vergeblich dieſelbe Nachforſchung verſucht hatten. Er ließ indeſſen keinen Fuß von dieſer, wie die Zukunft undurchdringlichen, Granitmauer ununterſucht. Er ſah keine Spalte, in die er nicht die Klinge ſeines Jagdmeſſers ſtieß. Er bemerkte keinen hervorſpringenden Punkt, auf den er nicht drückte, in der Hoffnung, er würde nachgeben; aber Alles war umſonſt, und er verlor ohne irgend einen Erfolg zwei Stunden mit ſeinem Nachſuchen. Nach Verlauf dieſer Zeit leiſtete er Verzicht. Gaetano triumphirte.

Als Franz an das Ufer zurückkam, erſchien die Yacht nur noch wie ein weißer Punkt am Horizont; er ergriff noch einmal ſein Fernglas, doch auch mit Hülfe dieſes Inſtruments ließ ſich unmöglich etwas unterſcheiden. Gaetano erinnerte ihn daran, daß er nach der Inſel gefahren war, um Ziegen zu jagen, was er gänzlich vergeſſen hatte. Er nahm ſeine Flinte und durchlief die Inſel mit der Miene eines Mannes, der mehr eine Pflicht erfüllt, als ſeinem Vergnügen fröhnt, und nach einer Viertelſtunde hatte er eine Ziege und zwei Zickelchen erlegt. Aber dieſe Ziegen, obgleich wild und behende wie die Gemſen, hatten zu große Aehnlichkeit mit unſern Hausziegen, weßhalb ſie Franz nicht als Wildbret betrachtete.

Dann hielten viel mächtigere Gedanken ſeinen Geiſt gefangen. Seit dem vorhergehenden Abend war er in der That der Held eines Mährchens aus Tauſend und eine Nacht, und er wurde auf eine unwiderſtehliche Weiſe nach der Grotte hingezogen. Er begann trotz der Fruchtloſigkeit ſeiner erſten Forſchung eine zweite, nachdem er zuvor Gaetano beauftragt hatte, eine von den zwei jungen Ziegen braten zu laſſen. Sein zweiter Beſuch dauerte ziemlich lange, denn als er zurückkam, war die Ziege gebraten und das Frühſtück bereit.

Franz ſetzte ſich auf die Stelle, wo man ihn am Tage vorher zum Abendbrod zu dem geheimnißvollen Wirthe eingeladen hatte, und er erblickte noch, wie eine auf der Oberfläche einer Welle ſich ſchaukelnde Meve, die kleine Yacht, welche ihre Fahrt gegen Corſica fortſetzte.

„Ihr habt mir gemeldet," ſagte er zu Gaetano, „Herr Simbad ſteuere nach Malaga, während er ſich, wie mir ſcheint, geradezu gegen Porto-Vecchio wendet."

„Erinnern Sie ſich nicht, daß ich Ihnen geſagt habe, es wären unter den Leuten ſeines Schiffsvolkes für den Augenblick zwei corſiſche Banditen?"

„Es iſt wahr! er wird ſie an das Ufer ſetzen."

„Allerdings. Ah! das iſt ein Mann," rief Gaetano, „der weder Gott noch den Teufel fürchtet, wie man ſagt, und der fünfzig Meilen von ſeinem Wege abginge, um einem armen Menſchen einen Dienſt zu leiſten.

„Aber ſolche Dienſte könnten ihn mit den Behörden des Landes, wo er auf ſeine Art Philantropie treibt, in Zerwürfniß bringen?"

„Dies wohl!" erwiederte Gaetano lachend, „doch er fragt den Henker nach den Behörden. Man ſollte es nur verſuchen, ihn zu verfolgen! Einmal iſt ſeine Yacht kein Schiff, ſondern ein Vogel, und er würde einer Fregatte drei Knoten bei zwölf vorgeben, und

dann darf er ſich nur ſelbſt auf die Küſte werfen, und wird überall Freunde finden.“

Am Klarſten bei allem Dem war es, daß Herr Simbad, der Wirth von Franz, mit den Schleichhändlern und Banditen von allen Küſten des mittelländiſchen Meeres in Verbindung ſtand, was ſeiner Stellung einen äußerſt ſeltſamen Anſchein verlieh. Franz hielt nichts mehr auf Monte Chriſto zurück; er hatte jede Hoffnung verloren, das Geheimniß der Grotte zu entdecken, beeilte ſich zu frühſtücken, und gab ſeinen Leuten Befehl, die Barke für den Augenblick, wo er damit fertig wäre, bereit zu halten. Eine halbe Stunde nachher befand er ſich an Bord. Er warf einen letzten Blick auf die Yacht; ſie war im Begriff, im Golf von Porto-Vecchio zu verſchwinden. Er gab das Signal zur Abfahrt. In der Sekunde, wo die Barke ſich in Bewegung ſetzte, verſchwand die Yacht; mit ihr erloſch die letzte Wirklichkeit der vorhergehenden Nacht: Abendbrod, Simbad, Haſchiſch und Statuen, Alles fing an, ſich für Franz in demſelben Traume zu vermengen.

Die Barke ſegelte den Tag und die ganze Nacht, und am Morgen bei Sonnenaufgang war die Inſel Monte Chriſto ebenfalls verſchwunden. Sobald Franz die Erde berührte, vergaß er wenigſtens für den Augenblick die Ereigniſſe, welche er erlebt hatte, um ſeine Vergnügens- und Höflichkeits-Angelegenheiten in Florenz abzumachen und ſich nur damit zu beſchäftigen, ſeinen Gefährten, der ihn in Rom erwartete, wiederaufzuſuchen. Er reiſte daher ab und langte am Sonnabend mit der Mallepoſt in der Siebenhügelſtadt an.

Die Wohnung war erwähnter Maßen zum Voraus beſtellt; er hatte ſich alſo nur noch den Hotel von Meiſter Paſtrini zu begeben, was ihm nicht ſehr leicht wurde, denn die Menge drängte ſich in den Straßen, und Rom war bereits dem dumpfen, fieberhaften Geräuſch preisgegeben, welches großen Ereigniſſen vorhergeht. In Rom aber gibt es vier große Ereigniſſe

jährlich: den Carneval, die heilige Woche, das Frohnleichnamsfeſt und den Sanct-Peters-Tag. Das ganze übrige Jahr hindurch verharrt die Stadt in ihrer düſtern Apathie, einem Zuſtande, der ſie einer Art von Station zwiſchen dieſer und jener Welt ähnlich macht, einer erhabenen Station, einem Halte voll Poeſie und Charakter, den Franz ſchon fünf- bis ſechsmal erlebt und jedesmal wunderbarer und phantaſtiſcher gefunden hatte. Endlich durchſchnitt er die immer mehr zunehmende, immer mehr bewegte Menge und erreichte das Hotel. Auf ſeine erſte Frage erwiederte man ihm mit der beſtellten Fiacrekutſchern und Wirthen, welche das Haus voll haben, eigenthümlichen Unverſchämtheit, es wäre kein Platz für ihn im Hotel de Londres. Da ſchickte er Meiſter Paſtrini ſeine Karte und ließ Albert von Morcerf rufen. Dieſes Mittel wirkte; der Wirth lief herbei, entſchuldigte ſich, daß er Seine Excellenz habe warten laſſen, zankte ſeine Kellner, nahm den Leuchter aus der Hand des Cicerone, der ſich bereits des Reiſenden bemächtigt hatte, und ſchickte ſich an, ihn zu Albert zu führen, als dieſer ihm entgegenkam.

Die beſtellte Wohnung beſtand aus zwei Zimmern und einem Cabinet. Die zwei Zimmer gingen auf die Straße, was Meiſter Paſtrini als denſelben einen unſchätzbaren Werth verleihend hervorzuheben ſich bemühte. Der übrige Theil des Stockes war von einem reichen Manne gemiethet, den man für einen Sicilianer oder Malteſer hielt; der Wirth konnte jedoch nicht genau angeben, welcher von den beiden Nationen der Reiſende angehörte.

„Das iſt ſehr gut, Meiſter Paſtrini," ſagte Franz, „aber wir brauchen für jetzt, und zwar ſobald als möglich, ein Abendbrod und für morgen eine Caleche."

„Was das Abendbrod betrifft," erwiederte der Wirth, „ſo ſollen Sie ſogleich bedient werden; aber die Caleche . . ."

„Wie, die Caleche?" rief Albert; „keinen Scherz, Meiſter Paſtrini, wir müſſen eine Caleche haben."

„Mein Herr, man wird Alles thun, was nur immer möglich iſt, um eine zu bekommen; mehr kann ich nicht ſagen."

„Und wann haben wir Antwort?" fragte Franz.

„Morgen früh."

„Was Teufels!" verſetzte Albert; „man bezahlt ſie etwas theuerer, und damit iſt es abgemacht: bei Diake und Aaron um fünf und zwanzig Franken für gewöhnliche Tage, für Sonn- und Feiertage um dreißig bis fünf und dreißig Franken; legen Sie fünf Franken täglich zu, das macht vierzig, und ſprechen wir nicht mehr davon."

„Ich befürchte, die Herren dürften ſich, ſelbſt wenn ſie das Doppelte böten, keine Caleche verſchaffen."

„Dann läßt man Pferde an die meinige ſpannen... ſie iſt zwar durch die Reiſe etwas verſtoßen, aber gleichviel!"

„Man wird keine Pferde finden."

Albert ſchaute Franz wie ein Menſch an, dem man eine Antwort gibt, welche ihm ganz unbegreiflich vorkommt.

„Begreifen Sie das, Franz, keine Pferde?" ſagte er. „Könnte man denn nicht Poſtpferde haben?"

„Sie ſind ſeit vierzehn Tagen alle gemiethet, und es bleiben nur diejenigen übrig, welche man nothwendig zum Dienſte braucht.

„Was ſagen Sie dazu?" ſprach Franz.

„Ich ſage, daß ich, wenn eine Sache meinen Verſtand überſteigt, bei dieſer Sache nicht ſtehen zu bleiben pflege, ſondern zu einer andern übergehe. Iſt das Abendbrod bereit, Meiſter Paſtrini?"

„Ja, Excellenz."

„Nun, ſo wollen wir zuerſt ſpeiſen."

„Aber die Caleche und die Pferde?" entgegnete Franz.

„Seien Sie unbeſorgt, ſie kommen von ſelbſt; es handelt ſich nur um den Preis."

Und mit der bewunderungswürdigen Philoſophie eines Menſchen, der nichts für unmöglich hält, ſo lange er ſeine Börſe rund und ſeinen Mantelſack voll fühlt, ſpeiſte Morcerf zu Nacht, entſchlief er und träumte, er führe in einer Caleche mit ſechs Pferden im Carneval umher.

Zehntes Kapitel.

Römiſche Banditen.

Am andern Morgen erwachte Franz zuerſt, und ſobald er wach war, läutete er. Der Klang der Glocke vibrirte noch, als Meiſter Paſtrini in Perſon erſchien.

„Nun!" ſagte der Wirth triumphirend, ohne nur auf eine Frage von Franz zu warten, „ich vermuthete es geſtern, Excellenz, als ich Ihnen nichts verſprechen wollte; Sie haben zu ſpät daran gedacht; es iſt in ganz Rom keine Caleche mehr zu miethen, verſteht ſich für die drei letzten Tage."

„Ja," erwiederte Franz, „für diejenigen, wo man ſie durchaus haben muß."

„Was gibt es?" fragte Albert eintretend; „keine Caleche?"

„So iſt es, mein Freund," ſprach Franz; „Sie haben es errathen.

„Es iſt doch etwas Schönes um Euere ewige Stadt!"

„Das heißt," verſetzte Meiſter Paſtrini, der die Hauptſtadt der Chriſtenheit in den Augen ſeiner Reiſenden in einer gewiſſen Würde erhalten wollte, „das heißt, es gibt keine Caleche mehr von Sonntag Morgen bis

Dienſtag Abend; doch bis dahin finden Sie fünfzig, wenn Sie wollen."

„Ah! das iſt ſchon etwas," ſagte Albert; „wir haben heute Donnerſtag, wer weiß, was bis Sonntag geſchieht?"

„Es werden zehn bis zwölf tauſend Fremde ankommen, und dadurch vermehrt ſich noch die Schwierigkeit," ſprach Franz.

„Mein Freund," entgegnete Morcerf, „wir wollen die Gegenwart genießen und nicht die Zukunft verdüſtern."

„Wir können doch wenigſtens ein Fenſter haben?" fragte Franz.

„Wohin?"

„Auf den Corſo."

„Ach! ja, ein Fenſter!" rief Meiſter Paſtrini; „unmöglich, ganz unmöglich; es war noch eines im fünften Stocke des Pallaſtes Doria übrig, und dieſes wurde an einen ruſſiſchen Fürſten um zwanzig Zechinen für den Tag vermiethet."

Die zwei jungen Leute ſchauten ſich verwundert an.

„Nun, mein Lieber," ſagte Franz zu Albert, „wiſſen Sie, daß wir nichts Beſſeres thun können, als den Carneval in Venedig zubringen? wenn wir dort keinen Wagen finden, ſo finden wir wenigſtens Gondeln."

„Meiner Treue, nein," rief Albert, „ich habe beſchloſſen, den Carneval in Rom zu ſehen, und werde ihn hier ſehen, und müßte ich auf Stelzen gehen."

„Das iſt ein herrlicher Gedanke," rief Franz, „beſonders um die Moccoletti auszulöſchen; wir verkleiden uns als Vampyre oder als Bauern aus der Gegend von Landes, und werden großes Aufſehen machen."

„Wünſchen Euere Excellenzen immer noch einen Wagen für Sonntag?"

„Glauben Sie, bei Gott! wir werden in den Straßen von Rom zu Fuß umherlaufen, wie Gerichtsſchreiber?" verſetzte Albert.

„Ich beeile mich die Befehle Euerer Excellenzen zu vollziehen,“ ſagte Meiſter Paſtrini, „nur muß ich denſelben zum Voraus bemerken, daß der Wagen ſechs Piaſter für den Tag koſten wird.“

„Und ich, mein lieber Herr Paſtrini,“ erwiederte Franz, „ich, der ich nicht unſer Nachbar Millionär bin, ſage Ihnen, daß ich, zum vierten Male in Rom, den Preis der Calechen für gewöhnliche Tage, ſo wie für Sonn- und Feiertage kenne; wir geben Ihnen zwölf Piaſter für heute, morgen und übermorgen, und dabei haben Sie einen ſchönen Nutzen.“

„Doch, Excellenz...“ rief Meiſter Paſtrini, der ſich zu ſträuben verſuchte.

„Gehen Sie, mein lieber Wirth, gehen Sie,“ ſprach Franz, „oder ich mache ſelbſt den Preis mit Ihrem Affitatore, den ich auch den meinigen zu nennen die Ehre habe; er iſt ein alter Freund von mir, der mir ſchon viel Geld geſtohlen hat, und in der Hoffnung, mir noch mehr zu ſtehlen, ſich auf weniger einlaſſen wird, als ich Ihnen biete; Sie verlieren ſodann den Mehrbetrag, und das iſt Ihre Schuld.“

„Geben Sie ſich nicht die Mühe, Excellenz,“ verſetzte Meiſter Paſtrini mit dem Lächeln des italieniſchen Speculanten, der ſich für beſiegt erklärt, „ich werde mein Möglichſtes thun und hoffe Sie zufrieden zu ſtellen.“

„Vortrefflich, das heiße ich ſprechen.“

„Wann wollen Sie den Wagen?“

„In einer Stunde.“

„Er wird in einer Stunde vor der Thüre ſein.“

„Eine Stunde ſpäter erwartete der Wagen wirklich die jungen Leute; es war ein beſcheidener Fiacre, den man in Betracht der feierlichen Umſtände zum Range einer Caleche erhoben hatte. Aber wie unbedeutend auch ſein Ausſehen war, ſo würden ſich die jungen Leute doch glücklich gefühlt haben, wenn ſie einen ſolchen Wagen für die drei letzten Tage hätten finden können.

„Excellenz," rief der Cicerone, als er die Naſe von Franz am Fenſter erblickte, „ſoll ich die Carroſſe näher an den Pallaſt fahren laſſen?"

So ſehr auch Franz an die italieniſche Emphaſe gewöhnt war, ſo ſchaute er doch zuerſt überall umher; aber dieſe Worte waren wirklich an ihn gerichtet. Franz war die Excellenz, die Carroſſe war der Fiacre; der Pallaſt war das Hotel de Londres.

Franz und Albert gingen hinab, die Carroſſe näherte ſich dem Pallaſt. Ihre Excellenzen ſtreckten ihre Beine auf den Sitzen aus, der Cicerone ſprang auf den Hinterſitz.

„Wohin befehlen Euere Excellenzen, daß man ſie führen ſoll?"

„Zuerſt nach der St. Peterskirche und dann in das Coliſſeum," antwortete Albert als wahrer Pariſer. Doch er wußte Eines nicht: daß man einen ganzen Tag braucht, um die Peterskirche zu ſehen und einen Monat, um ſie zu ſtudiren. Der Tag ging damit hin, daß man die Peterskirche ſah.

Plötzlich bemerkten die zwei Freunde, daß der Abend heranrückte. Franz zog ſeine Uhr; es war halb fünf Uhr. Sogleich kehrte man in den Gaſthof zurück; Franz gab dem Kutſcher Befehl, ſich um acht Uhr bereit zu halten. Er wollte Albert das Coliſſeum beim Mondſchein zeigen, wie er ihm die Peterskirche beim vollen Tageslichte gezeigt hatte. Läßt man einen Freund eine Stadt beſchauen, die man ſchon geſehen, ſo geht man mit derſelben Coquetterie zu Werk, wie wenn man eine Frau zeigt, die man geliebt hat. Franz ſchrieb daher dem Kutſcher den Weg vor; er ſollte durch die Porta del popolo hinausfahren, ſich längs der äußeren Mauer hinziehen und durch die Porta di San Giovanni zurückkehren. Das Coliſſeum erſchien ihnen ohne Vorbereitung, und ohne daß ſie das Capitol, das Forum, den Triumphbogen von Septimus Severus, den Tempel von Antonin und Fauſtina als Stufen, um daſſelbe zu

verkleinern, auf ihrem Wege fanden. Man begab ſich zu Tiſche: Meiſter Paſtrini hatte ſeinen Gäſten ein vortreffliches Mahl verſprochen; er ſetzte ihnen ein erträgliches Eſſen vor, und es war nichts zu ſagen.

Am Ende der Mahlzeit trat er ſelbſt ein; Franz glaubte Anfangs, er komme, um ſeine Komplimente in Empfang zu nehmen, und ſchickte ſich an, ihm dieſe zu machen, aber der Wirth unterbrach ihn bei den erſten Worten und ſprach:

„Excellenz, Ihr Beifall ſchmeichelt mir, ich bin aber nicht deshalb zu Ihnen gekommen.“

„Vielleicht, um uns zu ſagen, daß Sie einen Wagen gefunden haben?“ fragte Albert, eine Cigarre anzündend.

„Noch viel weniger, Excellenz, und Sie würden ſogar wohl daran thun, gar nicht mehr an dieſe Sache zu denken. In Rom ſind die Dinge möglich oder ſie ſind unmöglich. Wenn man einmal geſagt hat, ſie ſeien unmöglich, ſo iſt Alles vorbei.“

„In Paris iſt es viel bequemer; kann etwas nicht ſein, ſo bezahlt man das Doppelte, und man hat auf der Stelle, was man verlangt.“

„Ich höre dies alle Franzoſen ſagen,“ ſprach Meiſter Paſtrini etwas gereizt, „und ich begreife auch nicht, warum ſie reiſen.“

„Ja wohl,“ erwiederte Albert phlegmatiſch, ſeinen Rauch gegen den Plafond ausſtoßend und auf den zwei Hinterfüßen ſeines Lehnſtuhles ſchaukelnd; „es reiſen auch nur Narren und Dummköpfe, wie wir; vernünftige Leute verlaſſen ihr Hotel in der Rue Helder, das Boulevard de Gand und das Café de Paris nicht.“

Albert wohnte, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in der genannten Straße, machte jeden Tag ſeine faſhionable Promenade, und ſpeiſte beinahe ausſchließlich in dem einzigen Kaffeehauſe, wo man zu Mittag ſpeiſt, vorausgeſetzt, man iſt mit den Kellnern in gutem Einvernehmen. Meiſter Paſtrini ſchwieg einen Augenblick;

er dachte offenbar über die Antwort nach, die ihm Albert gegeben hatte, inſofern ſie ihm nicht ganz klar vorkam.

„Doch Sie ſind in irgend einer Abſicht gekommen," ſagte Franz, die geographiſchen Betrachtungen ſeines Wirthes unterbrechend; „wollen Sie die Güte haben, uns den Grund Ihres Beſuches zu erklären?"

„Ah! richtig; hören Sie: Sie haben die Caleche auf acht Uhr befohlen?"

„Allerdings."

„Sie beabſichtigen, das Coloſſeo zu beſuchen?"

„Das heißt das Coliſſeum."

„Das iſt ganz daſſelbe."

„Gut."

„Sie haben Ihrem Kutſcher geſagt, er ſolle zur Porta del popolo hinaus und zur Porta di San Giovanni hereinfahren?"

„So lauten meine Worte."

„Nun, dieſer Weg iſt unmöglich, oder wenigſtens gefährlich."

„Gefährlich! und warum?"

„Wegen des berüchtigten Luigi Vampa."

„Vor Allem, mein lieber Wirth, wer iſt der berüchtigte Luigi Vampa?" fragte Albert. „Er kann in Rom ſehr bekannt ſein, doch ich verſichere Sie, in Paris kennt ihn keine Seele."

„Wie! Sie kennen ihn nicht?"

„Ich habe nicht die Ehre."

„Es iſt ein Bandit, gegen den die Deceſaris und Gaſparone nur Chorknaben ſind."

„Aufgepaßt! Albert," rief Franz, „endlich alſo ein Bandit! Ich bemerke Ihnen, mein lieber Wirth, daß ich nicht ein Wort von dem, was Sie ſagen, glauben werde. Inſofern nun aber dieſer Punkt unter uns feſtgeſtellt iſt, ſprechen Sie, ſo viel Sie wollen, ich höre."

„Es war einmal . . ."

„Vorwärts!“

Meiſter Paſtrini wandte ſich gegen Franz, der ihm der Vernünftigſte von den beiden jungen Leuten zu ſein ſchien. Der brave Mann, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, hat viele Franzoſen in ſeinem Leben beherbergt, aber nie eine gewiſſe Seite ihres Geiſtes begriffen.

„Excellenz,“ ſprach er mit großem Ernſt, ſich, wie geſagt, an Franz wendend, „wenn Sie mich für einen Lügner halten, ſo brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, was ich ſagen wollte; ich kann Sie indeſſen verſichern, daß es im Intereſſe Euerer Excellenzen lag . . .“

„Albert ſagt Ihnen nicht, Sie ſeien ein Lügner, mein lieber Herr Paſtrini,“ entgegnete Franz, „er ſagt nur, er werde Ihnen nicht glauben. Doch ſeien Sie unbeſorgt, ich glaube Ihnen, ſprechen Sie alſo.“

„Sie begreifen jedoch, Excellenz, wenn man Zweifel in meine Wahrheitsliebe ſetzte . . .“

„Mein Theuerer,“ rief Franz, „Sie ſind empfindlicher als Caſſandra, der, obgleich ſie eine Prophetin war, Niemand zuhörte, während Sie wenigſtens der Hälfte Ihres Auditoriums ſicher ſind. Setzen Sie ſich, ſprechen Sie, wer iſt dieſer Herr Vampa?“

„Ich habe Ihnen geſagt, daß es ein Bandit iſt, wie wir ſeit dem berüchtigten Maſtrillo keinen geſehen haben.“

„Welche Beziehung hat dieſer Bandit zu meinem Befehl, zu der Porta del popolo hinaus und durch die Porta di San Giovanni hereinzufahren?“

„Sie können wohl durch das eine Thor hinausfahren, aber ich zweifle, ob Sie durch das andere hereinfahren würden.“

„Warum dies?“ fragte Franz.

„Weil man mit Einbruch der Nacht fünfzig Schritte von den Thoren nicht mehr ſicher iſt.“

„Auf Ehre?“ rief Albert.

„Herr Graf,“ ſprach Meiſter Paſtrini, ſtets tief

im Herzen verwundet, daß Albert ſeine Wahrhaftigkeit bezweifelte, „was ich ſage, iſt nicht für Sie, ſondern für Ihren Reiſegefährten, der Rom kennt und weiß, daß man mit ſolchen Dingen keinen Scherz treibt.“

„Mein Lieber,“ ſprach Albert, ſich an Franz wendend, „da haben wir ein vortreffliches Abenteuer gefunden: wir ſtopfen unſern Wagen mit Piſtolen, Büchſen und Doppelflinten voll. Luigi Vampa hält uns an, wir nehmen ihn feſt. Wir ſchleppen ihn nach Rom, bringen damit unſere Huldigung dem heiligen Vater dar, der uns fragt, was er zur Anerkennung eines ſo wichtigen Dienſtes für uns thun könne. Dann fordern wir ganz einfach eine Carroſſe und zwei Pferde aus ſeinen Ställen und ſehen den Carneval im Wagen, abgeſehen davon, daß uns wahrſcheinlich das dankbare römiſche Volk auf dem Capitol krönt und, wie Curtius und Horatius Cocles, als Retter des Vaterlandes ausruft.“

Während Albert dieſen Vorſchlag auseinanderſetzte, machte Meiſter Paſtrini ein Geſicht, das man vergebens zu beſchreiben verſuchen würde.

„Vor Allem,“ fragte Franz ſeinen Reiſegefährten, „woher werden Sie die Piſtolen, die Büchſen, die Doppelflinten nehmen, mit denen Sie unſern Wagen vollſtopfen wollen?“

„Allerdings nicht aus meinem Arſenale,“ erwiederte Albert, „denn in Terracina hat man mir Alles bis auf meinen Dolch genommen; und Ihnen?“

„Mir hat man daſſelbe in Aquapendente gethan.“

„Oh! mein lieber Wirth,“ ſprach Albert, eine zweite Cigarre am Reſte ſeiner erſten anzündend, „wiſſen Sie, daß dieſe Maßregel ſehr bequem für die Räuber iſt, und daß ſie ganz ausſieht, als wäre ſie auf halbe Rechnung mit ihnen genommen worden?“

„Ohne Zweifel fand Meiſter Paſtrini den Spaß gefährlich, denn er antwortete nur ausweichend und das

Wort an Franz als den einzigen Vernünftigen richtend, mit dem er ſich verſtändigen könnte.

„Seine Excellenz weiß, daß man ſich gewöhnlich nicht vertheidigt, wenn man von Banditen angegriffen wird.“

„Wie!“ rief Albert, deſſen Muth ſich bei dem Gedanken, ohne ein Wort zu ſagen, ſich ausplündern zu laſſen, empörte; „man pflegt ſich nicht zu vertheidigen?“

„Nein, denn jede Vertheidigung wäre vergeblich. Was wollen Sie machen gegen ein Dutzend Banditen, welche aus einem Graben, aus einer verfallenen Mauer, aus einer Waſſerleitung hervorkommen und alle zugleich auf den Reiſenden anſchlagen?“

„Oh! bei Gott, ich will mich tödten laſſen!“ rief Albert.

Der Wirth wandte ſich gegen Franz mit einer Miene, welche wohl ſagen wollte: „Excellenz, Ihr Kamerad iſt offenbar ein Narr.“

„Mein lieber Albert,“ verſetzte Franz, „Ihre Antwort iſt erhaben und ſo viel werth, als das qu'il mourût des alten Corneille; nur handelte es ſich um die Wohlfahrt von Rom, als Horaz dies ſagte, und die Sache lohnte ſich der Mühe. Was aber uns betrifft, ſo bemerken Sie wohl, daß einfach von Befriedigung einer Laune die Rede iſt, und daß es lächerlich wäre, für eine Laune ſein Leben zu wagen.“

„Oh! per Bacco! das heiße ich ſprechen,“ rief Meiſter Paſtrini.

Albert füllte ſich ein Glas Lacrymä Chriſti, das er in kleinen Zügen, zwiſchendurch unverſtändliche Worte brummelnd, leerte.

„Nun, Meiſter Paſtrini,“ ſagte Franz, „nun, da mein Gefährte beruhigt iſt, und Sie meine friedliche Stimmung zu beurtheilen im Stande geweſen ſind, ſprechen Sie, wie iſt es mit dem Herrn Luigi Vampa? Iſt er Schäfer oder Edelmann? jung oder alt? groß oder klein? Schildern Sie uns dieſen Mann, daß wir

denſelben, wenn wir ihn zufällig in der Welt treffen, wie Sbogard oder Lara, zu erkennen vermögen."

„Sie können ſich nicht beſſer adreſſiren, als an mich, wenn Sie etwas ganz Genaues erfahren wollen, denn ich habe Luigi Vampa noch als Kind gekannt; und als ich eines Tages zwiſchen Ferentino und Alatri ſelbſt in ſeine Hände fiel, erinnerte er ſich zum Glücke für mich dieſer ehemaligen Bekanntſchaft; er ließ mich gehen, nicht nur ohne daß ich Löſegeld zu bezahlen brauchte, ſondern ſogar nachdem er mir eine ſehr ſchöne Uhr zum Geſchenk gemacht und ſeine Geſchichte erzählt hatte."

„Laſſen Sie die Uhr ſehen," ſagte Albert.

Meiſter Paſtrini zog aus ſeiner Taſche eine prachtvolle Breguet-Uhr, worauf der Name des Verfertigers, der Stempel von Paris und eine Grafenkrone angebracht waren.

„Sehen Sie," ſagte er.

„Teufel!" rief Albert, „ich mache Ihnen mein Kompliment. Ich habe die ähnliche (er zog ſeine Uhr aus ſeiner Weſtentaſche), ſie koſtete mich dreitauſend Franken."

„Die Geſchichte," ſprach Franz, zog einen Stuhl an ſich und forderte Meiſter Paſtrini durch ein Zeichen auf, er möge ſich ſetzen.

„Euere Excellenzen erlauben?" ſprach der Wirth.

„Bei Gott! Sie ſind kein Prediger, um ſtehend ſprechen zu müſſen," rief Albert.

Der Wirth ſetzte ſich, nachdem er vor jedem von ſeinen zukünftigen Zuhörern eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte, womit er andeuten wollte, er ſei bereit, ihnen über Luigi Vampa die gewünſchte Auskunft zu geben.

„Ah doch!" rief Franz, Paſtrini in dem Augenblick zurückhaltend, wo er den Mund öffnen wollte, „Sie ſagen, Sie haben Luigi Vampa als Kind gekannt; es iſt alſo noch ein junger Mann?"

„Wie, ein junger Mann! ich glaube wohl, er zählt kaum zwei und zwanzig Jahre. Oh! ſeien Sie unbeſorgt, das iſt ein Burſche, der es weit bringen wird.“

„Was ſagen Sie dazu, Albert? es iſt doch ſchön, ſich mit zwei und zwanzig Jahren bereits einen Ruf gegründet zu haben,“ bemerkte Franz.

„Oh, gewiß! in ſeinem Alter waren Alexander, Cäſar und Napoleon, welche doch in der Folge einen gewiſſen Lärmen in der Welt gemacht haben, noch nicht ſo weit vorgerückt.“

„Der Held, deſſen Geſchichte wir hören werden, iſt alſo erſt zwei und zwanzig Jahre alt?“ fragte Franz ſich an den Wirth wendend.

„Kaum, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe.“

„Iſt er groß oder klein?“

„Von mittlerem Wuchſe, ungefähr wie Seine Excellenz,“ ſprach der Wirth auf Albert deutend.

„Ich danke für die Vergleichung,“ ſagte dieſer ſich verbeugend.

„Immer vorwärts,“ rief Franz, über die Empfindlichkeit ſeines Freundes lächelnd. „Und welcher Klaſſe der Geſellſchaft gehörte er an?“

„Er war ein einfacher Hirtenknabe auf dem Gute des Grafen San Felice, das zwiſchen Paleſtrina und dem Gabri-See liegt. In Pampinara geboren, trat er in einem Alter von fünf Jahren in den Dienſt des Grafen. Sein Vater, ſelbſt ein Hirte, hatte eine eigene kleine Herde und lebte von der Wolle ſeiner Hämmel und der Einnahme für die Milch ſeiner Schafe, welche er in Rom verkaufte. Schon als Kind hatte der kleine Vampa einen ſeltſamen Charakter. Als er ſieben Jahre alt war, ſuchte er eines Tags den Pfarrer von Paleſtrina auf und bat dieſen, ihm Unterricht im Leſen zu geben. Das war eine ſchwierige Sache, denn der junge Hirte konnte ſeine Herde nicht verlaſſen. Doch der gute Pfarrer ging jeden Tag, um die Meſſe zu leſen, in einen armen kleinen Flecken, der zu unbedeutend war,

um einen Prieſter zu bezahlen, und da er nicht einmal einen eigenen Namen hatte, unter dem del Borgo bezeichnet wurde. Er erwiederte Luigi auf ſeine Bitte, wenn er ſich bei ſeiner Rückkehr auf dem Wege finden würde, ſo wollte er ihm Unterricht geben, da aber ſeine Lection kurz wäre, ſo müßte er ſie emſig benützen. Das Kind willigte mit Freuden ein.

„Jeden Tag führte Luigi ſeine Herde auf die Weide an die Straße von Paleſtrina nach dem Borgo! jeden Tag um neun Uhr kam der Pfarrer vorüber; der Prieſter und das Kind ſetzten ſich an den Rand eines Grabens, und der kleine Hirte nahm ſeine Lection in dem Brevier des Pfarrers. Nach Verlauf von drei Monaten konnte er leſen. Das war noch nicht Alles, er mußte nun auch ſchreiben lernen. Der Prieſter ließ durch einen Profeſſor der Schreibekunſt in Rom drei Alphabete machen: ein großes, ein mittleres und ein kleines, und zeigte ihm, wie er, dieſe Alphabete auf der Schiefertafel verfolgend, mit Hülfe einer eiſernen Spitze ſchreiben lernen könnte.

„An demſelben Abend, als die Herde nach Hauſe getrieben war, lief der kleine Vampa zu dem Schloſſer von Paleſtrina, nahm einen großen Nagel, ſchmiedete, hämmerte, rundete ihn und machte eine Art von antikem Stilet daraus. Am andern Morgen ſammelte er einen Vorrath an Schiefer und ging an das Werk. Nach drei Monaten konnte er ſchreiben.

„Erſtaunt über dieſen Verſtand, gerührt durch dieſe Anlagen ſchenkte ihm der Pfarrer mehrere Hefte Papier, ein Büſchel Federn und ein Federmeſſer. Ein neues Studium mußte vorgenommen werden, doch ein Studium, das im Vergleich zu dem erſten nichts war. Nach acht Tagen handhabte er die Feder ſo gut als das Stilet. Der Pfarrer erzählte dieſe Anekdote dem Grafen San Felice; dieſer wollte den kleinen Hirten ſehen, ließ ihn in ſeiner Gegenwart leſen und ſchreiben, befahl ſeinem Verwalter, denſelben mit ſeiner Dienerſchaft ſpei-

ſen zu laſſen, und gab ihm zwei Piaſter monatlich. Mit dieſem Gelde kaufte Luigi Bücher und Bleiſtifte.

„Er wandte wirklich bei allen Gegenſtänden die ihm eigenthümliche Nachahmungsgabe an und zeichnete, wie der kleine Giotto, auf Schiefer ſeine Lämmer, die Bäume, die Häuſer. Dann fing er an mit der Spitze ſeines Federmeſſers Holz zu ſchnitzen und ihm alle Arten von Formen zu geben. So hatte auch Pinelli, der volksthümliche Bildhauer, begonnen.

„Ein Mädchen von ſechs bis ſieben Jahren, das heißt etwas jünger als Vampa, hütete ebenfalls ſeine Schafe auf einem Pachtgute in der Nähe von Paleſtrina; die Kleine war Waiſe, in Valmontone geboren, und hieß Tereſa. Die zwei Kinder trafen ſich, ſetzten ſich neben einander, ließen ihre Herden ſich vermiſchen, plauderten, lachten und ſpielten; am Abend trennte man die Schafe des Grafen San Felice von denen des Baron von Cervetri, und die Kinder verließen ſich, um nach Hauſe zu kehren, unter dem gegenſeitigen Verſprechen, ſich am nächſten Morgen wieder aufzuſuchen. Am andern Tage hielten ſie Wort, und ſo beſtändig in Geſellſchaft heranwachſend, erreichte Vampa das zwölfte, die kleine Tereſa das eilfte Jahr.

„Ihre natürlichen Inſtinkte entwickelten ſich indeſſen. Bei ſeinem feinen Geſchmack für die Künſte, welchen Luigi ſo weit getrieben hatte, als dies bei ſeiner Vereinzelung nur immer ſein konnte, war er traurig aus Eigenſinn, glühend in plötzlicher Aufwallung, jähzornig aus Laune, ſtets höhniſch. Keiner von den Knaben von Pampinara, Paleſtrina oder Valmontone vermochte je einen Einfluß auf ihn zu gewinnen oder ſein Kamerad zu werden. Stets geneigt, zu verlangen, ohne ſich je zu einem Nachgeben herbeilaſſen zu wollen, entfernte ſein eigenwilliges Temperament jede freundſchaftliche Bewegung, jede ſympathetiſche Kundgebung von ihm. Tereſa allein beherrſchte mit einem Worte, mit einem Blick, mit einer Geberde dieſen feſten Charakter, der ſich unter der Hand

einer Frau bog, und unter dem jedes Mannes bis zum Brechen ſtarr geworden wäre. Tereſa war im Gegentheil lebhaft, munter, heiter, aber im Uebermaß gefallſüchtig; die zwei Piaſter, welche der Intendant des Grafen San Felice Luigi gab, der Preis für alle geſchnitzten Werke, die er an die Spielwaarenhändler in Rom verkaufte, gingen in Ohrgehängen von Perlen, in Halsbändern von Glas, in goldenen Neſteln auf. Die zwei Kinder wuchſen fortwährend heran, brachten alle Tage miteinander zu, und überließen ſich ohne Kampf den Inſtinkten ihrer unverdorbenen Natur; ſo ſah ſich Vampa in ſeinen Geſprächen, in ſeinen Wünſchen, in ſeinen Träumen ſtets als Schiffskapitän, als General eines Heeres, als Gouverneur einer Provinz; Tereſa wähnte ſich reich, in den ſchönſten Kleidern und von Livreebedienten gefolgt; nachdem ſie den ganzen Tag damit zugebracht hatten; daß ſie ihre Zukunft mit lachenden, tollen Arabesken ſtickten, trennten ſie ſich, um ihre Herden in ihre Ställe zurückzuführen.

„Eines Tags ſagte der junge Hirte dem Intendanten des Grafen, er habe einen Wolf aus dem Sabinergebirge hervorkommen und um ſeine Herde herumſchweifen ſehen. Der Intendant gab ihm eine Flinte; dies wollte Vampa haben. Dieſe Flinte hatte zufällig einen vortrefflichen Lauf von Breſcia und trug die Kugel wie eine engliſche Büchſe; nur hatte der Graf, als er eines Tags einen verwundeten Fuchs todt ſchlug, den Schaft zerbrochen, und man hatte das Gewehr zum Ausſchuß geworfen. Das war keine Schwierigkeit für einen Bildner wie Luigi. Er unterſuchte den urſprünglichen Anſchlag, berechnete, was daran zu ändern wäre, damit er ſich für ihn eignete, und machte einen neuen Schaft mit ſo wunderbaren Zierrathen, daß er, wenn er in der Stadt nur das Holz allein hätte verkaufen wollen, ſicherlich fünfzehn bis zwanzig Piaſter daraus gelöſt haben würde. Aber er hütete ſich wohl, dies zu thun; eine Flinte war lange der Traum des jungen Menſchen

geweſen. In allen Ländern, wo die Unabhängigkeit die Stelle der Freiheit einnimmt, iſt das erſte Bedürfniß jedes ſtarken Herzens, jeder mächtigen Organiſation eine Waffe, die zugleich den Angriff und die Vertheidigung ſichert und denjenigen, welcher ſie trägt, furchtbar und häufig gefürchtet macht. Von dieſem Augenblick widmete Vampa jede Zeit, die ihm blieb, den Uebungen im Gebrauch ſeiner Flinte; er kaufte Pulver und Blei und Alles wurde ihm Zielpunkt: der Stamm eines traurigen, gebrechlichen, grauen Olivenbaums, wie er an den Abhängen des Sabinergebirges wächst; der Fuchs, wenn er am Abend aus ſeinem Bau herausſchlich, um ſeine nächtliche Jagd zu beginnen; der Adler, den er in der Luft ſchweben ſah. Bald wurde er ſo geſchickt, daß Tereſa die Furcht überwand, die ſie Anfangs, wenn ſie den Knall hörte, empfunden hatte, und mit Vergnügen zuſah, wie ihr Gefährte ſeine Kugel gerade auf den Punkt ſchoß, wo er ſie haben wollte.

„Eines Tags kam ein Wolf verſtohlener Weiſe aus einem Fichtenwalde hervor, in deſſen Nähe die jungen Leute zu verweilen pflegten; der Wolf hatte nicht zehn Schritte in der Ebene gemacht, als er todt war. Stolz auf dieſen ſchönen Schuß, lud ihn Vampa auf ſeine Schultern und trug ihn nach Hauſe. Alle dieſe Umſtände verliehen Luigi einen gewiſſen Ruf in der Gegend; der Menſch von hervorragenden Fähigkeiten erwirbt ſich, wo er ſich auch finden mag, eine Kundſchaft von Bewunderern. Man ſprach von dem jungen Hirten als von dem geſchickteſten, ſtärkſten, muthigſten Contadino auf zehn Meilen in der Runde, und obgleich Tereſa in einem noch weiteren Umkreiſe für eines der hübſcheſten Mädchen des Sabinerlandes galt, wagte es doch Niemand, ihr ein Wort von Liebe zu ſagen, denn man wußte, daß ſie von Vampa geliebt wurde.

„Und doch hatten ſich die jungen Leute nie geſagt, daß ſie ſich liebten, ſie waren neben einander emporgewachſen wie zwei Bäume, welche ihre Wurzeln in der

Erde, ihre Zweige in der Luft, ihren Wohlgeruch im Himmel vermengen; nur war ihr Verlangen, ſich zu ſehen, ein gleiches; dieſes Verlangen war ein Bedürfniß geworden, und ſie begriffen eher den Tod, als eine Trennung auch nur auf einen Tag. Tereſa zählte ſechzehn, Vampa ſiebenzehn Jahre.

„Um dieſe Zeit fing man an, viel von einer Räuberbande zu ſprechen, die ſich in den Lepinerbergen bildete. Die Räuberei iſt in der Nähe von Rom nie ernſtlich ausgerottet worden. Es fehlt oft an Anführern, aber wenn ſich ein Anführer zeigt, ſo fehlt es ſelten an einer Bande. In den Abruzzen umſtellt, aus dem Königreiche Neapel, wo er einen wahren Krieg ausgehalten hatte, vertrieben, durchzog Cucumetto das Garigliano wie Manfred und flüchtete ſich an das Ufer der Amaſina zwiſchen Sonnino und Juperno. Er war es, der ſich mit der Bildung einer Bande beſchäftigte und auf den Spuren von Deceſaris und Gaſparoni fortſchritt, die er bald zu übertreffen hoffte. Mehre junge Leute von Paleſtrina, Frascati und Pampinara verſchwanden. Anfangs war man in Unruhe über ſie, bald aber erfuhr man, daß ſie ſich mit der Bande von Cucumetto vereinigt hatten. Nach einiger Zeit wurde Cucumetto der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Man erzählte ſich von dieſem Banditenanführer Züge von außerordentlicher Kühnheit und von empörender Rohheit.

„Eines Tages raubte er ein junges Mädchen: es war die Tochter des Feldmeſſers von Froſinone. Die Geſetze der Banditen ſind beſtimmt: ein junges Mädchen gehört zuerſt demjenigen, welcher daſſelbe raubt, dann ziehen die Andern das Loos, und die Unglückliche dient der ganzen Truppe zum Vergnügen, bis ſie von der Bande verlaſſen wird oder ſtirbt. Sind die Eltern reich genug, um ſie loszukaufen, ſo ſchickt man einen Boten ab, der um das Löſegeld unterhandelt; der Kopf des Gefangenen haftet für die Sicherheit des Abgeſandten. Wird das Löſegeld verweigert, ſo iſt der Gefan-

gene unwiderruflich verurtheilt. Das Mädchen hatte ſeinen Liebhaber in der Bande von Concumetto: er hieß Carlini; als die Unglückliche den jungen Mann erkannte, ſtreckte ſie die Hände nach ihm aus; doch dem armen Carlini brach das Herz bei ihrem Anblick, denn er vermuthete das Schickſal, das ſeiner Geliebten harrte.

„Da er indeſſen der Liebling von Cucumetto war, mit welchem er ſeit drei Jahren alle Gefahren getheilt, dem er das Leben gerettet hatte, indem er mit einem Piſtolenſchuß einen Carabinier niederſtreckte, welcher bereits den Säbel über ſeinem Haupte ſchwang, hoffte er, Cucumetto würde Mitleid mit ihm haben. Er nahm alſo den Anführer bei Seite, während das Mädchen an dem Stamme einer hohen Fichte ſitzend, welche mitten in einer Lichtung des Waldes emporragte, ſich einen Schleier aus dem maleriſchen Kopfputze der römiſchen Bäuerinnen machte und ſein Geſicht vor den lüſternen Blicken der Banditen verbarg. Hier erzählte er ihm Alles: ſeine Liebſchaft mit der Gefangenen, ihre Treuſchwüre, und wie ſie jede Nacht, ſeitdem die Banditen in der Gegend waren, in einer Ruine zuſammenkamen.

„Gerade an dieſem Abend hatte Cucumetto Carlini in ein benachbartes Dorf geſchickt, wodurch ihre Zuſammenkunft vereitelt wurde, und Cucumetto war, wie er ſagte, zufällig an der Ruine vorübergekommen und hatte das Mädchen entführt.

„Carlini bat ſeinen Hauptmann, zu ſeinen Gunſten einen Ausnahme zu machen und Rita zu ſchonen, wobei er ihm bemerkte, der Vater wäre reich und würde ein gutes Löſegeld bezahlen. Cucumetto ſchien den Bitten ſeines Freundes nachzugeben und beauftragte ihn, einen Hirten zu ſuchen, den man zu dem Vater von Rita nach Froſinone ſchicken könnte. Da trat Carlini ganz freudig zu ſeiner Geliebten, ſagte ihr, ſie wäre gerettet, und forderte ſie auf, ihrem Vater einen Brief zu ſchreiben, ihm mitzutheilen, was ihr begegnet, und ihm zu ſagen, das Löſegeld wäre auf dreihundert Piaſter

feſtgeſtellt. Man gab dem Vater eine Friſt von zwölf Stunden, das heißt, bis zum andern Morgen um neun Uhr.

„Sobald der Brief geſchrieben war, nahm ihn Carlini und lief in die Ebene, um einen Boten zu ſuchen. Er fand einen jungen Hirten, der ſeine Herde einpferchte. Die natürlichen Boten der Banditen ſind die Hirten, welche zwiſchen der Stadt und dem Gebirge, zwiſchen der civiliſirten und der rohen Welt leben. Der junge Hirte entfernte ſich ſogleich mit dem Verſprechen, vor einer Stunde in Froſinone zu ſein. Carlini kam ganz heiter zurück, um wieder mit ſeiner Geliebten zuſammenzutreffen und ihr die frohe Kunde mitzutheilen. Er fand die Truppe auf der Lichtung, wo ſie luſtig die Mundvorräthe verzehrte, welche die Banditen wie einen Tribut von den Bauern erhoben; doch vergebens ſuchte er unter den fröhlichen Gäſten Cucumetto und Rita. Er fragte, wo ſie wären; die Banditen antworteten mit einem ſchallenden Gelächter. Ein kalter Schweiß lief Carlini über die Stirne, und er fühlte, wie ihn die Angſt bei den Haaren faßte. Er erneuerte ſeine Frage. Einer von den Genoſſen füllte ein Glas mit Orvietto-Wein, reichte es ihm und ſprach: „„Auf die Geſundheit des braven Cucumetto und der ſchönen Rita!““

„In dieſem Augenblick glaubte Carlini den Schrei einer Frau zu hören, und er errieth Alles; er nahm das Glas, zerſchmetterte es auf dem Geſichte deſſen, welcher es ihm reichte, und eilte in der Richtung des Schreis fort. Nachdem er hundert Schritte gelaufen war, fand er an einem Gebüſche Rita ohnmächtig in den Armen von Cucumetto. Als dieſer Carlini erblickte, erhob er ſich, in jeder Hand eine Piſtole haltend. Die zwei Banditen ſchauten einander einen Augenblick an, der Eine das Lächeln der Unzucht auf den Lippen, der Andere die Bläſſe des Todes auf der Stirne. Es war, als ſollte etwas Furchtbares zwiſchen dieſen beiden Männern vorgehen, aber allmälig ſpannten ſich die Züge von

Carlini ab, und ſeine Hand, die er an eine Piſtole in ſeinem Gürtel gelegt hatte, fiel an der Seite nieder; Rita lag zwiſchen Beiden. Der Mond beleuchtete dieſe Scene.

„„Nun!““ ſagte Cucumetto, „„haſt Du Deinen Auftrag beſorgt?““

„„Ja, Kapitän,““ antwortete Carlini; „„morgen vor neun Uhr wird der Vater von Rita mit dem Gelde hier ſein.““

„„Vortrefflich. Mittlerweile wollen wir die Nacht luſtig zubringen. Das Mädchen iſt reizend, und Du haſt wahrhaftig einen guten Geſchmack, Meiſter Carlini; da ich nicht eigennützig bin, ſo wollen wir auch zu den Kameraden zurückkehren und das Loos ziehen, wem ſie nun gehören ſoll.““

„„Ihr ſeid alſo entſchloſſen, ſie dem gemeinſchaftlichen Geſetze zu überantworten?““ fragte Carlini.

„„Warum ſollte man bei ihr eine Ausnahme machen?““

„„Ich glaubte auf meine Bitte . . .““

„„Biſt Du etwa mehr, als die Andern?““

„„Das iſt richtig.““

„„Doch ſei unbeſorgt,““ verſetzte Cucumetto lachend, „„etwas früher, etwas ſpäter kommt die Reihe an Dich. (Die Zähne von Carlini preßten ſich zum Zerſpringen zuſammen.) Nun vorwärts,““ ſagte Cucumetto einen Schritte gegen die Genoſſen machend, „„kommſt Du?““

„„Ich folge Euch.““

„Cucumetto entfernte ſich, jedoch ohne Carlini aus dem Geſichte zu verlieren, denn er befürchtete ohne Zweifel, er könnte von hinten auf ihn ſchießen; doch nichts deutete bei dem Banditen eine feindſelige Abſicht an. Er ſtand mit gekreuzten Armen bei der immer noch ohnmächtigen Rita. Einen Augenblick dachte Cucumetto, der junge Mann würde ſie in ſeine Arme nehmen und mit ihr fliehen; es war ihm nun wenig mehr daran gelegen, er hatte von Rita, was er haben wollte; und

was das Geld betrifft, ſo waren dreihundert Piaſter unter die Bande vertheilt eine ſo armſelige Summe, daß er ſich wenig darum bekümmerte. Er ſetzte daher ſeinen Weg nach der Lichtung fort, doch zu ſeinem großen Erſtaunen kam Carlini beinahe mit ihm hier an. „„Das Loos gezogen! das Loos gezogen!““ riefen die Banditen, als ſie ihren Anführer erblickten. Und die Augen aller dieſer Menſchen glänzten vor Rauſch und Lüſternheit, während die Flamme des Herdes über ihre ganze Perſon einen röthlichen Schimmer ergoß, der ihnen Aehnlichkeit mit Dämonen verlieh.

„Was ſie forderten, war gerecht; der Kapitän machte auch mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung. Man legte alle Namen, den von Carlini, wie die der Andern, in einen Hut, und der Jüngſte der Bande zog ein Zettelchen aus der improviſirten Urne. Auf dieſem Zettelchen ſtand der Name Diavolaccio. Es war derſelbe, welchem Carlini, als er ihm die Geſundheit des Anführers vorſchlug, das Glas auf dem Geſichte zerſchmettert hatte. Aus einer breiten, vom Schlafe bis zum Munde klaffenden Wunde entſtrömte das Blut in Wellen. Als Diavolaccio ſich ſo vom Glücke begünſtigt ſah, brach er in ein ſchallendes Gelächter aus. „„Kapitän,““ ſagte er, „„Carlini wollte vorhin nicht auf Eure Geſundheit trinken, ſchlagt ihm nun vor, auf die meinige ein Glas zu leeren; er zeigt ſich vielleicht gegen Euch nachgiebiger, als gegen mich.““

„Jeder erwartete einen Ausbruch von Seiten Carlini's; aber zum allgemeinen Erſtaunen nahm er das Glas mit der einen Hand, einen Fiasco mit der andern, ſchenkte ein, rief mit vollkommen ruhiger Stimme: „„Auf Deine Geſundheit, Diavolaccio!““ und leerte das Glas, ohne daß ſeine Hand zitterte. Dann ſetzte er ſich an das Feuer und ſprach:

„„Meinen Antheil am Abendbrod; der Gang hat mir Appetit gemacht.““

„„Es lebe Carlini!““ riefen die Räuber.

„„So iſt es gut! das heißt die Dinge als gute Kameraden behandeln.““

„Und ſie bildeten wieder einen Kreis um den Herd, während Diavolaccio ſich entfernte.

„Carlini aß und trank, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Die Banditen ſchauten ihn voll Erſtaunen an, denn ſie begriffen dieſe Unempfindlichkeit nicht, als ſie hinter ſich den Boden unter einem ſchweren Tritte erdröhnen hörten. Sie wandten ſich um und erblickten Diavolaccio Rita in ſeinen Armen haltend; ihr Kopf war zurückgeworfen und ihre langen Haaren hingen bis zur Erde herab. Als Diavolaccio mehr in den Kreis des vom Herde aus ſich verbreitenden Lichtes trat, gewahrte man die Bläſſe des Mädchens und die des Banditen. Dieſe Erſcheinung hatte etwas ſo Seltſames, ſo Feierliches, daß Alle aufſtanden, mit Ausnahme von Carlini; dieſer blieb ſitzen und fuhr fort zu trinken und zu eſſen, als ob nichts um ihn her vorginge. Diavolaccio näherte ſich unter dem tiefſten Stillſchweigen immer mehr der Gruppe und legte Rita zu den Füßen des Kapitäns nieder.

„Da vermochte Jedermann die Urſache der Bläſſe des Mädchens und des Banditen zu erkennen: unter der linken Bruſt von Rita ſtak ein Meſſer bis an das Heft eingebohrt.

„Aller Augen richteten ſich auf Carlini; die Scheide hing leer an ſeinem Gürtel.

„„Ah! ah!““ rief Cucumetto, „„ich begreife nun, warum Carlini zurückgeblieben iſt.““

„Jede rohe Natur iſt im Stande, eine kräftige Handlung zu würdigen; obgleich vielleicht keiner von den Banditen vollführt hätte, was Carlini vollführte, ſo begriffen ſie doch, was er gethan.

„„Nun,““ ſagte Carlini, ebenfalls aufſtehend und dem Leichname ſich nähernd, während er die Hand an den Kolben einer Piſtole legte, „„iſt vielleicht noch ir=

gend Einer hier, der mir dieſe Frau ſtreitig machen will?‟‟

„„Nein,‟‟ erwiederte der Anführer, „„ſie gehört Dir.‟‟

„Carlini nahm ſie nun in ſeine Arme und trug ſie aus dem von der Flamme des Herdes erzeugten Lichtkreiſe.

„Cucumetto ſtellte wie gewöhnlich ſeine Wachen aus, und die Banditen legten ſich in ihre Mäntel gehüllt um das Feuer nieder. Um Mitternacht ließ eine Wache ein Warnungszeichen ertönen; in einem Augenblick waren der Kapitän und ſeine Gefährten auf den Beinen. Es war der Vater von Rita, welcher ſelbſt mit dem Löſegeld für ſeine Tochter ankam.

„„Hier,‟‟ ſagte er zu Cucumetto, indem er ihm einen Sack mit Geld reichte, „„hier ſind dreihundert Piſtolen, gib mir meine Tochter zurück.‟‟

„Doch ſtatt das Geld zu nehmen, bedeutete ihm der Anführer der Banditen durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

„Der Greis gehorchte; Beide entfernten ſich unter den Bäumen, durch deren Zweige die Strahlen des Mondes drangen. Endlich blieb Cucumetto ſtehen, ſtreckte die Hand aus, zeigte dem Greis zwei am Fuße eines Baumes gruppirte Perſonen und ſprach:

„„Verlange Deine Tochter von Carlini, er wird Dir Rechenſchaft über ſie geben.‟‟

„Und er wandte ſich gegen ſeine Gefährten um.

Der Greis blieb unbeweglich, die Augen ſtarr. Er fühlte, daß irgend ein unbekanntes, ungeheures, unerhörtes Unglück über ſeinem Haupte ſchwebte. Endlich machte er einige Schritte zu der ungeſtalten Gruppe, die er ſich nicht verdeutlichen konnte. Bei dem Geräuſch, das er veranlaßte, hob Carlini den Kopf, und die Formen der zwei Perſonen fingen an deutlicher in den Augen des Greiſes zu erſcheinen. Eine Frau lag auf der Erde, das Haupt auf den Schooß eines ſitzen-

den Mannes gelegt, der ſich über ſie beugte; indem er ſich erhob, entblößte dieſer Mann das Antlitz der Frau, welche er an ſich gedrückt hielt. Der Greis erkannte ſeine Tochter und Carlini erkannte den Greis.

„„Ich erwartete Dich!““ ſprach der Bandit zu dem Vater von Rita.

„„Elender!““ rief der Greis, „„was haſt Du gethan?““

„Und er ſchaute voll Schrecken Rita an, welche bleich, unbeweglich, ein blutiges Meſſer in der Bruſt da lag. Ein Mondſtrahl fiel auf ſie und beleuchtete ſie mit ſeinem bläulichen Schimmer.

„„Cucumetto hatte Deine Tochter geſchändet,““ ſagte der Bandit, „„und da ich ſie liebte, mußte ich ſie tödten, denn nach ihm hätte ſie der ganzen Bande zum Spielzeug gedient.““

„Der Greis ſprach kein Wort, er wurde nur bleich wie ein Geſpenſt.

„„Räche ſie nun, wenn ich Unrecht gehabt habe,““ fügte Carlini bei.

„Und er riß das Meſſer aus dem Buſen des Mädchens und reichte es dem Greiſe mit der einen Hand, während er mit der andern ſeine Weſte auf die Seite ſchob und ihm ſeine nackte Bruſt darbot.

„„Du haſt wohl gethan,““ ſprach der Greis mit dumpfer Stimme, „„umarme mich, mein Sohn.““

Carlini warf ſich ſchluchzend in die Arme des Vaters ſeiner Geliebten. Es waren die erſten Thränen, welche dieſer Blutmenſch vergoß.

„„Nun hilf mir meine Tochter begraben,““ ſagte der Greis zu Carlini.

„Carlini holte zwei Spaten, und der Vater und der Geliebte fingen an, die Erde am Fuße einer Eiche auszugraben, deren Zweige die letzte Ruheſtätte des Mädchens bedecken ſollten. Als das Grab gegraben war, küßte zuerſt der Vater und hierauf der Geliebte die Todte; dann nahm ſie der Eine bei den Füßen, der

Andere bei den Schultern, und ſo legten ſie Rita in den ausgehöhlten Raum. Dann knieten ſie auf beiden Seiten nieder und ſprachen Todtengebete. Als ſie ihre Andacht beendigt hatten, warfen ſie die Erde wieder auf den Leichnam, bis das Grab gefüllt war. Und der Greis reichte Carlini die Hand und ſprach:

„„Ich danke Dir, mein Sohn, laß mich nun allein.““

„„Doch wenn . . .““ entgegnete dieſer.

„„Laß mich, ich befehle es Dir.““

„Carlini gehorchte, kehrte zu ſeinen Kameraden zurück, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſchien bald in einen ebenſo tiefen Schlaf verſunken zu ſein, wie ſeine Kameraden. Man hatte am Tage vorher beſchloſſen, das Lager zu verändern. Eine Stunde vor Tag weckte Cucumetto ſeine Leute, und es wurde Befehl zum Aufbruch gegeben; aber Carlini wollte den Wald nicht verlaſſen, ohne zu wiſſen, was aus dem Vater von Rita geworden wäre. Er wandte ſich nach der Stelle, wo er den Greis gelaſſen hatte, und fand denſelben an einem von den Zweigen der Eiche aufgehängt, welche das Grab ſeiner Tochter beſchattete. Er that nun auf den Leichnam des Einen und auf das Grab der Andern den Schwur, Beide zu rächen; doch er konnte dieſen Schwur nicht halten, denn zwei Tage nachher wurde Carlini in einem Kampfe mit römiſchen Carabinieren getödtet. Man wunderte ſich nur, daß er, dem Feinde das Geſicht bietend, eine Kugel zwiſchen die Schultern bekommen hatte. Das Erſtaunen hörte aber auf, als einer von den Banditen gegen ſeine Kameraden bemerkte, Cucumetto ſei zehn Schritte hinter Carlini geſtanden, da dieſer gefallen.

„Am Morgen des Aufbruchs aus dem Walde von Froſinone war er Carlini gefolgt, hatte deſſen Schwur gehört und kam ihm ſodann als vorſichtiger Mann zuvor. Man erzählt ſich von dieſem Räuberhauptmann noch zehn andere nicht minder ſeltſame Geſchichten, und

es zitterte auch Jedermann von Fondi bis Perugia, wenn man nur den Namen von Cucumetto nannte.

„Dieſe Geſchichten waren oft der Gegenſtand der Unterhaltung von Luigi und Tereſa. Das Mädchen bebte bei allen ſolchen Erzählungen: aber Vampa beruhigte ſie mit einem Lächeln und ſchlug an ſeine Flinte, welche ihre Kugel ſo ſchön trug; war ſie dann noch nicht völlig beruhigt, ſo zeigte er ihr auf hundert Schritte einen Raben, der auf einem dürren Aſte ſaß, ſchlug an, drückte los, und das Thier fiel wohlgetroffen an den Fuß des Baumes nieder. Mittlerweile verlief die Zeit; die jungen Leute hatten beſchloſſen, ſich zu heirathen, wenn Vampa zwanzig und Tereſa neunzehn Jahre alt wäre. Sie waren Beide Waiſen und hatten nur ihre Herren um Erlaubniß zu bitten: ſie baten darum und erhielten auch die Einwilligung.

„Als ſie eines Tags von ihren Plänen für die Zukunft ſprachen, vernahmen ſie ein paar Schüſſe; dann trat plötzlich ein Mann aus dem Gehölze hervor, bei welchem die jungen Leute ihre Herden zu weiden pflegten, lief auf ſie und rief, ſobald er gehört zu werden glaubte:

„„Ich werde verfolgt; könnt Ihr mich verbergen?““

„Die jungen Leute erkannten ſogleich, daß der Flüchtige ein Bandit ſein mußte; doch zwiſchen dem römiſchen Bauern und dem römiſchen Banditen herrſcht eine angeborene Sympathie, weshalb der erſte immer bereit iſt, dem zweiten Dienſte zu leiſten. Vampa lief, ohne ein Wort zu ſagen, nach dem Steine, der den Eingang der Grotte verſtopfte, entblößte dieſen Eingang, indem er den Stein an ſich zog, hieß den Flüchtling durch ein Zeichen in dieſes Jedermann unbekannte Aſyl ſchlüpfen, ſtieß den Stein wieder an ſeine vorige Stelle, kehrte zu Tereſa zurück und ſetzte ſich neben ſie.

Beinahe in demſelben Augenblick erſchienen vier Carabiniere zu Pferd am Saume des Waldes; drei waren offenbar in Verfolgung des Flüchtigen begriffen,

der vierte ſchleppte einen gefangenen Banditen an der Gurgel. Die drei Carabiniere durchforſchten die Gegend mit einem Blicke, gewahrten die zwei jungen Leute, ſprengten im Galopp auf ſie zu und befragten dieſelben. Sie hatten nichts geſehen.

„„Das iſt ärgerlich,““ ſagte der Brigadier; „„denn derjenige, welchen wir ſuchen, iſt der Anführer.““

„„Cucumetto?““ riefen unwillkürlich Tereſa und Luigi.

„„Ja,““ antwortete der Brigadier, „„und da ein Preis von tauſend Thalern auf ſeinen Kopf geſetzt iſt, ſo wären fünfhundert Euch zugekommen, wenn Ihr mir ihn beifahen geholfen hättet.““

„Die jungen Leute wechſelten einen Blick. Der Brigadier hatte eine Minute lang Hoffnung. Fünfhundert römiſche Thaler machen dreitauſend Franken, und dreitauſend Franken ſind ein Vermögen für arme Waiſen, welche ſich heirathen wollen.

„„Ja, das iſt ärgerlich,““ erwiederte Vampa, „„doch wir haben ihn nicht geſehen.““ Die Carabiniere durchſtreiften nun die Gegend in verſchiedenen Richtungen, aber vergebens; dann verſchwanden ſie allmälig. Vampa zog den Stein zurück, und Cucumetto trat hervor.

„Er hatte in dem Lichte, welches das Granitthor ließ, die jungen Leute mit den Carabinieren ſprechen ſehen, den Gegenſtand ihres Geſpräches vermuthet und auf dem Antlitz von Luigi und Tereſa den unerſchütterlichen Entſchluß geleſen, ihn nicht auszuliefern. Der Bandit zog aus ſeiner Taſche eine Börſe voll Gold und bot ſie ihnen an. Aber Vampa hob ſtolz das Haupt empor, während Tereſa's Augen bei dem Gedanken an alles Das glänzten, was ſie ſich um dieſes Gold an reichen Juwelen und ſchönen Kleidern kaufen könnte.

„Cucumetto war ein ſehr gewandter Satan, nur hatte er die Geſtalt eines Banditen, ſtatt der einer Schlange angenommen. Er erhaſchte dieſen Blick, er=

kannte in Tereſa eine würdige Tochter Eva's, und kehrte in den Wald zurück, wobei er ſich wiederholt unter dem Vorwande, ſeine Befreier zu grüßen, umdrehte. Es vergingen mehre Tage, ohne daß man Cucumetto wieder ſah, ohne daß man von ihm ſprechen hörte. Der Carneval nahte heran, und der Graf von San Felice kündigte einen Ball an, wozu die ganze elegante Welt von Rom eingeladen war. Tereſa hatte große Luſt dieſen Ball zu ſehen. Luigi bat ſeinen Beſchützer, den Intendanten, um Erlaubniß für ſie und für ſich, verborgen unter den Dienern des Hauſes dem Feſte beiwohnen zu dürfen, und dies ward ihm auch zugeſtanden.

„Dieſer Ball wurde von dem Grafen hauptſächlich gegeben, um ſeiner Tochter Carmela, die er anbetete, ein Vergnügen zu machen. Carmela war gerade von dem Alter und dem Wuchſe von Tereſa, und Tereſa war wenigſtens ebenſo ſchön als Carmela. Am Abend des Balles wählte Tereſa ihre ſchönſte Toilette, ihre reichſten Nadeln, ihren glänzendſten Glasſchmuck. Sie hatte die Tracht der Frauen von Frascati, Luigi die ſo maleriſche Kleidung der römiſchen Bauern an Feſttagen. Beide miſchten ſich, wie man es ihnen erlaubt hatte, unter die Diener und Bauern.

„Das Feſt war prachtvoll. Nicht nur die Villa war glänzend beleuchtet, ſondern es hingen auch Tauſende von farbigen Lampen an den Bäumen im Garten. Bald strömte auch der Pallaſt auf die Terraſſen über und von den Terraſſen wogte es in die Alleen. An jedem Kreuzweg gab es ein Orcheſter, Trinktiſche und Erfriſchungen aller Art; die Spaziergänger blieben ſtehen, es bildeten ſich Quadrillen und man tanzte, wo man zu tanzen Luſt bekam. Carmela war wie die Frauen von Sonnino gekleidet; ſie trug eine mit Perlen geſtickte Mütze, die Nadeln in ihren Haaren waren von Gold und Diamanten, ihr Gürtel war von türkiſcher Seide mit großen brochirten Blumen, ihr Oberrock und ihr Unterrock waren von Kaſchemir, ihre Schürze

von indiſcher Mouſſeline, die Knöpfe ihres Mieders beſtanden aus Edelſteinen. Zwei andere Gefährtinnen von ihr hatten die eine die Tracht der Frauen von Netꝛtuno, die andere die der Frauen der Riccia.

„Vier junge Männer von den edelſten und reichſten Familien von Rom begleiteten ſie mit der italieniſchen Freiheit, welche in keinem andern Lande der Welt ihres Gleichen hat; ſie waren als Bauern von Albano, Velletri, Civita Caſtellane und Sora gekleidet. Es verſteht ſich, daß dieſe Trachten der Bauern, wie die der Bäuerinnen, von Gold und Edelſteinen glänzten.

Carmela kam der Gedanke, eine gleichförmige Quadrille zu bilden; es fehlte nur noch an einer weiblichen Theilnehmerin. Carmela ſchaute umher, keine von den Eingeladenen hatte eine der ihrigen und der ihrer Gefährtinnen entſprechende Tracht. Da zeigte ihr der Graf von San Felice mitten unter den Bäuerinnen Tereſa, welche ſich auf den Arm von Luigi ſtützte.

„„Erlauben Sie mir, mein Vater?““ ſagte Carmela.

„„Allerdings,““ erwiederte der Graf; „„ſind wir nicht im Carneval?““ Carmela neigte ſich an das Ohr eines jungen Mannes, der ſie plaudernd begleitete, und ſagte ihm leiſe ein paar Worte, wobei ſie ihm mit dem Finger Tereſa bezeichnete. Der junge Mann folgte mit den Augen der Richtung der ſchönen Hand, welche ihm als Führerin diente, machte eine Geberde des Gehorſams und lud Tereſa ein, an der von der Tochter des Grafen geleiteten Quadrille Theil zu nehmen.

„Tereſa fühlte es wie eine Flamme über ihr Geſicht hinziehen. Sie befragte Luigi mit dem Blicke, es war nicht möglich zu widerſtreben: Luigi ließ langſam den Arm von Tereſa los, den er in dem ſeinigen hielt, und Tereſa entfernte ſich, geführt von ihrem zierlichen Cavalier, und nahm zitternd ihren Platz in der ariſtokratiſchen Quadrille. Die pünktliche, ſtrenge Tracht von Tereſa hätte allerdings in den Augen eines Künſtlers

einen ganz andern Charakter gehabt, als die von Carmela und ihren Gefährtinnen; aber Tereſa war ein eitles, gefallſüchtiges Mädchen, die Stickereien der Mouſſeline, die Palmen des Gürtels, der Glanz des Kaſchemirs blendeten ſie, die Reflere der Diamanten und Saphire machten ſie toll. Luigi fühlte ſeiner Seits ein unbekanntes Etwas in ſich entſtehen, es war Anfangs wie ein dumpfer Schmerz, der ihm das Herz durchzuckte, von da bebend durch ſeine Adern lief und ſich ſeines ganzen Leibes bemächtigte. Er verfolgte mit den Augen die geringſten Bewegungen von Tereſa und ihrem Cavalier. Wenn ihre Hände ſich berührten, erfaßte ihn eine Art von Blendung, ſeine Pulsadern ſchlugen mit aller Gewalt, und es war, als vibrirte der Klang einer Glocke an ſeinen Ohren. Zwar hörte Tereſa, wenn ſie miteinander ſprachen, nur ſchüchtern und mit niedergeſchlagenen Augen, aber Luigi, der in den glühenden Blicken des ſchönen jungen Mannes las, daß ſeine Reden Lobeserhebungen waren, kam es dennoch vor, als drehte ſich die Erde unter ihm, und als flüſterten ihm alle Stimmen der Hölle Mordgedanken zu. Dann klammerte er ſich, aus Furcht, ſich von ſeinem Wahnſinn hinreißen zu laſſen, mit einer Hand an der Hagebuche an, bei welcher er ſtand, und faßte mit der andern mit einer krampfhaften Bewegung den Dolch, der in ſeinem Gürtel ſtak, und zog ihn, ohne es gewahr zu werden, zuweilen beinahe ganz aus der Scheide.

Luigi war eiferſüchtig, er fühlte, daß Tereſa, durch ihre gefallſüchtige, ſtolze Natur fortgeriſſen, ihm entgehen konnte. Anfangs ſchüchtern und beinahe erſchrocken, hatte ſich die junge Bäuerin bald gefaßt. Tereſa war, wie geſagt, ſchön. Das iſt noch nicht Alles, Tereſa war anmuthig, ſie beſaß jene rohe Anmuth, welche noch viel mächtiger iſt, als unſere gezierte, geheuchelte Anmuth. Ihr wurden gleichſam die Ehren der Quadrille zu Theil, und wenn ſ i e die Tochter des Grafen von San Felice beneidete, ſo wagen wir nicht zu be-

haupten, ob Carmela nicht eiferſüchtig auf Tereſa war. Ihr ſchöner Cavalier führte ſie auch mit vielen Artigkeiten an den Platz, wo er ſie geholt hatte, und wo Luigi ihrer harrte. Wiederholt hatte Tereſa während des Contretanzes einen Blick auf ihn geworfen, und jedes Mal hatte ſie ihn bleich geſehen, jedes Mal waren ihr ſeine verſtörten Züge aufgefallen. Einmal ſogar hatte die Klinge ſeines halb aus der Scheide gezogenen Dolches ihre Augen wie ein Unheil weisſagender Blitz geblendet. So faßte ſie beinahe zitternd wieder den Arm ihres Geliebten. Die Quadrille hatte den ſchönſten Erfolg gehabt, und es war offenbar davon die Rede, eine zweite Ausgabe zu unternehmen. Carmela allein widerſetzte ſich, aber der Graf von San Felice bat ſeine Tochter ſo liebevoll, daß ſie endlich einwilligte.

„Sogleich eilte einer der Cavaliere fort, um Tereſa einzuladen, ohne welche der Contretanz unmöglich ſtattfinden konnte; doch das Mädchen war verſchwunden. Luigi fühlte in der That nicht die Kraft in ſich, noch eine zweite Prüfung auszuhalten, und er zog, halb durch Ueberredung, halb mit Gewalt, Tereſa nach einem andern Theile des Gartens. Tereſa folgte ſehr wider ihren Willen; aber ſie ſah an dem verſtörten Geſichte des jungen Mannes, ſie erkannte an ſeinem von Nervenzuckungen unterbrochenen Stillſchweigen, daß etwas Seltſames in ihm vorging. Sie ſelbſt war nicht frei von einer inneren Bewegung, und ohne daß ſie etwas Böſes gethan hatte, fühlte ſie, daß Luigi berechtigt war, ihr Vorwürfe zu machen: worüber? ſie wußte es nicht, ſie ſah aber darum nicht minder ein, daß ſie ſeine Vorwürfe verdient hatte. Doch zum großen Erſtaunen von Tereſa blieb Luigi ſtumm, und kein Wort öffnete ſeine Lippen während des ganzen übrigen Abends. Als aber die Kälte der Nacht die Eingeladenen aus den Gärten vertrieb und ſich die Thüren der Villa für ein inneres Feſt vor ihnen ſchloſſen, führte er ſie zurück

und ſagte zu ihr, da ſie eben in ihre Wohnung zu treten im Begriffe war:

„Tereſa, woran dachteſt Du, als Du der jungen Gräfin von San Felice gegenüber tanzteſt?““

„„Ich dachte,““ antwortete das Mädchen mit der ganzen Freimüthigkeit ſeiner Seele, „„ich dachte, ich würde die Hälfte meines Lebens für eine Kleidung geben, wie ſie die Gräfin trug.““

„„Und was ſagte Dir Dein Cavalier?““

„Er ſagte mir, es hinge nur von mir ab, eine ſolche zu haben, und es koſtete mich dies nur ein Wort.““

„„Er hatte Recht,““ ſprach Luigi. „Wünſcheſt Du eine ſolche Tracht ſo glühend, als Du ſagſt?“

„„Ja.““

„„Wohl, Du ſollſt ſie haben.““

„Erſtaunt ſchaute Tereſa empor, um ihn zu befragen, aber ſein Geſicht war ſo düſter und furchtbar, daß ſich das Wort auf ihren Lippen in Eis verwandelte. Ueberdies entfernte ſich Luigi ſogleich. Tereſa folgte ihm in der Dunkelheit mit den Augen, ſo lange ſie ihn ſehen konnte. Als er verſchwunden war, trat ſie in ihre Wohnung.

„In derſelben Nacht ereignete ſich ein großes Unglück, ohne Zweifel durch die Unvorſichtigkeit eines Bedienten, der die Lichter auszulöſchen vergaß: das Feuer brach unmittelbar neben den Gemächern der ſchönen Carmela aus. Mitten in der Nacht durch den Schein der Flammen aufgeweckt, ſprang ſie aus dem Bette, hüllte ſich in ihr Nachtkleid und ſuchte zu entfliehen; aber die Hausflur, durch welche ſie gehen mußte, war ſchon vom Feuer ergriffen. Da kehrte ſie in ihr Zimmer zurück und rief aus Leibeskräften um Hülfe, als plötzlich ihr zwanzig Fuß über dem Boden liegendes Fenſter ſich öffnete, ein junger Bauer in das Gemach ſtürzte, ſie in ſeine Arme nahm und mit übermenſchlicher Kraft und Gewandtheit auf den Raſen vor der Villa ſchleppte, wo ſie ohnmächtig niederſank. Als ſie

wieder zu ſich kam, war ihr Vater bei ihr. Alle Diener umgaben ſie, um ihr Hülfe zu leiſten. Ein ganzer Flügel der Villa war abgebrannt, doch was lag daran, Carmela war unverſehrt. Man ſuchte überall ihren Retter, aber der Retter fand ſich nirgends; man fragte bei Jedermann, doch Niemand hatte ihn geſehen. Carmela war ſo ſehr von der Angſt ergriffen geweſen, daß ſie ihn nicht erkannt hatte. Da der Graf übrigens ungeheuer reich war, ſo erſchien, abgeſehen von der Gefahr, welche Carmela gelaufen war, eine Gefahr, die ihm durch die wunderbare Art und Weiſe, wie ſie derſelben entging, mehr als eine neue Gunſt der Vorſehung, denn als ein wirkliches Unglück vorkam, der durch die Flammen verurſachte Verluſt nur als etwas ſehr Geringfügiges.

„Am andern Tage fanden ſich die jungen Leute zur gewöhnlichen Stunde am Saume des Waldes ein. Luigi war zuerſt gekommen. Er ging dem Mädchen mit großer Heiterkeit entgegen und ſchien die Scene vom vorhergehenden Abend völlig vergeſſen zu haben. Tereſa war ſichtbar nachdenkend, als ſie aber Luigi ſo geſtimmt ſah, heuchelte ſie eine lachende Sorgloſigkeit, was den Grund ihres Charakters bildete, wenn ihr Weſen nicht durch irgend eine Leidenſchaft geſtört wurde. Luigi nahm Tereſa beim Arm und führte ſie zum Eingang der Grotte. Hier blieb er ſtehen. Das Mädchen begriff, daß etwas Außerordentliches vorging, und ſchaute ihn feſt an.

„„Tereſa,“ ſprach Luigi, „geſtern haſt Du mir geſagt, Du würdeſt Alles in der Welt geben, um eine Kleidung wie die der Tochter des Grafen zu beſitzen?““

„„Allerdings,“ erwiederte Tereſa erſtaunt, „aber ich war toll, daß ich einen ſolchen Wunſch hegte.““

„„Und ich antwortete Dir: Gut, Du ſollſt ſie haben.““

„„Ja,“ verſetzte das junge Mädchen, deſſen Erſtaunen bei jedem Worte von Luigi zunahm, „doch Du

antworteteſt ohne Zweifel ſo, um mir ein Vergnügen zu machen.““

„Ich habe Dir nie etwas verſprochen, Tereſa, ohne es Dir zu geben,“ antwortete ſtolz Luigi: „gehe in die Grotte und kleide Dich an.“

„Bei dieſen Worten zog er den Stein heraus und zeigte Tereſa die Grotte, welche von zwei Kerzen beleuchtet war, die auf den beiden Seiten eines prachtvollen Spiegels ſtanden; auf dem von Luigi verfertigten rohen Tiſche waren die Diamantnadeln und das Perlenhalsband ausgebreitet; auf einem Stuhle daneben lag die übrige Kleidung. Tereſa ſtieß einen Freudenſchrei aus und ſtürzte, ohne zu fragen, woher dieſe werthvollen Dinge kämen, ohne ſich Zeit zu laſſen, Luigi zu danken, in die in ein Toilettecabinet verwandelte Grotte. Luigi drückte den Stein wieder hinter ihr hinein, denn er erblickte auf der Höhe eines kleinen Hügels, der ihm da, wo er ſtand, die Ausſicht nach Paleſtrina benahm, einen Reiſenden zu Pferd, welcher, mit der den Fernen ſüdlicher Länder eigenthümlichen Schärfe ſich vom Azur des Himmels abhebend, einen Augenblick anhielt, als wäre er des Weges unſicher.

„Als der Reiſende Luigi erblickte, ſetzte er ſein Pferd in Galopp und ritt auf ihn zu. Luigi hatte ſich nicht getäuſcht, der Reiſende, welcher von Paleſtrina nach Tivoli ritt, war im Zweifel über ſeinen Weg. Der junge Mann deutete ihm denſelben an. Da ſich aber die Straße eine Viertelmeile von da in drei Pfade theilte und der Reiſende, an dieſen drei Pfaden angelangt, ſich abermals verirren konnte, ſo bat er Luigi, ihm als Führer zu dienen. Luigi machte ſeinen Mantel los und legte ihn auf den Boden, warf ſeine Flinte auf die Schulter und marſchirte, ſo von aller ſchwerfälligen Kleidung befreit, dem Reiſenden mit dem raſchen Schritte eines Bergbewohners voran, dem ein Pferd zu folgen Mühe hat.

„Nach zehn Minuten waren Luigi und der Reiſende

an dem von dem jungen Hirten bezeichneten Kreuzweg. Hier ſtreckte er mit einer Geberde, ſo majeſtätiſch wie die eines Kaiſers, die Hand nach demjenigen von den drei Wegen, aus welchem der Reiſende folgen ſollte.

„„Hier iſt Ihr Weg, Excellenz,““ ſagte er, „„Sie können nun nicht mehr fehlen.““

„„Und hier iſt Deine Belohnung,““ ſprach der Reiſende und bot dem jungen Hirten einige Stücke kleine Münze.

„„Ich danke,““ verſetzte Luigi, ſeine Hand zurückziehend, „„ich leiſte Dienſte, ich verkaufe ſie nicht.““

„„Wohl,““ entgegnete der Reiſende, der indeſſen an dieſe Verſchiedenheit zwiſchen dem knechtiſchen Benehmen der Menſchen aus den Städten und dem Stolze eines Landmanns gewöhnt zu ſein ſchien, „wenn Du eine Belohnung ausſchlägſt, ſo nimmſt Du wenigſtens ein Geſchenk an.““

„„Oh! ja, das iſt etwas Anderes.“

„„So nimm dieſe zwei venetianiſchen Zechinen und gib ſie Deiner Braut, die ſich ein Paar Ohrringe dafür kaufen ſoll.““

„„Und Sie, nehmen Sie dieſen Dolch,““ ſprach der junge Hirte, „Sie finden von Albano bis Civita Caſtellana keinen, deſſen Griff beſſer geſchnitzt wäre.““

„„Ich nehme ihn an,““ ſprach der Reiſende; „„aber dann bin ich Dir verpflichtet, denn dieſer Dolch iſt mehr als zwei Zechinen werth.““

„„Für einen Kaufmann vielleicht, doch für mich, der ich ihn ſelbſt geſchnitzt habe, iſt er höchſtens zwei Piaſter werth.““

„„Wie heißeſt Du?““ fragte der Reiſende.

„„Luigi Vampa,““ antwortete der Hirte mit derſelben Miene, als hätte er geantwortet: „„Alexander, König von Macedonien.““

„„Und Sie?““

„„Ich? ich heiße Simbad der Seefahrer.““

Franz d'Epinay ſtieß einen Schrei des Erſtaunens aus.

„Simbad der Seefahrer!“ wiederholte er.

„Ja,“ fuhr der Erzähler fort, „dies iſt der Name, den der Reiſende Vampa als den ſeinigen angab.“

„Was haben Sie gegen dieſen Namen einzuwenden?“ fragte Albert, „es iſt ein ſehr ſchöner Name, und die Abenteuer des Patrons dieſes Herrn haben mich in meiner Jugend ungemein beluſtigt.“

Franz antwortete ſeinem Freunde nicht. Der Name Simbad der Seefahrer hatte bei ihm eine ganze Welt von Erinnerungen erweckt, wie dies am Tage vorher bei dem des Grafen von Monte Chriſto der Fall geweſen war.

„Fahren Sie fort,“ ſagte er.

„Vampa ſteckte verächtlich die zwei Zechinen in die Taſche und ſchlug langſam den Weg wieder ein, auf dem er gekommen war. Auf zwei bis drei hundert Schritte zur Grotte gelangt, glaubte er einen Schrei zu hören. Er blieb ſtehen und horchte, von welcher Seite der Lärmen käme. Nach Verlauf einer Sekunde hörte er ſeinen Namen deutlich ausſprechen; der Ruf kam von der Grotte.

„Er ſprang wie eine Gemſe, ſpannte den Hahn ſeiner Flinte im Laufe, und gelangte in weniger als einer Minute auf die Spitze des kleinen Hügels dem gegegenüber, wo er den Reiſenden erblickt hatte. Hier hörte er das Geſchrei: „Zu Hülfe!“ noch viel deutlicher. Er ſchaute auf dem Raume umher, den er mit ſeinen Blicken beherrſchte: ein Mann ſchleppte Tereſa fort, wie der Centaur Neſſus die Deianira. Dieſer Mann, welcher ſich nach dem Gehölze wandte, hatte ſchon drei Viertheile des Weges von der Grotte nach dem Walde zurückgelegt. Vampa maß den Zwiſchenraum: der Unbekannte war wenigſtens zwei hundert Schritte vor ihm voraus, und er hatte keine Hoffnung, ihn einzuholen, ehe er das Gehölze erreicht haben würde. Der junge Hirte blieb ſtille ſtehen, als hätten ſeine Füße

Wurzel gefaſt. Er ſtützte den Schaft ſeiner Flinte an ſeine Schulter, hob ſachte das Rohr in der Richtung des Räubers, folgte ihm einen Augenblick in ſeinem Laufe und gab Feuer.

„Der Räuber hielt an; ſeine Kniee bogen ſich, und er fiel, Tereſa mit ſich zur Erde ziehend. Tereſa erhob ſich ſogleich wieder; aber der Flüchtige blieb, ſich im Todeskampfe zerarbeitend, am Boden liegen. Vampa eilte auf Tereſa zu, denn zehn Schritte von dem Sterbenden hatten ihr die Füße ebenfalls den Dienſt verſagt, ſie war auf die Kniee geſunken, und den jungen Mann hatte die furchtbare Angſt erfaßt, die Kugel, welche ſeinen Feind niedergeſchmettert, könnte zu gleicher Zeit ſeine Braut verwundet haben. Glücklicher Weiſe war dem nicht ſo; der Schrecken allein hatte die Kräfte von Tereſa gelähmt. Als Luigi ſich überzeugt, daß ſie unverſehrt war, wandte er ſich gegend en Verwundeten um; die Fäuſte geballt, den Mund von Schmerz zuſammengezogen, war er ſo eben verſchieden; ſeine Augen waren jedoch offen und drohend geblieben.

Vampa näherte ſich dem Leichnam und erkannte Cucumetto. Der Bandit hatte ſich an dem Morgen, wo ihn die jungen Leute retteten, in Tereſa verliebt und geſchworen, das Mädchen ſollte ihm gehören. Seit jenem Morgen ſpähte er nach ihr, und im Augenblick, wo Luigi Tereſa allein ließ, um dem Reiſenden den Weg zu zeigen, packte er ſie und betrachtete ſie bereits als ſeine Beute, als die Kugel von Vampa, geleitet durch das unfehlbare Auge des jungen Hirten, ihm das Herz durchdrang. Vampa ſchaute ihn an, ohne daß die geringſte Bewegung auf ſeinem Geſichte hervortrat, während im Gegentheil Tereſa, noch ganz zitternd, ſich dem todten Banditen nur mit kleinen Schritten zu nähern wagte, und zögernd über die Schulter ihres Geliebten einen Blick auf den Leichnam warf. Nach ein paar Sekunden wandte ſich Vampa zu dem Mädchen um und rief:

„„Ah! ah! das iſt gut, Du biſt angekleidet; nun muß ich mich ebenfalls putzen."" Tereſa erſchien in der That vom Kopf bis zu den Füßen in der Tracht der Tochter des Grafen von San Felice. Vampa nahm den Leichnam von Cucumetto in ſeine Arme und trug ihn in die Grotte, während Tereſa ihrer Seits außen blieb.

„Wäre ein zweiter Reiſender vorübergegangen, er hätte etwas Seltſames geſehen: eine Schäferin, welche ihre Lämmer mit einem Kaſchemirkleide, mit Ohrenringen und Halsband von Perlen, mit Diamantnadeln und Knöpfen von Saphiren, Smaragden und Rubinen hütete. Ohne Zweifel würde er ſich in die Zeit von Florian verſetzt geglaubt und bei ſeiner Rückkehr nach Paris verſichert haben, er hätte die Schäferin der Alpen am Fuße des Sabinergebirges ſitzen ſehen.

„Nach einer Viertelſtunde kam Vampa ebenfalls aus der Grotte heraus. Seine Tracht war in ihrer Art nicht minder zierlich, als die von Tereſa. Er hatte ein Wamms von granatfarbigem Sammet mit ciſelirten goldenen Knöpfen, eine mit Stickereien bedeckte ſeidene Weſte, eine um den Hals geknüpfte römiſche Schärpe, eine mit Gold und roth und grüner Seide geſteppte Patrontaſche, Hoſen von himmelblauem Sammet, welche über dem Knie mit Diamantſchnallen befeſtigt waren, buntſcheckig mit tauſend Arabesken verzierte Gamaſchen von Damhirſchleder und einen Hut, woran Bänder von allen Farben flatterten; zwei Uhren hingen an ſeinem Gürtel und ein prachtvoller Dolch ſtak in ſeinem Patronenleder.

„Tereſa ſtieß einen Schrei aus; Vampa glich unter dieſem Gewande einem Bilde von Leopold Robert oder Schnetz. Er hatte die ganze Kleidung von Cucumetto angelegt. Der junge Mann bemerkte die Wirkung, die er auf ſeine Braut hervorbrachte, und ein Lächeln des Stolzes umſpielte ſeinen Mund.

„„Biſt Du nun bereit, mein Schickſal zu theilen, wie es auch ſein mag?"" ſagte er zu Tereſa.

„„Oh ja!““ rief das Mädchen voll Begeiſterung.

„„Mir zu folgen, wohin ich gehen werde?““

„„Bis an das Ende der Welt.““

„„So nimm meinen Arm und vorwärts, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.““

„Tereſa ſchlang ihren Arm durch den ihres Geliebten, ohne ihn nur zu fragen, wohin er ſie führte; denn in dieſem Augenblick kam er ihr ſchön, ſtolz und mächtig vor, wie ein Gott. Und Beide ſchritten nach dem Walde zu, deſſen Saum ſie nach ein paar Minuten hinter ſich hatten.

„Vampa kannte, wie es ſich von ſelbſt verſteht, alle Pfade des Gebirges; er wanderte daher, ohne zu zögern, in dem Walde fort, obgleich er keine freie Bahn hatte, ſondern den Weg, den er verfolgen mußte, nur an den Bäumen und Gebüſchen zu erkennen vermochte; ſo gingen ſie ungefähr anderthalb Stunden. Nach Verlauf dieſer Zeit hatten ſie den dichteſten Theil des Gehölzes erreicht. Ein Bach, deſſen Bett gerade trocken war, führte in eine tiefe Schlucht. Vampa ſchlug dieſen ſeltſamen Weg ein, der, zwiſchen zwei Ufer eingezwängt und durch den Schatten der Fichten verdüſtert, der Pfad des Avernus zu ſein ſchien, von dem Virgil ſpricht. Tereſa, welche bei dem Anblick dieſes düſtern, wilden Ortes wieder furchtſam wurde, preßte ſich an ihren Führer an, ohne ein Wort zu ſprechen; da ſie ihn aber ſtets mit gleichem Schritte fortwandern ſah, da eine tiefe Ruhe auf ſeinem Antlitz ſtrahlte, ſo beſaß ſie auch die Kraft, ihre Bewegung zu verbergen.

Plötzlich ſchien, zehn Schritte von ihnen, ein Mann ſich von einem Baume loszumachen, hinter welchem er verborgen war, und auf Vampa anſchlagend, rief derſelbe:

„„Keinen Schritt weiter, oder Du biſt todt!““

„„Ruhig!““ ſprach Vampa, die Hand mit einer Geberde der Verachtung aufhebend, während Tereſa, welche ihren Schrecken nicht zu verbergen vermochte, ſich an ihn andrängte; „„zerreißen ſich die Wölfe unter einander?““

„„Wer biſt Du?““ fragte die Wache.

„„Ich bin Luigi Vampa, der Hirte auf dem Gute San Felice.““

„„Was willſt Du?““

„„Ich will mit Deinen Genoſſen ſprechen, welche auf der Lichtung Rocca Bianca verſammelt ſind.““

„„So folge mir,““ ſprach die Wache, „„oder gehe vielmehr voraus, da Du weißt, wo es iſt.““

„Vampa lächelte verächtlich über dieſe Vorſichtsmaßregel, ging mit Tereſa voran und ſetzte ſeinen Weg mit gleichmäßig feſten, ruhigen Schritten fort.

„Nach fünf Minuten hieß ſie der Bandit durch ein Zeichen ſtille ſtehen; die jungen Leute gehorchten. Der Bandit ahmte dreimal das Krächzen des Raben nach: ein ähnliches Geſchrei beantwortete dieſen dreimaligen Ruf.

„„Gut,““ ſagte der Bandit. „„Du kannſt nun weiter gehen.““ Luigi und Tereſa machten ſich wieder auf den Weg, doch je mehr ſie vorrückten, deſto feſter preßte ſich die zitternde Tereſa an ihren Geliebten an; man ſah wirklich durch die Bäume Menſchen erſcheinen und Flintenläufe funkeln. Die Lichtung von Rocca Bianca lag oben auf einem kleinen Berge, der früher wohl ein Vulkan geweſen, aber erloſchen war, ehe Romulus und Remus Alba verließen, um Rom zu bauen. Tereſa und Luigi erreichten die Anhöhe und befanden ſich in demſelben Augenblick zwanzig Banditen gegenüber.

„„Dieſer junge Mann ſucht Euch und will Euch ſprechen,““ ſagte die Wache.

„„Und was will er uns ſagen?““ fragte derjenige, welcher in Abweſenheit des Anführers die Stelle des Kapitäns vertrat.

„„Ich will Euch ſagen, daß ich es überdrüſſig bin, das Gewerbe eines Schäfers zu treiben,““ antwortete Vampa.

„„Ah! ich begreife,““ ſprach der Andere, „„und Du kommſt, um uns um Aufnahme in unſere Reihen zu bitten?““

„„Er ſei willkommen!"" riefen mehre Banditen von Ferruſino, Pampinara und Anagni, welche Luigi Vampa erkannten.

„„Ja, nur will ich Euch um etwas Anderes bitten, als um die Gunſt, Euer Gefährte zu ſein.""

„„„Was verlangſt Du von uns?"'" fragten die Banditen erſtaunt.

„„„Ich will Euer Kapitän werden."'"

„Die Banditen brachen in ein Gelächter aus.

„„„Was berechtigt Dich, auf dieſe Ehre Anſpruch zu machen?"'" fragte der Lieutenant.

„„„Ich habe Euren Anführer Cucumetto getödtet, deſſen Nachlaß Ihr hier ſeht, und Feuer an die Villa San Felice gelegt, um meiner Braut ein Hochzeitkleid zu ſchenken."'"

„Eine Stunde nachher war Luigi Vampa an der Stelle von Cucumetto zum Kapitän erwählt."

„Nun, mein lieber Albert," ſagte Franz, ſich an ſeinen Freund wendend, „was denken Sie von dem Bürger Luigi Vampa?"

„Ich ſage, es iſt eine Mythe, und er hat gar nie exiſtirt."

„Was iſt das, eine Mythe?" fragte Caſtrini.

„Es wäre zu lang, Ihnen dieß zu erklären, mein lieber Wirth," antwortete Franz. „Und Sie ſagen, Meiſter Vampa treibe ſein Gewerbe in dieſem Augenblick in der Gegend von Rom?"

„Ja, und zwar mit einer Kühnheit, von der nie ein Bandit vor ihm ein Beiſpiel gegeben hat."

„Die Polizei hat es alſo vergebens verſucht, ſeiner habhaft zu werden?"

„Was wollen Sie? er iſt zugleich mit den Hirten der Ebene, mit den Fiſchern der Tiber und den Schmugglern an der Küſte im Einverſtändniß. Sucht man ihn auf dem Gebirge, ſo iſt er auf dem Fluß; verfolgt man ihn auf dem Fluß, ſo erreicht er die offene See, und wenn man ihn auf die Iſola del Giglio, del Gnanuti oder auf

Monte Chriſto geflüchtet glaubt, ſieht man ihn plötzlich in Albano, in Tivoli oder la Riccia wiedererſcheinen."

„Und wie verfährt er gegen die Reiſenden?"

„Oh, mein Gott! das iſt ganz einfach. Je nach der Entfernung, in der man ſich von der Stadt befindet, gibt er in ihnen acht Stunden, zwölf Stunden, einen Tag, um das Löſegeld zu bezahlen; iſt dieſe Zeit abgelaufen, ſo gewährt er denſelben noch eine Stunde Gnadenfriſt. Hat er in der ſechzigſten Minute dieſer Zeit das Geld noch nicht, ſo ſchießt er dem Gefangenen eine Kugel vor den Kopf, oder er ſtößt ihm ſeinen Dolch in das Herz, und Alles iſt abgemacht."

„Nun, Albert," fragte Franz ſeinen Gefährten, „ſind Sie immer noch geneigt, über die äußeren Boulevards nach dem Coliſſeum zu fahren?"

„Allerdings, wenn der Weg maleriſch iſt."

In dieſem Augenblick ſchlug es neun Uhr, die Thüre ging auf, und der Kutſcher erſchien.

„Excellenz," ſagte er, „der Wagen erwartet Sie."

„Wohl!" rief Franz, „alſo in das Coliſſeum."

„Durch die Porta del popolo, Excellenz, oder durch die Straßen?"

„Durch die Straßen, bei Gott!" erwiederte Franz.

„Ah! mein Lieber," verſetzte Albert, ebenfalls aufſtehend und eine dritte Cigarre anzündend, „ich hielt Sie in der That für muthiger."

Hiernach gingen die jungen Leute die Treppe hinab und ſtiegen in den Wagen.

Eilftes Kapitel.

Erſcheinungen.

Franz richtete es ſo ein, daß Albert zu dem Coliſſeum gelangte, ohne an irgend einer antiken Ruine vorüberzukommen, und folglich ohne daß ſtufenweiſe Vorbereitungen dem mächtigen Gebäude auch nur eine Elle von ſeinen rieſigen Verhältniſſen benahmen. Dieß geſchah dadurch, daß man der Via Siſtina folgte, um die rechte Ecke von S. Maria Maggiore bog, die Via Urbana einſchlug, bei San Pietro in Vincoli vorbeifuhr und ſo die Via del Coloſſeo erreichte.

Dieſer Weg bot noch einen zweiten Vortheil: Franz wurde in keiner Hinſicht dem Eindrucke entzogen, den die von Caſtrini erzählte Geſchichte, mit der ſein geheimnißvoller Amphitryon auf Monte Chriſto vermengt war, auf ihn gemacht hatte. Er lehnte auch in ſeiner Ecke und ſtellte an ſich wieder die tauſend Fragen ohne Ende, die er ſich früher vorgelegt hatte, ohne daß ihm auch nur auf eine derſelben eine genügende Antwort zu Theil geworden wäre.

Eines erinnerte ihn abermals an ſeinen Freund Simbad den Seefahrer: der geheimnißvolle Zuſammenhang zwiſchen den Räubern und Matroſen. Was Meiſter Paſtrini von der Zuflucht geſagt hatte, welche Vampa auf den Barken der Fiſcher und Schmuggler fand, rief in ſein Gedächtniß die zwei corſiſchen Matroſen zurück, die er Abendbrod verzehrend bei der Mannſchaft der kleinen Yacht gefunden, welche einzig und allein in der Abſicht, dieſelben an das Land zu ſetzen, von ihrem Wege abging und nach Porto Vecchio ſteuerte. Der Name, den ſich ſein Wirth auf Monte Chriſto gab, nun auch von dem Herrn des Gaſthofes

zur Stadt London ausgeſprochen, bewies ihm, daß er dieſelbe menſchenfreundliche Rolle auf den Küſten von Piombino, Civita Vecchia, Oſtia, Gaëta, wie auf denen von Tunis und Palermo ſpielte. Es diente dies zum Belege, daß er einen Kreis von ziemlich ausgedehnten Verbindungen umfaßte.

Aber ſo mächtig auch alle dieſe Betrachtungen auf den Geiſt des jungen Mannes wirkten, ſo verſchwanden ſie doch in dem Augenblick, wo er das düſtere, rieſige Geſpenſt des Coliſſeum, durch deſſen Oeffnungen der Mond jene langen, bleichen Strahlen warf, wie ſie aus den Augen der Phantome fallen, vor ſich emporragen ſah. Der Wagen hielt einige Schritte von der Meta Sudans. Der Kutſcher öffnete den Schlag, die jungen Leute ſprangen heraus und ſtanden vor einem Cicerone, der aus der Erde hervorzukommen ſchien. Da ihnen der von dem Gaſthofe gefolgt war, ſo hatten ſie nun zwei.

Es iſt übrigens nicht möglich, in Rom den Luxus an Führern zu vermeiden: außer dem allgemeinen Cicerone, welcher ſich des Fremden in dem Augenblick bemächtigt, wo er den Fuß auf die Schwelle des Gaſthofes ſetzt, und denſelben nicht eher verläßt, als bis er wieder von der Stadt ſcheidet, findet ſich noch ein beſonderer Cicerone bei jedem Monument, ich möchte ſagen bei jedem Bruchtheile eines Monuments, ſollte es alſo an Ciceroni bei dem Coloſſeo, das heißt bei dem vorzugsweiſen Monumente fehlen, von welchem Martial ſagte: „Memphis höre auf, uns die barbariſchen Wunder ſeiner Pyramiden zu rühmen, man beſinge nicht ferner die Herrlichkeiten von Babylon, Alles muß weichen vor der ungeheuren Arbeit des Amphitheaters der Cäſaren, und alle Römer müſſen ſich vereinigen, um dieſes Denkmal zu verherrlichen und zu preiſen.“

Franz und Albert ſuchten ſich der ciceroniſchen Tyrannei nicht zu entziehen. Dies wäre auch ſtets eine um ſo größere Schwierigkeit, als den Führern allein

das Recht zuſteht, mit Fackeln in dem Gebäude umher=zugehen. Sie leiſteten alſo keinen Widerſtand und über=ließen ſich an Händen und Füßen gebunden ihren Ci=cerone.

Franz kannte dieſen Spaziergang, denn er hatte ihn bereits mehr als zehnmal gemacht; aber auf ſeinen Gefährten, welcher das Monument von Flavius Veſpa=ſianus zum erſten Male betrat, brachte der Anblick, wir müſſen es zu ſeinem Lobe ſagen, trotz des unwiſſenden Geſchwätzes ſeiner Führer, einen mächtigen Eindruck hervor. Man hat in der That, wenn man es nicht geſehen, keinen Begriff von der Majeſtät einer ſolchen Ruine, deren Verhältniſſe insgeſammt noch durch die geheimnißvolle Helle des ſüdlichen Mondes verdoppelt werden, deſſen Strahlen eine Abenddämmerung des Oc=cident zu ſein ſcheinen.

Kaum hatte Franz der Denker hundert Schritte unter den inneren Säulengängen gemacht, als er, Al=bert ſeinen Führern überlaſſend, welche auf ihr unver=jährbares Recht, ihm den Löwengraben, die Loge der Gladiatoren, das Podium der Cäſaren zu zeigen, nicht Verzicht leiſten wollten, eine halb in Trümmer zerfal=lene Treppe hinaufſtieg, während jene ihren ſymmetri=ſchen Weg fortſetzten, und ſich im Schatten einer Säule vor einem Ausſchnitte niederließ, der ihm den Granit=rieſen in ſeiner ganzen majeſtätiſchen Ausdehnung zu umfaſſen geſtattete. Franz war ungefähr eine Viertel=ſtunde hier, wie geſagt, in dem Schatten einer Säule verloren, und beſchäftigte ſich damit, Albert zuzuſchauen, der begleitet von ſeinen zwei Fackelträgern aus einem Vomicum am andern Ende des Coliſſeum hervorkam; die Führer ſtiegen eben wie Schatten, welche einem Irrlichte folgen, von Stufe zu Stufe zu den den Ve=ſtalinnen vorbehaltenen Plätzen hinab, als es ihm ſchien, als hörte er in die Tiefen des Gebäudes einen Stein rollen, der ſich von einer Treppe losgemacht, welche der gegenüber lag, die er hinaufgeſtiegen war,

um zu dem Orte zu gelangen, wo er nun ſaß. Es iſt nichts Seltſames um einen Stein, der ſich unter dem Fuße der Zeit losmacht und in den Abgrund rollt, aber dies Mal kam es ihm vor, als wäre der Stein unter dem Fuße eines Menſchen gewichen, und als vernähme er ein Geräuſch, obgleich derjenige, welcher daſſelbe veranlaßte, Alles that, was er konnte, um es zu dämpfen.

Nach einem Augenblick erſchien wirklich ein Menſch; er trat allmälig aus dem Schatten hervor, während er die Treppe hinaufſtieg, deren Mündung, Franz gegenüber liegend, von dem Monde beleuchtet war, indeß ihre Stufen nach unten ſich in der Dunkelheit verloren.

Es konnte ein Reiſender ſein, wie er, der eine einſame Betrachtung dem unbedeutenden Geſchwätze ſeiner Führer vorzog, und ſeine Erſcheinung hatte folglich nichts Staunenerregendes; aber aus einem gewiſſen Zögern, mit dem er die letzten Stufen erſtieg, aus der Art und Weiſe, wie er, auf der Plattform angelangt, ſtille ſtand und zu horchen ſchien, ging klar hervor, daß er in einem beſondern Zwecke gekommen war und auf Jemand wartete. Mit einer inſtinktartigen Bewegung verbarg ſich Franz ſo viel als möglich hinter der Säule.

Zehn Schritte von dem Boden, wo ſich Beide befanden, war das Gewölbe ausgebrochen, und eine runde Oeffnung, der eines Brunnen ähnlich, ließ den mit Sternen beſäten Himmel erſchauen. Um dieſe Oeffnung her, welche vielleicht ſchon ſeit Jahrhunderten den Mondſtrahlen Durchgang geſtattete, wuchſen Geſträuche, deren grüne Ausſchnitte ſich kräftig von dem matten Azur des Firmaments abhoben, während große Lianen und mächtige Epheuſchöße von der obern Terraſſe herabhingen und ſich, ſchwebendem Tauwerk ähnlich, unter dem Gewölbe wiegten.

Der Mann, deſſen geheimnißvolle Erſcheinung die Aufmerkſamkeit von Franz erregt hatte, ſtand in einer

Halbtinte, die ihm ſeine Züge zu unterſcheiden nicht geſtattete, aber nicht dunkel genug war, um denſelben an Ermittelung der Tracht des Unbekannten zu verhindern; er war in einen großen braunen Mantel gehüllt, deſſen einer Flügel, über die linke Schulter geworfen, den Untertheil ſeines Geſichtes verbarg, während ſein breitkrämpiger Hut den obern Theil ſeines Kopfes bedeckte. Nur das äußerſte Ende ſeiner Kleidung wurde von dem ſchiefen Lichte beleuchtet, das durch die Oeffnung drang und ein ſchwarzes, zierlich einen gefirnißten Stiefel umſchließendes, Beinkleid gewahren ließ. Dieſer Mann gehörte offenbar, wenn nicht der Ariſtokratie, doch wenigſtens der hohen Geſellſchaft an.

Er war ungefähr zehn Minuten anweſend und begann ſichtbare Zeichen der Ungeduld von ſich zu geben, als ſich ein leichtes Geräuſch auf der obern Terraſſe hören ließ. In demſelben Augenblick fing ein Schatten das Licht auf, ein Mann erſchien an der Oeffnung, tauchte ſeinen durchdringenden Blick in die Finſterniß, und gewahrte den Mann im Mantel; ſogleich ergriff er eine Handvoll herabhängender Lianen und Ephenranken, ließ ſich hinabgleiten und ſprang, ſobald er nur noch drei bis vier Fuß vom Boden entfernt war, leicht zur Erde. Dieſer hatte die vollſtändige Tracht eines Trasteveriners.

„Entſchuldigen Sie mich, Excellenz,“ ſagte er in römiſchem Dialekt, „ich ließ Sie warten; doch ich komme nur um ein paar Minuten zu ſpät, denn es hat ſo eben zehn Uhr auf S. Giovanni in Laterano geſchlagen.“

„Ich kam zu früh, und nicht Ihr zu ſpät,“ antwortete der Fremde im reinſten Toscaniſch, „alſo keine Umſtände; hättet Ihr mich übrigens auch warten laſſen, ſo würde ich vermuthet haben, ein von Euerem Willen unabhängiger Beweggrund halte Euch zurück.“

„Und Sie hätten Recht gehabt, Excellenz, ich komme vom Caſtell St. Angelo, wo ich die größte

Mühe hatte, bis es mir endlich gelang, mit Beppo zu ſprechen.“

„Wer iſt Beppo?“

„Beppo iſt ein Angeſtellter beim Gefängniß, dem ich eine kleine Rente dafür zukommen laſſe, daß ich erfahre, was im Innern der Burg Seiner Heiligkeit vorgeht.“

„Ah! ah! ich ſehe, Ihr ſeid ein vorſichtiger Mann, mein Lieber.“

„Man weiß nicht, was geſchehen kann, Excellenz; vielleicht werde ich auch eines Tags im Netze gefangen wie der arme Peppino, und bedarf einer Ratte, um einige Maſchen meines Gefängniſſes zu durchnagen.“

„Sprecht, was habt Ihr in Erfahrung gebracht?“

„Dienſtag um zwei Uhr ſollen zwei Hinrichtungen ſtattfinden, wie dies in Rom bei Eröffnung großer Feſte gebräuchlich iſt; einer von den Verurtheilten wird m a z z o l a t o, ein Elender, der einen Prieſter umgebracht hat, von welchem er erzogen worden iſt, und keine Theilnahme verdient; der Andere wird d e c a p i t a t o, und das iſt der arme Peppino.“

„Was wollt Ihr, mein Lieber. Ihr flößt einen ſo großen Schrecken nicht nur der päpſtlichen Regierung, ſondern auch den benachbarten Staaten ein, daß man durchaus ein Beiſpiel geben will.“

„Aber Peppino gehört nicht einmal zur Bande, er iſt ein armer Hirte, der kein anderes Verbrechen beging, als daß er uns Lebensmittel lieferte.“

„Was ihn vollkommen zu Eurem Mitſchuldigen macht. Ihr ſeht auch, daß man ihn ſehr berückſichtigt. Statt ihn todt zu ſchlagen, wie es bei Euch der Fall ſein wird, wenn man ſich je Euerer bemächtigt, begnügt man ſich, ihn zu guillotiniren. Das bringt überdies Abwechſelung in die Vergnügungen des Volks, und es wird ein Schauſpiel ſtattfinden, das jeden Geſchmack befriedigt.“

„Abgeſehen von dem, welches ich ihm vorbehalte, ohne daß man es erwartet,“ verſetzte der Trasteveriner.

„Mein lieber Freund,“ entgegnete der Mann im Mantel, „erlaubt mir die Bemerkung, daß Ihr mir ganz geneigt zu ſein ſcheint, irgend eine Albernheit zu begehen.“

„Ich bin zu Allem geneigt, um die Hinrichtung des armen Teufels zu verhindern, der in der Klemme ſteckt, weil er mir gedient hat; bei der heiligen Jungfrau, ich müßte mich als feig betrachten, wenn ich nicht etwas für den braven Jungen unternähme.“

„Und was gedenkt Ihr zu thun?“

„Ich ſtelle etwa zwanzig Mann um das Schaffot, und in dem Augenblicke, wo man ihn herbeibringt, ſtürzen wir auf ein Signal, das ich geben werde, mit dem Dolche in der Fauſt auf die Escorte los und entführen ihn.“

„Das ſcheint mir ſehr unſicher, und mein Plan taugt entſchieden mehr als der Eurige.“

„Und worin beſteht dieſer Plan, Excellenz?“

„Ich gebe irgend Einem, den ich kenne, zweitauſend Piaſter; dafür bewirkt er, daß die Hinrichtung von Peppino auf das nächſte Jahr verſchoben wird; im Verlaufe des Jahres gebe ich ſodann weitere tauſend Piaſter einem andern Jemand, den ich ebenfalls kenne, und bringe es dahin, daß man ihn entſchlüpfen läßt.“

„Sind Sie des Gelingens ſicher?“

„Pardieu!“ verſetzte in franzöſiſcher Sprache der Mann in dem Mantel.

„Wie beliebt?“ fragte der Trasteveriner.

„Mein Lieber, ich ſage, ich werde für mich allein mit meinem Golde mehr bewirken, als Ihr und Euere Leute mit allen ihren Dolchen, Piſtolen, Büchſen und Carabinern. Laßt mich alſo machen.“

„Vortrefflich; doch wenn Sie ſcheitern, ſind wir immer noch bereit.“

„Haltet Euch immerhin bereit, wenn es Euch Vergnügen macht, doch ſeid überzeugt, daß ich die Freiheit für ihn erlange.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß ſchon übermorgen Dienstag iſt. Sie haben nur noch morgen.“

„Wohl, aber ein Tag beſteht aus vier und zwanzig Stunden, jede Stunde aus ſechzig Minuten, jede Minute aus ſechzig Sekunden, und in ſechs und achtzigtauſend vierhundert Sekunden bringt man viel zu Wege.“

„Wie werden wir es erfahren, Excellenz, wenn es Ihnen gelungen iſt?“

„Das iſt ganz einfach; die drei letzten Fenſter des Pallaſtes Roſpoli ſind von mir gemiethet; habe ich den Aufſchub erlangt, ſo ſollen die zwei Fenſter an der Ecke mit gelbem Damaſt, das in der Mitte aber mit weißem Damaſt, woran ein rothes Kreuz, behängt werden.“

„Gut; und durch wen werden Sie die Begnadigung in die betreffenden Hände gelangen laſſen?“

„Schickt mir einen von Eueren Leuten als Reuer verkleidet, und ich gebe ſie ihm. Mit ſeinem Gewande wird er bis zum Fuße des Schaffots vordringen, wo er die Bulle dem Oberſten der Brüderſchaft übergibt, der ſie dem Nachrichter einhändigt. Mittlerweile laßt dieſe Kunde Peppino zu Ohren kommen, daß er nicht vor Angſt ſtirbt oder ein Narr wird, ſonſt hätten wir eine unnöthige Ausgabe für ihn gemacht.“

„Hören Sie, Excellenz,“ ſprach der Trasteveriner, „ich bin Ihnen ergeben, und davon ſind Sie überzeugt, nicht wahr?“

„Ich hoffe es wenigſtens.“

„Nun! wenn Sie Peppino retten, ſo ſoll es mehr als Ergebenheit, es ſoll Gehorſam ſein.“

„Gebt wohl Acht auf das, was Ihr ſagt, mein Lieber, ich werde Euch eines Tags daran erinnern, denn vielleicht bedarf ich Euerer einſt ebenfalls.“

„Wohl, Excellenz, dann ſollen Sie mich zur Stunde der Noth finden, wie ich Sie zu derſelben Stunde gefunden

habe; wären Sie am andern Ende der Welt, ſo haben Sie mir nur zu ſchreiben: „Thue dies," und ich werde es thun, ſo wahr ich . . ."

„Stille!" ſagte der Unbekannte, „ich höre Geräuſch."

„Es ſind Reiſende, welche das Coliſſeum mit Fackeln beſuchen."

„Sie ſollen uns nicht beiſammen finden. Dieſe Spione von Führern könnten Euch erkennen, und ſo ehrenwerth auch Euere Freundſchaft iſt, mein Lieber, ſo befürchte ich doch, es dürfte mir von meinem Credit benehmen, wenn man erführe, in welchem Grade wir mit einander verbunden ſind."

„Alſo, wenn Sie den Aufſchub haben?"

„So iſt am mittleren Fenſter ein Damaſtvorhang mit einem rothen Kreuze."

„Wenn Sie die Bulle nicht haben?"

„Drei gelbe Vorhänge."

„Und dann?"

„Dann ſpielt mit dem Dolche nach Euerem Belieben, ich erlaube es Euch und werde da ſein, um Euch zuzuſehen."

„Gott befohlen, Excellenz, ich zähle auf Sie, zählen Sie auf mich."

Nach dieſen Worten verſchwand der Trasteveriner auf der Treppe, während der Unbekannte, ſein Geſicht noch mehr als zuvor mit dem Mantel verhüllend, auf zwei Schritte an Franz vorüberging und auf den äußeren Stufen in die Arena hinabſtieg. Eine Sekunde nachher hörte Franz ſeinen Namen unter den Gewölben erſchallen: es war Albert, der ihn rief. Er wartete, um zu antworten, bis ſich die zwei Männer entfernt hatten, denn er wollte nicht, daß ſie erführen, ſie hätten einen Zeugen gehabt, der, wenn er auch ihr Geſicht nicht ſehen konnte, wenigſtens kein Wort von ihrem Geſpräche verlor. Kaum waren zehn Minuten vergangen, als Franz nach der Stadt London zurückfuhr, wobei er mit einer ſehr beleidigenden Zerſtreutheit die gelehrte Ab-

handlung anhörte, welche Albert, nach Plinius und Calpurnius über die mit eiſernen Spitzen beſetzten Netze zum Beſten gab, die es verhinderten, daß ſich die wilden Thiere auf die Zuſchauer ſtürzten. Er ließ ihn gewähren, ohne zu widerſprechen; denn er wollte ſo bald als möglich allein ſein, um ungeſtört das, was in ſeiner Gegenwart vorgefallen war, überlegen zu können.

Von den zwei Männern war ihm der Eine offenbar fremd, und er ſah und hörte ihn zum erſten Male; nicht ſo war es mit dem Andern, und obgleich Franz ſein beſtändig im Schatten vergrabenes oder durch den Mantel verborgenes Geſicht nicht hatte unterſcheiden können, ſo waren ihm doch die Töne dieſer Stimme, als er ſie zum erſten Male vernahm, zu ſehr aufgefallen, als daß er ſie je hätte in ſeiner Gegenwart erklingen hören können, ohne ſie wiederzuerkennen. Beſonders in dem Ausdrucke dieſer Stimme lag etwas Scharfes, Metalliſches, was ihn eben ſo ſehr im Coliſſeum, als in der Grotte von Monte Chriſto erbeben gemacht hatte; er war auch vollkommen überzeugt, dieſer Mann müßte Simbad der Seefahrer ſein.

Unter allen andern Umſtänden wäre die Neugierde, die ihm dieſer Mann eingeſtößt, ſo groß geweſen, daß er ſich ihm zu erkennen gegeben hätte; aber das Geſpräch, das er bei dieſer Veranlaſſung gehört, war ſo vertraulicher Natur, daß ihn die gegründete Furcht, ſeine Erſcheinung müßte ihm unangenehm ſein, zurückhielt. Doch während er, wie man geſehen, fern von ihm blieb, gelobte er ſich, wenn er ihm noch einmal begegnen würde, dieſe zweite Gelegenheit nicht entſchlüpfen zu laſſen, wie er es bei der erſten gethan.

Franz war zu ſehr von ſeinen Gedanken in Anſpruch genommen, um zu ſchlafen. Er brachte die Nacht damit hin, daß er alle Umſtände, welche eine Beziehung zu dem Manne der Grotte und dem Unbekannten des Coliſſeum hatten und darauf abzielten, aus dieſen zwei Perſonen denſelben Menſchen zu machen, in Erwä-

gung zog; und je mehr Franz nachdachte, deſto mehr wurde er in ſeiner Meinung beſtärkt. Er entſchlummerte bei Tagesanbruch und erwachte daher ſehr ſpät. Albert hatte als ächter Pariſer bereits ſeine Maßregeln für den Abend getroffen und eine Loge im Theater Argentina genommen. Franz mußte mehrere Briefe ſchreiben und überließ deshalb Albert den Wagen für den ganzen Tag.

Um fünf Uhr kehrte Albert zurück; er hatte ſeine Empfehlungsbriefe abgegeben, Einladungen für alle Abende erhalten und Rom geſehen.

Ein Tag war für Albert zu allem Dem hinreichend geweſen, und dabei hatte er noch Zeit gehabt, ſich nach dem Stücke, das man ſpielte, und nach den Künſtlern, die es ſpielen würden, zu erkundigen. Das Stück hatte den Titel Pariſina, die Kunſtler hießen: Coſelli, Moriani und die Spech.

Unſere jungen Leute waren, wie man ſieht, nicht ganz unglücklich; ſie ſollten der Vorſtellung von einer der beſten Opern des Componiſten von Lucia di Lammermoor, geſpielt von den drei berühmteſten Künſtlern Italiens, beiwohnen.

Albert konnte ſich nie an die ultramontanen Theater gewöhnen, welche weder Balcons, noch entblößte Logen haben; das war hart für einen jungen Mann, der ſeinen Sperrſitz bei den Bouffes*) und ſeinen Antheil an der hölliſchen Loge der großen Oper hatte; was jedoch Albert nicht abhielt, eine glänzende Toilette zu machen, ſo oft er mit Franz in das Theater ging, eine verlorene Toilette, denn zur Schande von einem der würdigſten Repräſentanten unſerer Faſhion müſſen wir geſtehen, daß Albert ſeit den vier Monaten, die er Italien in allen Richtungen durchfurchte, nicht ein einziges Abenteuer gehabt hatte.

---

*) Les Bouffes nennt man in Paris die Mitglieder der italieniſchen Oper; aller aux Bouffes in die italieniſche Oper gehen. Der Ueberſ.

Albert verſuchte es zuweilen, über dieſen Punkt zu ſcherzen, im Grunde aber fühlte er ſich tief gedemüthigt; er, Albert von Morcerf, einer von den geſuchteſten jungen Leuten, ſollte immer noch ſelbſt die Koſten ſeiner Unterhaltung tragen. Die Sache war um ſo peinlicher, als Albert, nach der beſcheidenen Gewohnheit unſerer Landsleute, von Paris mit der Ueberzeugung abgereiſt war, er würde in Italien ſich des größten Erfolges erfreuen und bei ſeiner Rückkehr mit der Erzählung ſeines Glückes dem Boulevard de Gand den köſtlichſten Genuß bereiten. Ach! es war dem nicht ſo geweſen: die reizenden genueſiſchen, florentiniſchen und neapolitaniſchen Gräſinnen hielten ſich, nicht an ihre Ehemänner, ſondern an ihre Liebhaber, und Albert erlangte die grauſame Ueberzeugung, die Italienerinnen hätten vor den Franzöſinnen wenigſtens den Vorzug, daß ſie ihrer Untreue treu blieben. Damit will ich indeſſen nicht behaupten, daß es nicht in Italien, wie überall, Ausnahmen gebe.

Und dennoch war Albert nicht nur ein vollkommen eleganter Cavalier, ſondern auch ein Mann von viel Geiſt; ferner war er Vicomte, allerdings Vicomte von neuem Adel; doch heut zu Tage, wo man keine Proben mehr zu liefern hat, was liegt daran, ob man von 1399 oder von 1815 datirt? Dabei hatte er, was ſchwerer in das Gewicht fiel, als alles Dies, fünfzig tauſend Franken Rente, und das war mehr, als man braucht, um in Paris in der Mode zu ſein. Es erſchien alſo einiger Maßen demüthigend, daß er noch von Niemand ernſtlich in irgend einer von den Städten, die er beſucht, bemerkt worden war.

Er hoffte ſich auch in Rom zu entſchädigen, inſofern der Carneval in allen Ländern der Erde, welche dieſes herrliche Inſtitut feiern, eine Epoche der Freiheit iſt, wo ſich die Strengſten zu einer Tollheit hinreißen laſſen. Da ſich nun der Carneval am andern Tage eröffnete, ſo war es für Albert von großer Wichtigkeit, ſeinen Proſpect noch zuvor in die Welt zu ſchleudern.

Albert hatte daher eine von den am meiſten in das Auge fallenden Logen des Theaters gemiethet, und um ſich dahin zu begeben, eine tadelloſe Toilette gemacht. Es war im erſten Range, den bei uns die Gallerie erſetzt. Uebrigens ſind die drei erſten Etagen gleich ariſtokratiſch, weshalb der einen wie der andern das Prädicat noble verliehen wird. Dieſe Loge, welche ganz bequem zwölf Perſonen faßte, koſtete die zwei Freunde etwas weniger, als eine Loge von vier Perſonen im Ambigu.

Albert hegte noch eine andere Hoffnung: er dachte, wenn es ihm gelänge, einen Platz in dem Herzen einer ſchönen Römerin zu erobern, ſo würde es ihn natürlich auch zur Eroberung eines Poſto im Wagen führen, und er könnte folglich den Carneval von der Höhe eines ariſtokratiſchen Gefährtes oder eines fürſtlichen Balcon herab ſehen.

Alle dieſe Betrachtungen machten Albert beweglicher, als er es je geweſen war. Er wandte den Schauſpielern den Rücken zu, neigte ſich mit dem halben Leibe aus der Loge heraus, lorgnirte alle jungen Frauen mit einem Zwillingsglaſe von ſechs Zoll Länge, was nicht eine hübſche Frau bewog, ihn mit einem einzigen Blicke zu belohnen, und wäre es nur aus Neugierde geweſen, ſo ſehr er ſich auch geberden mochte. Jedermann plauderte von ſeinen Angelegenheiten, von ſeinen Liebſchaften, von ſeinen Vergnügungen, vom Carneval, der ſich am andern Tage eröffnete, von der nächſten heiligen Woche, ohne nur einen Augenblick den darſtellenden Künſtlern oder dem Stücke die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken, . . abgeſehen von gewiſſen Momenten, wo Jeder ſich umwandte, um einen Theil von einem Recitativ von Coſelli zu hören, oder eine glänzende Paſſage von Moriani zu beklatſchen, oder der Spech bravo! zu rufen; dann nahmen die Geſpräche der einzelnen Perſonen wieder ihren Fortgang. Gegen das Ende des erſten Aktes öffnete ſich die Thüre einer Loge, welche bis jetzt leer geblieben war, und Franz ſah eine Perſon eintreten,

der er in Paris vorgeſtellt zu werden die Ehre gehabt hatte; bis dahin war er der Meinung geweſen, ſie befände ſich noch in Frankreich. Albert ſah die Bewegung, welche ſein Freund bei dieſer Erſcheinung machte, wandte ſich gegen ihn und fragte ihn:

„Kennen Sie dieſe Frau?“

„Ja; wie finden Sie dieſelbe?“

„Reizend, mein Lieber, und blond. Ah! die göttlichen Haare! Es iſt eine Franzöſin?“

„Nein, eine Venetianerin!“

„Und ſie heißt?“

„Gräfin G***.“

„Ah! ich kenne ſie dem Namen nach,“ rief Albert; „man ſagt, ſie ſei ebenſo geiſtreich, als hübſch. Teufel, wenn ich bedenke, daß ich mich bei dem letzten Ball von Frau von Villefort, den ſie beſuchte, ihr hätte können vorſtellen laſſen, und daß ich Dummkopf dies verſäumte!“

„Soll ich dieſen Fehler wieder gut machen?“ fragte Franz.

„Wie! Sie kennen ſie ſo genau, daß Sie mich in ihre Loge führen wollen?“

„Ich habe drei oder viermal in meinem Leben die Ehre gehabt, ſie zu ſprechen, aber Sie wiſſen, das iſt gerade genug, um nicht eine Unſchicklichkeit zu begehen.“

In dieſem Augenblick gewahrte die Gräfin Franz und machte ihm mit der Hand ein anmuthiges Zeichen, das er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung erwiederte.

„Ah! es ſcheint mir, Sie ſtehen ſehr gut mit ihr?“ ſagte Albert.

„Mein Lieber, was Sie hier täuſcht und was uns Franzoſen im Auslande tauſend Albernheiten begehen läßt, iſt, daß wir Alles unſern Pariſer Geſichtspunkten unterwerfen. In Spanien und in Italien beſonders dürfen Sie die Vertrautheit der Leute nie nach der Freiheit in ihren Umgangsformen beurtheilen. Wir

ſind in einer gewiſſen Sympathie zu einander geſtanden und mehr nicht.“

„In einer Sympathie des Herzens?“ fragte Albert lachend.

„Nein, in einer Sympathie des Geiſtes,“ antwortete Franz ernſthaft.

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Bei Gelegenheit eines Spazierganges im Coliſſeum, dem ähnlich, welchen wir miteinander machten.“

„Beim Mondenſchein?„

„Ja.“

„Allein?“

„So ungefähr.“

„Und Ihr ſprachet?“

„Von den Todten.“

„Ah!“ rief Albert, „das iſt in der That ſehr ergötzlich. Nun, ich meines Theils gelobe Ihnen, wenn ich das Glück habe, der Cavalier der ſchönen Gräfin bei einem ähnlichen Spaziergang zu ſein, nur von den Lebenden mit ihr zu ſprechen.“

„Und Sie haben vielleicht Unrecht.“

„Mittlerweile werden Sie mich ihr, wie Sie mir zugeſagt haben, wohl vorſtellen?“

„Sobald der Vorhang fällt.“

„Was dieſer erſte Akt teufelmäßig lang iſt!“

„Hören Sie das Finale, es iſt ſehr ſchön und Coſelli ſingt es vortrefflich.“

„Ja, aber welche Marter!“

„Die Spech iſt im höchſten Maße dramatiſch.“

„Sie begreifen, wenn man die Sontag und die Malibran gehört hat. . . .“

„Finden Sie die Methode von Moriani nicht ausgezeichnet?“

„Ich liebe die Braunen nicht, welche blond ſingen.“

„Ah! mein Theurer,“ ſagte Franz ſich umwendend, während Albert zu lorgniren fortfuhr, „in der That, Sie ſind zu ſchwer zu befriedigen.“

Endlich fiel der Vorhang zur großen Freude des Vicomte von Morcerf, der ſeinen Hut nahm, raſch ſeine Haare, ſeine Halsbinde und ſeine Manchetten zurecht richtete, und ſeinem Freunde zu verſtehen gab, er erwarte ihn. – Da die Gräfin, welche Franz mit den Blicken fragte, dieſem durch ein Zeichen begreiflich machte, er wäre willkommen, ſo zögerte Franz nicht mehr, dem Eifer ſeines Freundes zu entſprechen, ging, gefolgt von ſeinem Gefährten, der die Reiſe benützte, um die falſchen Falten wieder in Ordnung zu bringen, welche die Bewegungen ſeinem Hemdkragen und dem Umſchlage ſeines Frackes hatten verleihen können, durch den Halbkreis und klopfte an die Loge Nro. 4, welche die Gräfin inne hatte. Sogleich erhob ſich der junge Mann, der neben ihr vorne in der Loge ſaß, und trat ſeinen Platz, der italieniſchen Sitte gemäß, dem Ankömmling ab, welcher ſeiner Seits weichen muß, wenn ein neuer Beſuch kommt.

Franz ſtellte Albert der Gräfin als einen von unſeren, durch ihre geſellſchaftliche Lage und ihren Geiſt, ausgezeichnetſten Männer vor, denn in Paris und in der Mitte, wo Albert lebte, war er ein tadelloſer Cavalier. Er fügte bei, in Verzweiflung darüber, daß er den Aufenthalt der Gräfin in Paris nicht benützt, um ſich ihr vorſtellen zulaſſen, habe er ihn beauftragt, dieſen Fehler gut zu machen, und er entledige ſich dieſes Auftrags, indem er die Gräfin, bei der er ſelbſt eines Fürſprechers bedurft hätte, bitte, ſeine Unbeſcheidenheit entſchuldigen zu wollen. Die Gräfin antwortete Albert anmuthig begrüßend und Franz die Hand reichend. Von ihr eingeladen, nahm Albert den leeren Platz vorne und Franz ſetzte ſich in die zweite Reihe hinter die Gräfin.

Albert fand einen vertrefflichen Gegenſtand zur Unterhaltung: Paris; er ſprach mit der Gräfin von ihren gemeinſchaftlichen Bekannten. Franz begriff, daß er auf ſeinem Gebiete war; er ließ ihn gewähren, forderte ſeine Rieſenlorgnette von ihm, und fing ebenfalls an,

den Saal zu durchforſchen. Allein auf dem Vorderſitze einer Loge, im dritten Range ihnen gegenüber, ſaß eine bewunderungswürdig hübſche Frau in einem griechiſchen Coſtume, welches ſie mit ſo viel Leichtigkeit trug, daß es offenbar ihre Landestracht ſein mußte. Hinter ihr erſchien die Form eines Mannes, deſſen Geſicht ſich jedoch durchaus nicht unterſcheiden ließ. Franz unterbrach das Geſpräch von Albert und der Gräfin, um dieſe zu fragen, ob ſie die ſchöne Albaneſerin kenne, welche wohl würdig wäre, nicht nur die Aufmerkſamkeit der Männer, ſondern auch die der Frauen zu erregen.

„Nein,“ ſagte ſie, „ich weiß nur, daß ſie ſeit dem Anfange der Saiſon in Rom iſt, denn bei Eröffnung des Theaters habe ich ſie da geſehen, wo ſie jetzt ſitzt, und ſeit einem Monat verſäumt ſie keine Vorſtellung; bald begleitet ſie der Mann, welcher in dieſem Augenblick bei ihr iſt, bald folgt ihr nur ein einfacher ſchwarzer Diener.“

Franz und die Gräfin tauſchten ein Lächeln aus, dann ſetzte die Gräfin ihr Geſpräch mit Albert fort, während Franz wieder ſeine Albaneſerin lorgnirte. Der Vorhang zum Ballet ging auf. Es war eine von den guten italieniſchen Compoſitionen, in die Scene geſetzt durch den berühmten Henry, der ſich als Choreograph in Italien einen coloſſalen Ruf gemacht hat, eines von den Balleten, bei denen Jedermann, von dem erſten bis zum letzten Comparſen, einen ſo thätigen Antheil nimmt, daß fünfhundert Perſonen gleichzeitig dieſelbe Geberde machen und mit einander denſelben Arm oder denſelben Fuß aufheben. Dieſes Ballet hieß Dorliska.

Franz war zu ſehr mit ſeiner ſchönen Griechin beſchäftigt, um dem Ballet, ſo intereſſant es auch ſein mochte, Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Sie aber fand ein ſichtbares Vergnügen an dieſem Schauſpiel, ein Vergnügen, das in gewaltigem Widerſpruch mit der tiefen Sorgenloſigkeit ihres Begleiters ſtand, welcher, ſo lange

dieſes choreographiſche Meiſterſtück währte, keine Bewegung machte und, trotz des hölliſchen Lärmens der Trompeten, Cymbeln und des chineſiſchen Hutes im Orcheſter, die himmliſchen Süßigkeiten eines friedlichen, erquickendn Schlafes zu genießen ſchien.

Endlich endigte das Ballet und der Vorhang fiel unter dem wüthenden Beifallsgeſchrei eines berauſchten Parterre. In Folge der Gewohnheit, die Oper mit einem Ballet zu durchſchneiden, ſind die Zwiſchenakte in Italien ſehr kurz und die Sänger haben Zeit, auszuruhen und ihr Coſtume zu wechſeln, während die Tänzer ihre Pirouetten und Entrechats machen. Die Ouverture des zweiten Aktes begann. Bei den erſten Bogenſtrichen ſah Franz den Schläfer aufſtehen und ſich der Griechin nähern, welche ſich umwandte, um einige Worte an ihn zu richten, und ſich dann abermals mit dem Ellenbogen auf die Brüſtung der Loge ſtützte. Das Geſicht ihres Begleiters war immer noch im Schatten, und Franz vermochte keinen von ſeinen Zügen zu unterſcheiden.

Der Vorhang ging auf, die Aufmerkſamkeit von Franz mußte nothwendig von den Schauſpielern rege gemacht werden, und ſeine Augen verließen für kurze Zeit die Loge der ſchönen Griechin, um ſich nach der Scene zu richten.

Der Akt beginnt bekanntlich mit dem Traumduett: Pariſina läßt auf ihrem Lager in Gegenwart von Azzo das Geheimniß ihrer Liebe für Ugo entſchlüpfen. Der verrathene Gatte geht durch alle Grade von Eiferſucht entflammter Wuth, bis er, überzeugt, daß ihm ſeine Frau untreu iſt, dieſe aufweckt, um ihr ſeine nahe bevorſtehende Rache anzukündigen. Dieſes Duett iſt eines der ſchönſten, ausdrucksvollſten und zugleich furchtbarſten, welche aus der erzeugnißreichen Feder von Donizetti hervorgegangen ſind. Franz hörte es zum dritten Male, und es brachte, obgleich er nicht für einen glühenden

Melomanen galt, abermals einen tiefen Eindruck auf ihn hervor. Er war daher im Begriff, ſeinen Beifall mit dem des Saales zu verbinden, als ſeine Hände, zur Vereinigung bereit, von einander entfernt blieben, und das Bravo, welches ſeinem Munde entſchlüpfen wollte, auf ſeinen Lippen erſtarb.

Der Mann in der Loge war völlig aufgeſtanden, und Franz erblickte in ihm, da ſein Kopf nun in das Licht vorgerückt war, den geheimnißvollen Bewohner von Monte Chriſto, den Mann, deſſen Geſtalt und Stimme er am Abend zuvor in den Ruinen des Coliſſeum wiederzuerkennen geglaubt hatte. Es unterlag keinem Zweifel, der fremde Reiſende wohnte in Rom.

Wahrſcheinlich ſtand der Geſichtsausdruck von Franz im Einklang mit der Unruhe, welche dieſe Erſcheinung in ſeinem Innern erzeugte; denn die Gräfin ſchaute ihn an, brach in ein Gelächter aus und fragte ihn, was er hätte.

„Frau Gräfin," antwortete Franz, „wenn ich Sie vorhin fragte, ob Sie jene albaneſiſche Frau kennen, ſo frage ich Sie nun, ob Sie ihren Gatten kennen."

„Eben ſo wenig als ſie."

„Sie haben ihn nie wahrgenommen?"

„Das iſt eine ganz franzöſiſche Frage! Sie wiſſen wohl, daß es für uns Italienerinnen keinen andern Mann in der Welt gibt, als denjenigen, welchen wir lieben."

„Allerdings," erwiederte Franz.

„Jeden Falls," ſagte ſie, das Zwillingsglas von Albert an die Augen haltend und nach der Loge richtend, „jeden Falls muß es ein Hingeſchiedener ſein, der mit Erlaubniß des Todtengräbers aus ſeinem Sarge geſtiegen iſt, denn er kommt mir furchtbar blaß vor."

„Er iſt immer ſo," ſprach Franz.

„Sie kennen ihn alſo?" ſagte die Gräfin; „dann iſt es an mir, Sie zu fragen, wer er iſt."

„Ich habe ihn, wie ich glaube, bereits geſehen, und es ſcheint mir, ich erkenne ihn wieder.“

„In der That,“ ſprach die Gräfin, während ſie mit den Schultern eine Bewegung machte, als durchlieſe ein Schauer ihre Adern, „ich begreife, daß man einen ſolchen Menſchen, wenn man ihn ein Mal geſehen hat, nie mehr vergißt.“

Die Wirkung, welche Franz an ſich empfunden, war alſo keine beſondere, da ſie ſich bei einer andern Perſon, wie bei ihm fühlbar, machte.

„Nun!“ fragte Franz die Gräfin, nachdem ſie es zum zweiten Male unternommen hatte, der Fremden mit dem Glaſe zu betrachten, „was denken Sie von dieſem Mann?“

„Daß es mir Lord Ruthwen in Fleiſch und Knochen zu ſein ſcheint.“ Dieſe abermalige Erinnerung an Lord Byron war Franz auffallend; konnte ein Menſch an das Daſein von Vampyren glauben machen, ſo war es in der That der Fremde.

„Ich muß wiſſen, wer es iſt,“ ſprach Franz aufſtehend.

„Oh nein!“ rief die Gräfin; „nein, verlaſſen Sie mich nicht, ich zähle darauf, daß Sie mich nach Hauſe begleiten, und ich behalte Sie.“

„Wie, in der That!“ ſagte Franz, ſich an ihr Ohr neigend, „Sie haben Furcht?“

„Hören Sie,“ erwiederte die Gräfin, „Lord Byron hat mir geſchworen, er glaube an Vampyre, er ſagte mir ſogar, er habe ſolche geſehen. Er ſchilderte mir ihr Geſicht, und wahrhaftig, es iſt gerade ſo: dieſe ſchwarzen Haare, dieſe großen, von einer ſeltſamen Flamme glänzenden Augen, dieſe Todtenbläſſe; dann bemerken Sie, daß er nicht mit einer Frau, wie alle Frauen ſind, zuſammen iſt; er iſt mit einer Fremden, einer Griechin, . . . einer Abtrünnigen . . . . einer Magierin ohne Zweifel, wie er . . . Ich bitte Sie,

gehen Sie nicht. Legen Sie ſich morgen auf Kundſchaft, wenn es Ihnen gutdünkt; aber für heute erkläre ich Ihnen, daß ich Sie behalte *).

Franz wollte auf ſeinem Entſchluß beharren.

„Hören Sie,“ ſagte die Gräfin aufſtehend, „ich gehe: ich kann nicht bis zum Ende der Vorſtellung bleiben, weil ich Geſellſchaft bei mir habe; ſollten Sie ſo wenig artig ſein, daß Sie mir Ihre Begleitung verweigern würden?“

Franz hatte keine andere Antwort zu geben, als die, daß er ſeinen Hut nahm, die Thüre öffnete und der Gräfin ſeinen Arm bot, urd das that er auch.

Die Gräfin war in der That ſehr bewegt, und Franz konnte ſelbſt ſich einem gewiſſen abergläubiſchen Schrecken nicht entziehen, der um ſo natürlicher erſchien, als das, was bei der Gräfin die Folge eines inſtinktartigen Eindrucks war, bei ihm durch eine Erinnerung hervorgebracht wurde. Er fühlte, daß ſie zitterte, während ſie in den Wagen ſtieg. Er begleitete ſie nach Hauſe: es war Niemand da und ſie wurde keines Wegs erwartet; Franz machte ihr darüber einen Vorwurf.

„In der That,“ ſagte ſie zu ihm, „ich fühle mich nicht wohl und bedarf der Einſamkeit; der Anblick dieſes Menſchen hat mich völlig verſtört.“ Franz verſuchte es zu lachen.

„Lachen Sie nicht,“ ſagte die Gräfin: „Sie haben auch gar keine Luſt dazu. Sodann müſſen Sie mir etwas verſprechen.“

„Was?“

„Verſprechen Sie zuerſt.“

„Was Sie wollen, nur leiſte ich nicht darauf Verzicht, dieſen Mann auszukundſchaften. Aus Gründen,

*) Dumas will ohne Zweifel mit dieſer Gräfin G*** die ſchöne Gräfin Guiccioli bezeichnen, welche in dem Leben von Byron eine ſo bedeutungsvolle Rolle ſpielte.
D. Ueberſ.

die ich Ihnen nicht ſagen kann, wünſchte ich zu erfahren, wer er iſt, woher er kommt und wohin er geht."

„Woher er kommt, weiß ich nicht, aber wohin er geht, kann ich Ihnen ſagen: er geht ſicherlich in die Hölle."

„Doch das Verſprechen, das Sie von mir zu fordern die Güte hatten, Gräfin?"

„Ah! Sie ſollen ſogleich in Ihren Gaſthof zurückkehren und dieſen Menſchen nicht zu ſehen ſuchen. Es beſteht eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen den Perſonen, die man verläßt, und denen, zu welchen man ſich begibt. Dienen Sie nicht als Leiter *) zwiſchen dieſem Manne und mir. Morgen laufen Sie ihm nach, wenn es Ihnen beliebt, aber ſtellen Sie ihn mir nie vor, wenn ich nicht aus Furcht ſterben ſoll. Nun guten Abend, ſchlafen Sie wohl, ich weiß, wer nicht ſchlafen wird."

Nach dieſen Worten verließ die Gräfin Franz, ohne daß er beſtimmt wußte, ob ſie ſich auf ſeine Koſten beluſtigt, oder ob ſie wirklich die Angſt empfunden, von der ſie geſprochen hatte.

Als er in den Gaſthof kam, fand er Albert im Schlafrock und mit weiten Beinkleidern, üppig in einem Fauteuil ausgeſtreckt und eine Cigarre rauchend.

„Ah! Sie hier," ſagte er, „meiner Treue, ich erwartete Sie erſt morgen."

„Mein lieber Albert," erwiederte Franz, „es freut mich, daß ich Gelegenheit finde, Ihnen einmal für allemal zu ſagen, daß Sie einen gänzlich falſchen Begriff von den italieniſchen Frauen haben, während Sie doch durch Ihre Verrechnungen in der Liebe davon hätten zurückkommen können."

---

*) Um den Gedanken der Gräfin ſchärfer auszudrücken, hätten wir vielleicht die von ihr gebrauchten, der Naturlehre entlehnten, Wörter beibehalten und ſtatt Verwandtſchaft „Affinität" ſtatt Leiter „Conductor" ſagen ſollen.

„Was wollen Sie! ſind denn dieſe Teufelinnen von Weibern zu begreifen? Sie geben uns die Hand, ſie drücken uns die Hand; ſie ſprechen leiſe mit uns; ſie laſſen ſich nach Hauſe führen: mit dem vierten Theile von dieſem Benehmen würde eine Pariſerin ihren Ruf zu Grunde richten."

„Ah! gerade weil ſie nichts zu verbergen haben und im hellen Sonnenlichte leben, legen ſich die Frauen ſo wenig Zwang an in dem ſchönen Lande, wo das si erklingt, wie Dante ſagt. Ueberdies mußten Sie wohl bemerken, daß die Gräfin wirklich bange hatte."

„Bange, vor was? vor dem ehrlichen Mann, der mit der hübſchen Griechin uns gegenüber ſaß? Ich wollte im Klaren über ſie ſein, und kreuzte ſie im Gange, als ſie ſich entfernten. Wo habt Ihr denn alle Euere Gedanken aus der andern Welt genommen? Es iſt ein ganz hübſcher Junge, der gerade ausſieht, als würde er ſich in Frankreich von Blin oder Humann kleiden laſſen; allerdings etwas blaß, doch Sie wiſſen, Bläſſe iſt ein Siegel ausgezeichneten Standes."

Franz lächelte; Albert machte gewaltig Anſpruch darauf, blaß zu ſein.

„Ich bin auch überzeugt," ſagte Franz, „daß die Anſichten der Gräfin über dieſen Menſchen unvernünftig ſind. Hat er in Ihrer Nähe geſprochen, haben Sie einige von ſeinen Worten gehört?"

„Er hat geſprochen, aber romaiſch *). Ich erkannte das Idiom an einigen entſtellten griechiſchen Wörtern. Ich darf wohl ſagen, mein lieber Freund, daß ich in der Schule im Griechiſchen ſehr ſtark war."

„Er ſprach alſo Romaiſch?"

„Gewiß."

---

*) Die jetzigen Griechen nennen ihre Sprache romaiſche Sprache, weil man ſie im Mittelalter in Conſtantinopel (Neu-Rom) ſprach und die Griechen ſelbſt damals Romäer genannt wurden. D. Ueberſ.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr,“ murmelte Franz, „er iſt es.“

„Was ſagen Sie?“

„Nichts. Und was machten Sie nachher?“

„Ich habe Ihnen eine Ueberraſchung bereitet.“

„Wie dies?“

„Sie wiſſen, daß es unmöglich iſt, ſich eine Caleche zu verſchaffen?“

„Bei Gott! ſo iſt es, denn wir haben zu dieſem Behuf Alles gethan, was Menſchen möglich iſt.“

„Nun, ich habe einen vortrefflichen Gedanken.“

Franz ſchaute Albert wie ein Menſch an, der kein großes Vertrauen in ſeine Einbildungskraft ſetzte.

„Mein Lieber,“ ſprach Albert, „Sie beehren mich da mit einem Blicke, der es verdiente, daß ich Genugthuung von Ihnen forderte.“

„Ich bin bereit, ſie Ihnen zu geben, wenn der Gedanke ſo geiſtreich iſt, wie Sie ſagen.“

„Hören Sie.“

„Ich höre.“

„Nicht wahr, es iſt nicht möglich, ſich einen Wagen zu verſchaffen?“

„Nein.“

„Ebenſo wenig Pferde?“

„Ebenſo wenig.“

„Aber man kann ſich einen Karren verſchaffen?“

„Vielleicht.“

„Und ein Paar Ochſen?“

„Wahrſcheinlich.“

„Wohl, mein Lieber, ſo macht ſich unſere Angelegenheit. Ich laſſe einen Karren verzieren, wir verkleiden uns als Schnitter und ſtellen in Natur das herrliche Gemälde von Leopold Robert dar. Wenn zu Erhöhung der Aehnlichkeit die Gräfin die Tracht einer Frau von Pozzuoli oder Sorento anlegen wollte, ſo würde dies die Maskerade vervollſtändigen, und ſie iſt

ſicherlich ſchön genug, daß man ſie für das Original der Frau mit dem Kinde hielte.“

„Diesmal,“ rief Franz, „diesmal haben Sie bei Gott Recht; das iſt eine wahrhaft glückliche Idee.“

„Und national, erneuert durch Könige des Müßiggangs! Ah! meine Herren Römer, glaubt Ihr, man werde zu Fuß durch Eure Straßen laufen, wie Lazzaroni, und zwar nur, weil es Euch an Wagen und Pferden fehlt? wohl! . . . man erfindet ſich dergleichen.“

„Haben Sie bereits irgend Jemand dieſe ſiegreiche Erfindung mitgetheilt?“

„Unſerem Wirthe. Ich ließ ihn bei meiner Rückkehr heraufkommen und ſetzte ihm meine Wünſche auseinander. Er verſicherte mich, nichts wäre leichter; ich wollte die Hörner der Ochſen vergolden laſſen, doch er ſagte mir, dazu hätte man drei Tage nöthig; wir müſſen alſo auf dieſen überflüſſigen Luxus Verzicht leiſten.“

„Und wo iſt er?“

„Wer?“

„Unſer Wirth?“

„Er ſucht bereits, was wir brauchen; morgen wäre es vielleicht zu ſpät.“

„Er wird uns alſo noch dieſen Abend Antwort ſagen?“

„Ich erwarte ihn.“

„In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre. Meiſter Paſtrini ſtreckte den Kopf herein und ſagte:

„**Permesso**?“

„Allerdings iſt es erlaubt,“ rief Franz.

„Nun,“ fragte Albert, „haben Sie uns einen Karren und Ochſen gefunden?“

„Ich habe Ihnen etwas Beſſeres gefunden,“ antwortete er mit einer vollkommen ſelbſtzufriedenen Miene.

„Oh! mein lieber Wirth, nehmen Sie ſich in Acht, das Beſſere iſt der Feind des Guten.“

„Euere Excellenzen mögen ſich auf mich verlaſſen," erwiederte Meiſter Paſtrini mit wohlgefälligem Tone.

„Sprechen Sie doch, wie verhält ſich die Sache?" rief Franz ungeduldig.

„Sie wiſſen," ſagte der Wirth, „daß der Graf von Monte Chriſto auf einem Boden mit Ihnen wohnt?"

„Ich glaube wohl," verſetzte Albert, „denn ſeinetwegen ſind wir einquartirt wie zwei Studenten der Rue Saint-Nicolas-du-Chardonnet."

„Nun, er kennt die Verlegenheit, in der Sie ſich befinden, und bietet Ihnen zwei Plätze in ſeinem Wagen und zwei an ſeinen Fenſtern im Pallaſte Roſpoli an."

Albert und Franz ſchauten einander in das Geſicht.

„Können wir das Anerbieten von einem Fremden, von einem uns völlig unbekannten Mann annehmen?" fragte Albert.

„Wer iſt dieſer Graf von Monte Chriſto?" fragte Franz den Wirth.

„Ein vornehmer Herr aus Sicilien oder Malta, ich weiß nicht genau," antwortete der Wirth, „aber edel wie ein Borghese und reich wie eine Goldmine."

„Es ſcheint mir," ſagte Franz zu Albert, „wenn dieſer Mann ſo gute Manieren beſäße, wie unſer Wirth behaupten will, ſo hätte er uns ſeine Einladung auf eine andere Weiſe zukommen laſſen müſſen, entweder ſchriftlich oder . . ."

In dieſem Augenblick klopfte man an die Thüre.

„Herein!" rief Franz.

Ein Diener in ſehr zierlicher Livrée erſchien auf der Schwelle und ſprach:

„Von dem Grafen von Monte Chriſto für Herrn Franz d'Epinay und den Herrn Vicomte Albert von Morcerf."

Und er reichte dem Wirthe zwei Karten, welche dieſer den jungen Leuten zuſtellte.

„Der Herr Graf von Monte Chriſto," fuhr der Diener fort, „läßt die Herrn um Erlaubniß bitten, ſich

morgen früh als Nachbar bei ihnen vorſtellen zu dürfen; er wird die Ehre haben, ſich bei den Herren erkundigen zu laſſen, um welche Stunde ſie ſichtbar ſind."

„Meiner Treue," ſprach Albert zu Franz, „daran iſt nichts auszuſetzen."

„Sagen Sie dem Grafen," antwortete Franz, „wir werden die Ehre haben, ihm unſern Beſuch zu machen."

Der Bediente entfernte ſich.

„Das nenne ich mit Artigkeit erſtürmen," rief Albert; „Sie haben offenbar Recht, Meiſter Paſtrini, Ihr Graf von Monte Chriſto iſt ein Mann von der beſten Lebensart."

„Sie nehmen alſo ſein Anerbieten an?"

„Meiner Treue, ja," antwortete Albert. „Doch ich geſtehe, es thut mir leid um unſern Karren und die Schnitter, und wenn uns nicht das Fenſter im Pallaſte Roſpoli für das, was wir verlieren, entſchädigte, ſo käme ich ohne Zweifel auf meinen erſten Gedanken zurück."

„Auch mich beſtimmen die Fenſter des Pallaſtes Roſpoli."

Das Anerbieten von zwei Plätzen an einem Fenſter des Pallaſtes Roſpoli erinnerte Franz in der That an das Geſpräch, das er in den Ruinen des Coliſſeum zwiſchen ſeinem Unbekannten und dem Trasteveriner gehört, wobei der Mann mit dem Mantel die Verbindlichkeit übernommen hatte, Begnadigung für den Verurtheilten zu erlangen. Wäre aber der Mann mit dem Mantel, wie Franz Allem nach glauben mußte, derſelbe, deſſen Erſcheinung im Theater Argentina ihn ſo ſehr in Anſpruch genommen hatte, ſo würde er ihn ohne Zweifel wiedererkennen, und nichts dürfte ihn ſodann abhalten, ſeine Neugierde in Beziehung auf ſeine Perſon zu befriedigen.

Franz brachte einen Theil der Nacht damit zu, daß er von ſeinen zwei Erſcheinungen träumte und den andern Tag herbeiwünſchte. Der andere Tag ſollte

wirklich Alles aufklären, und diesmal — beſäße ſein Wirth von Monte Christo nicht den Ring von Gyges und damit die Fähigkeit, ſich unſichtbar zu machen — würde er ihm ſicherlich nicht entgehen. Er erwachte auch vor acht Uhr. Albert aber, der nicht dieſelben Gründe hatte, ſo frühzeitig zu ſein, lag noch in tiefen Schlaf verſunken. Franz ließ den Wirth rufen, und dieſer erſchien mit ſeiner gewöhnlichen Botmäßigkeit.

„Meiſter Paſtrini,“ ſagte er zu ihm, „ſoll nicht heute eine Hinrichtung ſtattfinden?“

„Ja, aber wenn Sie mich dies fragen, um ein Fenſter zu bekommen, ſo ſind Sie ſehr ſpät daran.“

„Nein; wäre mir viel daran gelegen, dieſes Schauſpiel zu ſehen, ſo fände ich überdies, wie ich denke, einen Platz auf dem Monte Pincio.“

„Ah! ich ſetzte voraus, Euere Excellenz würde ſich nicht mit all dem gemeinen Pöbel vermengen wollen, deſſen natürliches Amphitheater dies gleichſam iſt.“

„Wahrſcheinlich werde ich nicht dahin gehen; doch ich wünſche über einige Punkte unterrichtet zu ſein.“

„Sprechen Sie, Excellenz.“

„Ich möchte gern die Anzahl der Verurtheilten, ihre Namen und die Art der Hinrichtung wiſſen.“

„Das kommt vortrefflich, Excellenz, man hat mir ſo eben die Tavolette gebracht.“

„Was iſt das: Tavolette?“

„Die Tavolette ſind hölzerne Täfelchen, welche man an alle Straßenecken am Tage vor einer Hinrichtung anhängt, und worauf man die Namen der Verurtheilten, den Grund ihrer Verurtheilung und die Art ihrer Hinrichtung klebt. Mit dieſer Ankündigung bezweckt man, die Gläubigen einzuladen, zu Gott zu beten, daß er den Schuldigen eine aufrichtige Reue verleihen möge.“

„Und man bringt Ihnen dieſe Tavolette, damit Sie Ihre Gebete mit denen der Gläubigen verbinden?“ fragte Franz mit zweifelhafter Miene.

„Nein, Excellenz, ich habe mich mit dem Ankleber verſtändigt, und er bringt mir ſie, wie er mir die Theaterzettel bringt, damit, wenn einige von meinen Reiſenden der Hinrichtung beizuwohnen wünſchen, dieſe benachrichtigt ſind."

„Das iſt eine ſehr zarte Aufmerkſamkeit!" rief Franz.

„Oh!" verſetzte Meiſter Paſtrini lächelnd, „ich kann mich rühmen, daß ich Alles thue, was in meinen Kräften liegt, um die edeln Fremden zu befriedigen, welche mich mit ihrem Vertrauen beehren."

„Ich ſehe dies, mein lieber Wirth, und werde es Jedermann, wenn Sie nur immer wollen, zu rühmen wiſſen. Mittlerweile wünſchte ich eine von den Tavolette zu leſen."

„Das iſt ſehr leicht, ſagte der Wirth die Thüre öffnend, „ich habe eine hier im Gange aufhängen laſſen."

Er ging hinaus, nahm die Tavoletta ab und reichte ſie Franz.

Es folgt hier die buchſtäbliche Ueberſetzung dieſes hochnothpeinlichen Anſchlags:

„Es wird hiemit Männiglich zu wiſſen gethan, daß Dienſtag den 22. Februar am erſten Tage des Carnevals durch Spruch des Tribunals der Rota, auf der Piazza del popolo, Andrea Rondolo, ſchuldig des Mordes an der Perſon des hochwürdigen und hochverehrten Don Ceſare Torlini, Canonicus der Kirche St. Giovanni in Laterano, und Peppino, genannt Rocca Priori, überwieſen der Genoſſenſchaft mit dem verabſcheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten ſeiner Truppe, hingerichtet werden ſollen. Der erſte wird mazzolato der zweite decapitato. Mitleidige Seelen wollen Gott um eine aufrichtige Reue für dieſe zwei unglücklichen Verurtheilten bitten."

Dies war ganz daſſelbe, was Franz zwei Tage vorher in den Ruinen des Coliſſeum gehört hatte, und nichts war an dem Programm verändert worden; die

Namen der Verurtheilten, die Urſache ihrer Hinrichtung und die Art der Vollſtreckung des Todesurtheils fanden ſich ganz auf dieſelbe Art angegeben. Somit war aller Wahrſcheinlichkeit nach der Trasteveriner kein Anderer, als der Bandit Luigi Vampa, und der Mann in dem Mantel Simbad der Seefahrer, der in Rom, wie in Porto Vecchio und Tunis, die Gerichtshöfe mit ſeinen philanthropiſchen Unternehmungen verfolgte.

Indeſſen verlief die Zeit, es war neun Uhr und Franz ſchickte ſich an, Albert zu wecken, als dieſer zu ſeinem großen Erſtaunen ganz angekleidet aus ſeinem Zimmer trat. Der Carneval war ihm durch den Kopf gerannt und hatte ihn frühzeitiger aufgeweckt, als ſein Freund dies hoffte.

„Sagen Sie, mein lieber Wirth,“ ſprach Franz zu Meiſter Paſtrini, „glauben Sie, daß wir nun, da wir Beide fertig ſind, uns bei dem Grafen von Monte Chriſto vorſtellen können?“

„Oh! gewiß, der Graf von Monte Chriſto hat die Gewohnheit, ſehr frühzeitig aufzuſtehen, und ich bin überzeugt, daß er ſchon ſeit zwei Stunden angekleidet iſt.“

„Und Sie halten es nicht für unbeſcheiden, jetzt bei ihm zu erſcheinen?“

„Keines Wegs.“

„Wenn Sie bereit ſind, Albert …“

„Völlig bereit.“

„So wollen wir unſerem Nachbar für ſeine Höflichkeit danken.“

„Vorwärts.“

Franz und Albert hatten nur die Flur zu durchſchreiten. Der Wirth ging voran und klingelte für ſie; ein Diener öffnete.

„I signori francesi,“ ſagte der Wirth.

Der Diener verbeugte ſich und bedeutete durch ein Zeichen, ſie mögen eintreten.

Sie durchſchritten zwei Zimmer, welche mit einem Luxus ausgeſtattet waren, den ſie in dem Gaſthofe von

Meiſter Paſtrini nicht zu finden glaubten, und gelangten endlich in einen Salon von vollkommener Eleganz. Ein türkiſcher Teppich war auf dem Boden ausgebreitet und die behaglichſten Meubles boten ihre ſchwellenden Kiſſen und ihre zurückgebogenen Lehnen. Herrliche Gemälde von berühmten Meiſtern hingen vermiſcht mit Waffentrophäen an den Wänden und große geſtickte Vorhänge wogten vor allen Oeffnungen.

„Wollen ſich Euere Excellenzen ſetzen," ſagte der Diener, „ich werde den Herrn benachrichtigen."

Und er verſchwand durch eine der Thüren.

In dem Augenblick, wo dieſe Thüre ſich öffnete, vernahmen die zwei Freunde den Ton einer Guzla, der aber ſogleich wieder erſtarb: beinahe gleichzeitig geöffnet und geſchloſſen, hatte die Thüre gleichſam nur einen Stoß von Harmonie in den Salon dringen laſſen. Franz und Albert wechſelten einen Blick und betrachteten dann wieder die Geräthſchaften, die Gemälde, die Waffen. Alles erſchien ihnen bei dem zweiten Anſchauen noch viel prachtvoller, als beim erſten.

„Nun," fragte Franz ſeinen Freund, „was ſagen Sie hiezu?"

„Meiner Treue, mein Lieber, unſer Nachbar muß ein Wechſelagent ſein, der auf das Fallen der ſpaniſchen Papiere geſpielt hat, oder ein Fürſt, der incognito reiſt."

„Stille! wir werden es bald erfahren, denn hier kommt er."

Das Geräuſch einer auf ihren Angeln ſich drehenden Thüre gelangte wirklich zu den Gäſten, und beinahe in demſelben Augenblick hob ſich der Thürvorhang, um dem Eigenthümer aller dieſer Reichthümer Durchgang zu gewähren. Albert ging ihm entgegen, Franz aber blieb wie an ſeinem Platz genagelt.

Der Eintretende war kein Anderer, als der Mann mit dem Mantel vom Coliſſeum, der Unbekannte der Loge, der geheimnißvolle Wirth von Monte Chriſto.

Zwölftes Kapitel.

Die Mazzolata.

„Meine Herren,“ ſprach der Graf von Monte Chriſto eintretend, „ich bitte Sie tauſendmal um Entſchuldigung, daß ich mir zuvorkommen ließ, aber früher bei Ihnen erſcheinend, hätte ich unbeſcheiden zu ſein befürchtet. Ueberdies ließen Sie mir ſagen, Sie würden mich beſuchen, und ich hielt mich zu Ihrer Verfügung.“

„Franz und ich haben Ihnen den größten Dank auszudrücken, Herr Graf,“ erwiederte Albert; „Sie entziehen uns in der That einer großen Verlegenheit; in dem Augenblick, wo uns Ihre freundliche Einladung überbracht wurde, waren wir gerade in Erfindung der phantaſtiſchſten Gefährte begriffen.“

„Ei! mein Gott,“ erwiederte der Graf, indem er die beiden jungen Männer durch ein Zeichen erſuchte, ſich auf einen Divan zu ſetzen, „es iſt der Fehler des einfältigen Paſtrini, wenn ich Sie ſo lange in Verlegenheit ließ; er ſagte mir kein Wort von Ihrer mißlichen Lage, während ich, allein und vereinzelt, nur eine Gelegenheit ſuchte, um mit meinen Nachbarn Bekanntſchaft zu machen. Sie haben auch geſehen, wie ich im erſten Augenblick, wo ich erfuhr, ich könnte Ihnen in irgend einer Beziehung nützlich ſein, mit allem Eifer dieſe Veranlaſſung ergriff, um Ihnen meine Achtung zu bezeigen.“

Die zwei jungen Leute verbeugten ſich. Franz hatte noch kein Wort ſprechen können, er hatte auch noch keinen Entſchluß gefaßt, und da nichts bei dem Grafen ſeinen Willen, ihn zu erkennen, oder den Wunſch, von ihm erkannt zu werden, andeutete, ſo wußte er nicht, ob er mit irgend einem Worte auf die Vergangenheit

anſpielen, oder es der Zukunft überlaſſen ſollte, ihm neue Beweiſe an die Hand zu geben. Sicher, daß er am Tage vorher in der Loge geweſen, konnte er nicht eben ſo beſtimmt dafür ſtehen, daß derſelbe Mann zwei Tage vorher im Coliſſeum verweilt hatte. Er beſchloß daher, die Dinge ihren Gang gehen zu laſſen, ohne dem Grafen irgend eine beſtimmte Eröffnung zu machen. Ueberdies war er ihm in einer gewiſſen Beziehung überlegen, er war Herr ſeines Geheimniſſes, während der Graf im Gegentheil auf Franz, der nichts zu verbergen hatte, keine Wirkſamkeit äußern konnte. Mittlerweile wollte er jedoch das Geſpräch auf einen Punkt fallen laſſen, der einiges Licht in gewiſſe Zweifel bringen könnte, und er ſprach zu ihm:

„Mein Herr Graf, Sie haben uns Plätze in Ihrem Wagen und an Ihren Fenſtern im Pallaſte Roſpoli angeboten, können Sie uns nun wohl ſagen, wie wir uns irgend einen Poſten, wie man in Italien ſagt, auf der Piazza del popolo verſchaffen dürften?“

„Ah! ja, das iſt wahr,“ entgegnete der Graf mit zerſtreuter Miene, zugleich aber Morcerf mit einer beſondern Aufmerkſamkeit anſchauend, „findet auf der Piazza del popolo nicht eine Hinrichtung oder dergleichen ſtatt?“

„Ja,“ antwortete Franz, als er ſah, daß der Graf von ſelbſt dahin kam, wohin er ihn bringen wollte.

„Ah! ich glaube, ich habe geſtern meinen Intendanten beauftragt, hiefür zu ſorgen; vielleicht kann ich Ihnen noch einen kleinen Dienſt leiſten.“

Er ſtreckte die Hand nach einer Klingelſchnur aus.

Es trat ein Menſch von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren ein, welcher wie zwei Waſſertropfen dem Schmuggler glich, der Franz in die Grotte eingeführt hatte, dieſen aber durchaus nicht zu erkennen ſchien. Er ſah, daß Verabredung getroffen worden war.

„Herr Bertuccio,“ ſagte der Graf, „haben Sie

ſich meinem Auftrage gemäß bemüht, mir ein Fenſter auf der Piazza del popolo zu verſchaffen?"

„Ja, Excellenz," antwortete der Intendant, „aber es war ſehr ſpät."

„Wie!" rief der Graf, die Stirne faltend, „ſagte ich Ihnen nicht, ich wollte eines haben?"

„Und Euere Excellenz hat auch eines, das, welches vom Fürſten Lobanieff gemiethet worden war; doch ich mußte hundert . . ."

„Gut, gut, Herr Bertuccio, erlaſſen Sie den Herren dieſe Haushaltungsgegenſtände; Sie haben das Fenſter, mehr braucht es nicht. Geben Sie dem Kutſcher die Adreſſe des Hauſes und ſtellen Sie ſich auf die Treppe, um uns zu führen. Das genügt: gehen Sie."

Der Intendant verbeugte ſich und machte einen Schritt, um ſich zu entfernen.

„Oh!" fügte der Graf bei, „thun Sie mir den Gefallen, fragen Sie Paſtrini, ob er die Tavoletta erhalten habe und ob er mir das Programm der Hinrichtung ſchicken wolle."

„Das iſt nicht nöthig," verſetzte Franz, ſeine Schreibtafel aus der Taſche ziehend, „ich habe den Zettel vor Augen gehabt und copirt: hier iſt er."

„Gut; ſo können Sie gehen, Herr Bertuccio, ich bedarf Ihrer nicht mehr. Man melde uns nur, wenn das Frühſtück aufgetragen iſt. Dieſe Herren," fuhr er, ſich an die zwei Freunde wendend, fort, „werden mir die Ehre erzeigen, mit mir zu frühſtücken?"

„In der That, Herr Graf, das hieße Ihre Güte mißbrauchen," erwiederte Albert.

„Nein, im Gegentheil, Sie machen mir ein großes Vergnügen; der Eine oder der Andere von Ihnen, oder vielleicht Beide geben Sie mir alles Dies eines Tags in Paris zurück."

Er nahm die Schreibtafel aus den Händen von Franz und las mit einem Tone, als wären es die „Klei-

nen Anzeigen" geweſen: „„'es ſollen hingerichtet werden heute den 22ſten Februar Andrea Rondolo, ſchuldig des Mordes an der Perſon des hochwürdigen und hochverehrten Don Ceſare Torlini, Canonicus der Kirche St. Giovanni in Laterano, und Peppino, genannt Rocca Priori, überwieſen der Genoſſenſchaft mit dem verabſcheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten ſeiner Truppe,"" hm! hm! „„der erſte wird mazzolato, der zweite decapitato."" „Ja, in der That," ſprach der Graf, „ſo ſollte die Sache Anfangs vor ſich gehen, aber ich glaube, ſeit geſtern iſt eine Veränderung in dem Gange und der Ordnung der Ceremonie beliebt worden."

„Bah!" rief Franz.

„Ja, geſtern, bei dem Cardinal Roſpiglioſi, wo ich den Abend zubrachte, war die Rede von etwas wie von einem Aufſchube, der einem von den Verurtheilten bewilligt worden ſein ſoll."

„Andrea Rondolo?" fragte Franz.

„Nein, dem Andern," erwiederte gleichgültig der Graf; „dem Andern (er warf einen Blick auf die Schreibtafel, als ſuchte er ſich des Namens zu erinnern), Peppino, genannt Rocca Priori. Das beraubt Sie einer Guillotinade, aber es bleibt Ihnen noch die Mazzolata, was eine ſonderbare Hinrichtung iſt, wenn man die Sache zum erſten Male ſieht, und ſelbſt noch zum zweiten Male, während die andere, welche Sie überdies kennen müſſen, zu einfach, zu einförmig erſcheint und nichts Unerwartetes bietet. Die Mandaia täuſcht ſich nicht, zittert nicht, ſchlägt nicht falſch, fängt nicht dreißigmal an, wie der Soldat, als er dem Grafen von Chalais den Kopf abhieb; . . übrigens hatte ihm Richelieu vielleicht den Verurtheilten empfohlen. Oh!" fügte der Graf mit verächtlichem Tone bei, „ſprechen Sie mir nicht von den Europäern, was Hinrichtungen betrifft, ſie verſtehen nichts davon und ſind wahrhaftig in den Kinderjahren oder im Alter der Grauſamkeit."

„In der That, mein Herr Graf," erwiederte Franz, „man ſollte glauben, Sie hätten ein vergleichendes Studium der Hinrichtungen bei den verſchiedenen Völkern der Welt gemacht."

„Es gibt wenige, die ich nicht geſehen habe," antwortete kalt der Graf.

„Und Sie fanden ein Vergnügen daran, ſo furchtbaren Schauſpielen beizuwohnen?"

„Mein erſtes Gefühl war Widerſtreben, mein zweites Gleichgültigkeit, mein drittes Neugierde."

„Neugierde? das Wort iſt ſchrecklich!"

„Warum? es gibt im Leben nur eine ernſte, unſer ganzes Weſen erfaſſende Angelegenheit, und das iſt der Tod; iſt es nicht anziehend, zu ſtudiren, auf was für verſchiedene Arten die Seele aus dem Leibe gehen kann, und wie nach den Charakteren, nach den Temperamenten und ſelbſt nach den Sitten der Länder die einzelnen Menſchen dieſen Uebergang vom Sein zum Nichts ertragen? Ich meines Theils ſtehe Ihnen für Eines: je mehr man ſterben geſehen hat, deſto leichter wird es einem zu ſterben; meiner Anſicht nach iſt der Tod vielleicht eine Strafe, aber keine Sühnung."

„Ich begreife Sie nicht ganz," ſprach Franz; „erklären Sie ſich, denn ich kann Ihnen nicht ſagen, in welchem Grade Ihre Worte meine Neugierde erregen."

„Hören Sie," verſetzte der Graf, und ſein Geſicht unterlief ſich mit Galle, wie ſich das Geſicht ines Anderen mit Blut färbt. „Wenn ein Menſch durch unerhörte Qualen, unter endloſen Martern, Ihren Vater, Ihre Mutter, Ihre Geliebte, eines von den Weſen endlich hätte ſterben laſſen, die, wenn man ſie aus Ihrem Herzen reißt, eine ewige Leere, eine ſtets blutende Wunde darin zurücklaſſen, würden Sie die Genugthuung, welche Ihnen die Geſellſchaft bewilligt, für hinreichend erachten, weil das Eiſen der Guillotine zwiſchen der Baſe des Hinterhauptbeines und den Trapezmuskeln durchgegangen, und weil derjenige, welcher

Sie Jahre moraliſcher Leiden erdulden ließ, ein paar Sekunden lang körperliche Schmerzen ausgeſtanden hat?"

„Ja, ich weiß," verſetzte Franz, „die menſchliche Gerechtigkeit iſt als Tröſterin ungenügend; ſie kann Blut für Blut vergießen, und mehr nicht; man muß von ihr das verlangen, was ſie zu thun vermag, und nichts Anderes."

„Und ich ſetze Ihnen noch einen materiellen Fall, denjenigen, wo die Geſellſchaft, durch den Tod eines Menſchen in der Grundlage angegriffen, worauf ſie beruht, den Tod durch den Tod rächt. Gibt es aber nicht Millionen von Schmerzen, von denen die Eingeweide des Menſchen zerriſſen werden können, ohne daß ſich die Welt nur im Geringſten damit beſchäftigt, ohne daß ſie ihm das ungenügende Mittel einer Rache bietet, von der wir ſo eben geſprochen haben? Gibt es nicht Verbrechen, für welche der Pfahl der Turken, die Tröge der Perſer, die gezogenen Nerven der Irokeſen noch zu gelinde Strafen wären, indeß ſie die gleichgültige Geſellſchaft ungebüßt läßt ... antworten Sie mir, gibt es nicht ſolche Verbrechen?"

„Ja," verſetzte Franz, „und um ſie zu beſtrafen, iſt das Duell geduldet."

„Ah! das Duell," rief der Graf, „eine luſtige Weiſe, zu ſeinem Ziele zu gelangen, wenn das Ziel Rache iſt. Es hat Ihnen ein Menſch Ihre Geliebte geraubt, Ihre Frau verführt, Ihre Tochter entehrt; er hat aus einem ganzen Leben, welches von Gott den Antheil am Glück, den er jedem menſchlichen Weſen bei ſeiner Erſchaffung verſprochen hat, zu erwarten berechtigt war, ein Daſein des Schmerzes, des Elends oder der Schande gemacht, und Sie halten ſich für gerächt, weil Sie dieſem Menſchen, der Ihnen den Wahnſinn in den Geiſt, die Verzweiflung in das Herz pflanzte, einen Degenſtich in die Bruſt gegeben oder eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen haben? Stille doch! abgeſehen davon daß er oft ſiegreich aus dem Kampfe hervor=

geht, in den Augen der Welt rein gewaſchen und von Gott gleichſam abſolvirt iſt. Nein, nein, wenn ich mich je zu rächen hätte, würde ich mich nicht auf dieſe Art rächen.“

„Sie mißbilligen alſo das Duell, Sie würden ſich nicht auf einen Zweikampf einlaſſen?“ fragte Albert erſtaunt, eine ſo ſeltſame Theorie ausſprechen zu hören.

„Oh! doch wohl,“ erwiederte der Graf. „Verſtändigen wir uns: ich würde mich ſchlagen wegen einer Erbärmlichkeit, wegen einer Beleidigung, wegen einer Ohrfeige, wenn man mich einer Lüge bezüchtigen wollte, und dies mit um ſo mehr Kaltblütigkeit, als ich in Folge der Gewandtheit, die ich in allen körperlichen Uebungen erlangt habe, und ſeit langer Zeit an die Gefahr gewöhnt, meinen Mann zu tödten beinahe ſicher wäre. Oh! gewiß, ich würde mich für alles Dies in einen Zweikampf einlaſſen; aber für einen langſamen, tiefen, endloſen, ewigen Schmerz würde ich, wenn es möglich wäre, einen ähnlichen Schmerz demjenigen zurückgeben, welcher mir denſelben verurſacht hätte. Auge um Auge, Zahn um Zahn, wie die Orientalen ſagen... unſere Meiſter in allen Dingen, dieſe Auserwählten der Schöpfung, welche ſich ein Leben der Träume, und ein Paradies der Wirklichkeiten zu bereiten gewußt haben.“

„Doch mit dieſer Theorie,“ entgegnete Franz, „welche Sie zum Richter und Henker in Ihrer eigenen Sache macht, können Sie ſich nur mit der größten Schwierigkeit in einem Maße halten, wobei Sie ſelbſt ewig der Macht des Geſetzes entgehen. Der Haß iſt blind, der Zorn betäubt, und derjenige, welcher Rache übt, ſtellt ſich der Gefahr bloß, einen bitteren Trank trinken zu müſſen.“

„Ja, wenn er arm und ungeſchickt, nein, wenn er Millionär und geſchickt iſt. Ueberdies iſt der ſchlimmſte Fall für ihn die Hinrichtung, von der wir ſo eben

ſprachen, diejenige, welche die philanthropiſche franzö⸗ſiſche Revolution an die Stelle der Viertheilung und des Rades ſetzte. Was iſt die Hinrichtung, wenn man ſeine Rache hat? Es thut mir in der That beinahe leid, daß der elende Peppino nicht enthauptet werden ſoll, wie man ſagt; Sie würden ſehen, wie lange dies dauert, und ob es ſich wirklich der Mühe lohnt, davon zu reden. Aber auf Ehre, meine Herren, wir führen da ein ſonderbares Geſpräch für einen Carnevalstag. Wie iſt das gekommen? Oh! ich erinnere mich: Sie wünſchten einen Platz an meinem Fenſter zu bekommen, wohl! Sie ſollen ihn haben; aber ſetzen wir uns vor Allem zu Tiſche, denn man meldet, daß aufgetragen iſt.“

Es öffnete in der That ein Diener eine von den vier Thüren des Salon, und ließ die ſacramentalen Worte:

„Al suo commodo!“

vernehmen.

Die zwei jungen Männer ſtanden auf und gingen in den Speiſeſaal. Während des Frühſtücks, das aus allen möglichen Leckerbiſſen beſtand und mit dem fein⸗ſten Luxus ſervirt wurde, ſuchte Franz mit den Augen den Blick von Albert, um darin den Eindruck zu leſen, den die Worte ihres Wirthes, wie er nicht zweifelte, auf ihn hervorgebracht haben müßten; doch, hatte Al⸗bert denſelben bei ſeiner gewöhnlichen Sorgloſigkeit keine große Aufmerkſamkeit geſchenkt, war er mit dem Grafen von Monte Chriſto durch die Einräumung, die er ihm in Betreff des Duells gemacht, wieder ausge⸗ſöhnt oder hatten die von uns erwähnten, nur Franz bekannten Vorgänge für dieſen allein die Wirkung der Theorien des Grafen verdoppelt, er fand ſeinen Ge⸗fährten nicht im Geringſten ergriffen; derſelbe erwies im Gegentheil dem Mahle die ſchuldige Ehre als ein Menſch, der ſeit vier oder fünf Monaten zu der ita⸗lieniſchen Küche, das heißt zu einer der ſchlechteſten Küchen der Welt, verurtheilt iſt. Einer lebhaften Un⸗

ruhe preisgegeben, die ihm die Perſon von Albert zu bereiten ſchien, berührte der Graf die Schüſſeln kaum; es war, als erfüllte er, ſich mit ſeinen Gäſten zu Tiſche ſetzend, nur eine einfache Pflicht der Höflichkeit, und als erwartete er ihren Abgang, um ſich irgend ein ſeltſames oder eigenthümliches Gericht vorſetzen zu laſſen. Dies erinnerte Franz unwillkührlich an den Schrecken, den der Graf der Gräfin G*** eingeflößt, und an ihre Ueberzeugung, der Mann, welchen er ihr in der Loge der ihrigen gegenüber gezeigt, wäre ein Vampyr. Am Ende des Frühſtücks zog Franz ſeine Uhr.

„Nun!...“ ſagte der Graf zu ihm, „was machen Sie denn?“

„Sie werden uns entſchuldigen, Herr Graf,“ erwiederte Franz, „wir haben noch tauſenderlei Dinge zu verrichten.“

„Und zwar?“

„Wir beſitzen noch keine Maskenanzüge, und heute iſt die Verkleidung ſtrenges Gebot.“

„Sorgen Sie nicht hiefür. Wir haben, wie ich glaube, auf der Piazza del popolo ein beſonderes Zimmer; ich laſſe dahin die Coſtumes bringen, welche ſie mir gefälligſt bezeichnen werden, und wir maskiren uns, während wir dort verweilen.“

„Nach der Hinrichtung?“ rief Franz.

„Allerdings nachher, während derſelben oder vorher, wie Sie wollen.“

„Im Angeſichte des Schaffots„“

„Das Schaffot bildet einen Theil des Feſtes.“

„Hören Sie, mein Herr Graf, ich habe mir die Sache überlegt,“ ſprach Franz, „ich bin Ihnen in der That ſehr verbunden für Ihre Artigkeit, aber ich begnüge mich, einen Platz in Ihrem Wagen und ebenſo an Ihren Fenſtern im Pallaſte Roſpoli anzunehmen, und ſtelle es Ihnen anheim, über meinen Platz am Fenſter der Piazza del popolo zu verfügen.“

„Ich muß Ihnen bemerken, daß Sie etwas höchſt Intereſſantes dabei verlieren," entgegnete der Graf.

„Sie werden es mir erzählen," verſetzte Franz, „und ich bin überzeugt, daß die Erzählung aus Ihrem Munde einen beinahe eben ſo großen Eindruck auf mich hervorbringen wird, als dies der Anblick ſelbſt vermöchte. Auch hatte ich ſchon mehr als ein Mal im Sinne, einer Hinrichtung beizuwohnen, und nie konnte ich mich dazu entſchließen; und Sie, Albert?"

„Ich?" erwiederte der Vicomte, „ich habe Caſtaing hinrichten ſehen, aber ich glaube, ich war damals ein wenig trunken, denn es geſchah an dem Tag, an welchem ich aus dem Colleg trat."

„Daß Sie eine Sache in Paris nicht gethan haben, iſt kein Grund, ſie auch nicht im Auslande zu thun," entgegnete der Graf; „reiſt man, ſo geſchieht es, um ſich zu unterrichten, wechſelt man den Ort, ſo will man ſehen. Bedenken Sie, was für eine Figur Sie ſpielen werden, wenn man Sie fragt: „„Auf welche Weiſe finden die Hinrichtungen in Rom ſtatt?"" und Sie müſſen antworten: „„Ich weiß es nicht."" Und dann ſagt man, der Verurtheilte ſei ein heilloſer Schurke, ein Burſche, der einen Canonicus, welcher ihn wie einen Sohn erzogen, mit einem Feuerbock todtgeſchlagen. Wenn Sie in Spanien reiſten, würden Sie die Stiergefechte beſuchen, nicht wahr? Nun wohl, denken Sie ſich, wir wollen einen Kampf anſchauen; erinnern Sie ſich der alten Römer des Circus, der Jagden, wobei dreihundert Löwen und hundert Menſchen getödtet wurden. Erinnern Sie der achtzigtauſend Zuſchauer, welche Beifall klatſchten, der weiſen Matronen, die ihre heirathsfähigen Töchter dahin führten, und der reizenden Veſtalinnen mit den weißen Händen, wie ſie mit dem Daumen ein anmuthiges Zeichen machten, welches ſagen wollte:

„„Vorwärts, nicht träge, macht mir dem Menſchen

dort, der zu drei Viertheilen todt iſt, vollends den Garaus.""

„Gehen Sie, Albert?" fragte Franz.

„Meiner Treue, ja, mein Lieber; ich zögerte wie Sie, aber die Beredſamkeit des Herrn Grafen beſtimmt mich."

„Vorwärts alſo, da Sie es ſo wollen," ſprach Franz; „doch indem ich mich nach der Piazza del popolo begebe, wünſchte ich über den Corſo zu kommen; iſt das möglich, Herr Graf?"

„Zu Fuße, ja; im Wagen, nein."

„Wohl, ich werde zu Fuße gehen."

„Müſſen Sie nothwendig den Weg über den Corſo machen?"

„Ja, ich habe dort etwas zu ſehen."

„Gut, über den Corſo, wir ſchicken den Wagen durch die Strada del Babuino, mit dem Befehl, uns auf der Piazza del popolo zu erwarten; überdies iſt es mir auch nicht unangenehm, wenn wir den Corſo paſſiren, denn ich kann bei dieſer Gelegenheit nachſehen, ob Befehle, welche ich gegeben habe, vollzogen worden ſind."

In dieſem Augenblick öffnete ein Diener die Thüre und meldete:

„Excellenz, ein Menſch in der Tracht eines Reuers wünſcht Sie zu ſprechen."

„Ah, ja," ſagte der Graf, „ich weiß, was das iſt. Meine Herren wollen Sie in den Salon zurückkehren, Sie finden auf dem mittleren Tiſche vortreffliche Havanna-Cigarren, und ich folge Ihnen ſogleich."

Die zwei jungen Männer ſtanden auf und gingen zu einer Thüre hinaus, während ſich der Graf, nachdem er ſeine Entſchuldigungen wiederholt hatte, durch die andere entfernte. Albert, der ein großer Liebhaber von Cigarren war und es, ſeitdem er ſich in Italien befand, als ein nicht geringes Opfer betrachtete, daß er die Cigarren des Café de Paris entbehren mußte,

ſtieß einen Freudenſchrei aus, als er wirkliche Puros erblickte.

„Nun," ſagte Franz zu ihm, „was denken Sie von dem Grafen von Monte Chriſto?"

„Was ich denke?" erwiederte Albert ſichtbar erſtaunt, daß Franz eine ſolche Frage an ihn richtete; „ich denke, er iſt ein ſehr angenehmer Mann, der vortrefflich die Honneurs ſeines Hauſes macht, viel geſehen, viel nachgedacht, viel ſtudirt hat, der einem Brutus der ſtoiſchen Schule gleicht, und," fügte er, ganz verliebt eine Rauchwolke, welche in einer Schneckenlinie zum Plafond aufſtieg, ausſtoßend bei, „und der ausgezeichnete Cigarren beſitzt."

Dies war die Anſicht von Albert über den Grafen; da aber Franz wußte, ſein Freund lebe von ſich der Ueberzeugung, er bilde ſeine Anſicht über Menſchen und Dinge erſt nach reiflicher Erwägung, ſo ſuchte er nichts daran zu ändern.

„Doch, haben Sie Eines bemerkt?" ſagte er.

„Was?"

„Die Aufmerkſamkeit, mit der er Sie betrachtete."

„Mich?"

„Ja, Sie."

Albert dachte nach.

„Ah!" rief er, einen Seufzer ausſtoßend, „darüber darf man ſich nicht wundern. Ich bin beinahe ein Jahr von Paris abweſend und muß Kleider von einer andern Welt haben. Der Graf wird mich für einen Provinzmenſchen halten; nehmen Sie ihm die Täuſchung, ich bitte Sie, lieber Freund, und ſagen Sie ihm bei der nächſten Gelegenheit, es ſei dem nicht ſo."

Franz lächelte; einen Augenblick nachher kehrte der Graf zurück.

„Hier bin ich, meine Herren," ſagte er, „und ich gehöre nun ganz Ihnen; die Befehle ſind gegeben, der Wagen fährt nach der Piazza del popolo, und wir gehen, wenn Sie wollen, über den Corſo. Nehmen Sie

von dieſen Cigarren mit, Herr von Morcerf," fügte er mit einem ſeltſamen Nachdruck auf dieſen Namen bei, den er zum erſten Male ausſprach.

„Mit großem Vergnügen, denn die italieniſchen Cigarren ſind noch ſchlechter, als die der Regie. Wenn Sie nach Paris kommen, werde ich es Ihnen wiedervergelten."

„Ich weiſe dies nicht von mir, denn ich gedenke eines Tages dahin zu gehen, und werde dann, wenn Sie es mir erlauben, an Ihre Thüre klopfen. Doch vorwärts, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren, es iſt halb ein Uhr, vorwärts."

Alle drei gingen hinab. Der Kutſcher erhielt die letzten Befehle von ſeinem Herrn und folgte der Via del Babuino, während die Fußgänger den Weg über die Piazza di Spagna nach der Via Frattina einſchlugen, welche ſie gerade zwiſchen den Pallaſt Fiano und den Pallaſt Roſpoli führte. Franz ſchaute nur nach dieſem Pallaſte; er hatte das im Coliſſeum zwiſchen dem Manne mit dem Mantel und dem Trasteveriner verabredete Signal nicht vergeſſen.

„Welche Fenſter gehören Ihnen?" fragte er den Grafen mit dem natürlichſten Tone, den er anzunehmen vermochte.

„Die drei letzten," erwiederte der Graf mit einer Nachläſſigkeit, welche nichts Geheucheltes hatte.

Die Augen von Franz richteten ſich raſch nach den drei Fenſtern. An den beiden Seitenfenſtern erblickte er Vorhänge von gelbem Damaſt, an dem mittleren einen Vorhang von weißem Damaſt mit einem rothen Kreuz. Der Mann mit dem Mantel hatte dem Trasteveriner Wort gehalten, und es unterlag keinem Zweifel mehr, der Mann mit dem Mantel war der Graf. Die drei Fenſter waren noch leer. Man traf übrigens auf allen Seiten Vorbereitungen, man ſtellte Stühle, man ſchlug Gerüſte auf, man behing die Fenſter. Nur mit dem Klange der Glocke durften die Masken erſcheinen, die Wagen

kreiſen, aber man fühlte die Masken hinter allen Fenſtern, die Wagen hinter allen Thüren.

Franz, Albert und der Graf ſetzten ihren Weg den Corſo hinab fort. Je mehr ſie ſich der Piazza del popolo näherten, deſto gedrängter wurde die Menge, und über den Häuptern des Volkes ſah man zwei Dinge ſich erheben: den Obelisk überragt von einem Kreuze, den Mittelpunkt des Platzes bezeichnend, und vor dem Obelisk, gerade beim ſichtbaren Correſpondenzpunkte der drei Straßen del Babuino, del Corſo und die Ripetta, die zwei oberſten Balken des Schaffots, zwiſchen denen das runde Eiſen der Mandaia glänzte. An der Ecke der Straße fand man den Intendanten des Grafen, der ſeinen Herrn erwartete. Ohne Zweifel um den übermäßigen Preis gemiethet, den der Graf ſeinen Gäſten nicht hatte mittheilen wollen, gehörte das Fenſter zu dem zweiten Stocke des zwiſchen der Strada del Babuino und dem Monte Pincio liegenden großen Pallaſtes; es war eine Art von Ankleidecabinet, das in ein Schlafzimmer ging; ſchloß man die Thüre des Schlafzimmers, ſo waren die Miethsleute des Cabinets für ſich allein; auf den Stühlen lagen die zierlichſten Bajazzo-Anzüge von weiß und blauem Atlaß.

„Da Sie mir die Wahl der Trachten überließen, ſo wählte ich dieſe," ſagte der Graf. „Einmal wird ſie in dieſem Jahre am meiſten Mode ſein, und dann iſt ſie das Bequemſte für die Confetti, inſofern man das Mehl nicht darauf bemerkt."

Franz hörte kaum die Worte des Grafen und ſchlug jeden Falls dieſe neue Zuvorkommenheit nicht zu ihrem wahren Werthe an, denn ſeine ganze Aufmerkſamkeit war von dem Schauſpiel, das die Piazza del popolo bot, und von dem furchtbaren Werkzeuge gefeſſelt, das zu dieſer Stunde ihre Hauptzierrath bildete. Franz ſah zum erſten Male eine Guillotine, wir ſagen Guillotine, denn die römiſche Mandaia iſt ungefähr nach demſelben Muſter geſchnitten, wie das franzöſiſche Todesinſtrument. Das Meſſer, welches die Form eines mit dem rund er-

habenen Theile ſchneidenden Halbmondes hat, fällt weniger hoch, und das iſt der ganze Unterſchied.

Zwei Männer, welche auf dem Brette ſaßen, worauf man den Verurtheilten legt, frühſtückten in Erwartung der Dinge und aßen, ſoviel Franz ſehen konnte, Brod und Würſte; der Eine hob das Brett auf, zog einen Fiasco Wein hervor, trank einen Schluck und reichte den Fiasco ſeinem Kameraden; dieſe zwei Menſchen waren die Gehülfen des Nachrichters. Bei ihrem Anblick allein fühlte Franz den Schweiß an den Wurzeln ſeiner Haare hervorbrechen.

Am Abend zuvor von den Carcere nuove in die kleine Kirche Santa-Maria-del-Popolo geführt, hatten die zwei Verurtheilten, jeder unter dem Beiſtande von zwei Prieſtern, die Nacht in einer ſchwarz ausgeſchlagenen Kapelle zugebracht, welche mit einem Gitter verſchloſſen war, vor dem Schildwachen auf und abgingen, die man von Stunde zu Stunde ablöſte. Eine doppelte Reihe von jeder Seite der Kirchenthüre aus aufgeſtellter Carabiniere erſtreckte ſich bis zu zum Blutgerüſte, um welches einen Raum von ungefähr hundert Schritten im Umkreis freilaſſend, dieſe Doppelreihe ſich rundete. Der ganze übrige Platz war mit Männer- und Frauenköpfen gepflaſtert. Viele Frauen hielten ihre Kinder auf den Schultern. Dieſe Kinder, überragten die Menge um den ganzen Oberleib und hatten einen bewunderungswürdigen Platz.

Der Monte Pincio ſah aus wie ein weites Amphitheater, deſſen Plätze insgeſammt mit Zuſchauern überladen waren; die Balcone der beiden Kirchen, welche die Ecke der Strada del Babuino und der Strada di Ripetta bildeten, waren von bevorzugten Neugierigen vollgepfropft; die Stufen der Säulengänge ſchienen eine bewegliche, buntſcheckige Welle zu ſein, die eine unabläßige Fluth nach dem Porticus trieb; jeder Mauervorſprung, der einem Menſchen einen Platz zu bieten vermochte, hatte ſeine lebendige Statue. Was

der Graf ſagte, entſpricht alſo der Wahrheit: das Intereſſanteſte im Leben iſt das Schauſpiel des Todes. Und dennoch ſtieg, ſtatt des Stillſchweigens, das die Feierlichkeit dieſer Scene zu heiſchen ſchien, ein Geräuſch aus dieſer Menge empor, ein Geräuſch, zuſammengeſetzt aus Gelächter, Geziſche und freudigem Geſchrei; dieſe Hinrichtung war auch offenbar, wie der Graf geſagt hatte, für all dieſes Volk nichts Anderes, als der Anfang des Carnevals.

Plötzlich hörte der ganze Lärmen wie durch einen Zauberſchlag auf: die Thüre der Kirche hatte ſich geöffnet. Eine Brüderſchaft der Reuer, deren Mitglieder insgeſammt in graue, nur an den Augen ausgehöhlte, Säcke gekleidet waren und eine angezündete Kerze in der Hand hielten, erſchien zuerſt. Hinter den Reuern kam ein Menſch von hoher Geſtalt; dieſer Menſch war nackt, abgeſehen von einer Leinwandhoſe, an deren linken Seite er ein großes in ſeiner Scheide verborgenes Meſſer befeſtigt hatte; er trug auf der Schulter eine ſchwere eiſerne Keule. Dieſer Menſch war der Henker. Er hatte außerdem noch unten am Beine mit Stricken angebundene Sandalen. Hinter dem Henker marſchirten in der Ordnung, in der ſie hingerichtet werden ſollten, zuerſt Peppino und dann Andrea. Jeder von ihnen war von zwei Prieſtern begleitet. Weder der Eine, noch der Andere hatte die Augen verbunden. Peppino ging feſten Schrittes einher; ohne Zweifel hatte er Kunde von dem, was ſich für ihn vorbereitete. Andrea wurde unter jedem Arme durch einen Prieſter unterſtützt. Beide küßten von Zeit zu Zeit das Crucifix, das ihnen der Beichtiger darbot.

Franz fühlte, wie ihm bei dieſem Anblick die Beine den Dienſt verſagten; er ſchaute Albert an. Dieſer war blaß wie ſein Hemd, und warf mit einer maſchinenmäßigen Bewegung ſeine Cigarre, obgleich er ſie nur halb geraucht hatte, weit von ſich. Nur der Graf allein ſah unempfindlich aus. Mehr noch, es ſchien ſogar eine leichte rothe Tinte die Leichenbläſſe ſeiner Wangen durch-

bringen zu wollen. Seine Naſe erweiterte ſich wie die eines wilden Thieres, welches Blut riecht, und etwas von einander entfernt, ließen ſeine Lippen ſeine kleinen, weißen, ſpitzigen, denen des Schakals ähnlichen Zähne ſehen. Und bei alle dem hatte ſein Antlitz einen Ausdruck lächelnder Sanftmuth, den Franz nie an ihm wahrgenommen; ſeine Augen beſonders waren von bewunderungswürdiger Weichheit und Milde.

Die zwei Verurtheilten ſetzten indeſſen den Weg nach dem Schaffot fort, und je mehr ſie vorrückten, deſto deutlicher ließen ſich ihre Geſichtszüge unterſcheiden. Peppino war ein hübſcher Junge von vier und zwanzig bis ſechs und zwanzig Jahren, mit ſonnverbranntem Geſichte und freiem, wildem Blicke. Er trug den Kopf hoch und ſchien den Wind einzuziehen, als wollte er ſehen, von welcher Seite ſein Befreier käme. Andrea war dick und kurz; ſein gemein grauſames Geſicht deutete kein Alter an, er mochte jedoch ungefähr dreißig Jahre zählen. Er hatte im Gefängniß ſeinen Bart wachſen laſſen. Sein Kopf fiel auf eine von ſeinen Schultern herab, ſeine Beine bogen ſich unter ihm; ſein ganzes Weſen ſchien einer maſchinenmäßigen Bewegung zu gehorchen, woran ſein Wille bereits keinen Theil mehr hatte.

„Wie mir ſcheint, kündigten Sie uns an, es würde nur eine Hinrichtung ſtattfinden?“ ſprach Franz zu dem Grafen.

„Ich habe Ihnen die Wahrheit geſagt,“ antwortete er kalt.

„Hier ſind aber zwei Verurtheilte.“

„Ja, doch von den zwei Verurtheilten iſt der eine dem Tode nahe, während der andere noch lange Jahre zu leben hat.“

„Soll die Gnade kommen, ſo iſt meiner Anſicht nach keine Zeit zu verlieren.“

„Sie kommt auch gerade, ſehen Sie dort,“ ſagte der Graf.

In dem Augenblick, wo Peppino an dem Fuße der Mandaia anlangte, durchdrang ein Neuer, der ſich verſpäte zu haben ſchien, die Hecke der Soldaten, ohne daß dieſe Widerſtand leiſteten, eilte auf den Anführer der Brüderſchaft zu und überreichte ihm ein viereckig zuſammengelegtes Papier. Der glühende Blick von Peppino hatte keinen von dieſen einzelnen Umſtänden verloren; der Anführer der Brüderſchaft entfaltete das Papier, las es, hob die Hand auf und ſprach mit lauter, verſtändlicher Stimme:

„Der Herr ſei geſegnet und ſeine Heiligkeit ſei gelobt; man hat dem Leben von einem der Gefangenen Gnade angedeihen laſſen.“

„Gnade!“ rief das Volk mit einem Schrei; „begnadigt!“

Bei dem Worte Gnade ſchien Andrea zu ſpringen und den Kopf aufzurichten.

„Gnade für wen?“ rief er.

„Die Todesſtrafe iſt Peppino, genannt Rocca Bianca erlaſſen,“ antwortete der Anführer der Brüderſchaft und übergab das Papier dem die Carabiniere befehligenden Kapitän, welcher ihm daſſelbe, nachdem er es geleſen, zurückſtellte.

„Gnade für Peppino!“ rief Andrea, völlig der Starrheit entzogen, in welche er verſunken geweſen zu ſein ſchien. „Warum Gnade für ihn und nicht für mich? Wir ſollten mit einander ſterben, man verſprach mir, er würde vor mir ſterben, man iſt nicht berechtigt, mich allein ſterben zu laſſen; ich will nicht allein ſterben, nein, ich will nicht.“

Und er hing ſich an die Arme der zwei Prieſter, und krümmte ſich und heulte, und brüllte, und ſtrengte ſich auf eine wahnſinnige Weiſe an, um die Stricke zu zerreißen, mit denen ſeine Hände gebunden waren. Der Henker machte ſeinen zwei Gefährten ein Zeichen, ſie ſprangen vom Schaffot herab und bemächtigten ſich des Verurtheilten.

„Was gibt es denn?“ fragte Franz den Grafen, denn da Alles in römiſchem Patois vorgegangen war, hatte er nicht gut verſtanden.

„Was es gibt?“ erwiederte der Graf, „errathen Sie es nicht? Dieſer Menſch, welcher ſterben ſoll, iſt wüthend darüber, daß ſeines Gleichen nicht mit ihm ſtirbt, und wenn man ihn gewähren ließe, würde er den Andern eher mit ſeinen Nägeln und ſeinen Zähnen zerreiſſen, als ihn das Leben genießen laſſen, deſſen er beraubt werden ſoll. O! Menſchen, Menſchen! Krokodilen-Geſchlecht, wie Karl Moor ſagt,“ rief der Graf, ſeine beiden Fäuſte nach der Menge ausſtreckend, „wie erkenne ich euch hier, und wie ſehr ſeid ihr jeder Zeit euerer ſelbſt würdig.“

Andrea und die zwei Gehülfen des Henkers wälzten ſich wirklich im Staube, wobei der Verurtheilte fortwährend ausrief: „Er muß ſterben, ich will, daß er ſterbe, man hat nicht das Recht, mich allein umzubringen.“

„Sehen Sie,“ ſprach der Graf, jeden von den zwei jungen Leuten bei der Hand ergreifend; „ſehen Sie, bei meiner Seele, das iſt ſeltſam: dieſer Menſch war in ſein Schickſal ergeben, er ging nach dem Schaffot, er war im Begriff — allerdings wie ein Feiger zu ſterben, aber doch ohne Widerſtand, ohne ein gewaltſames Widerſtreben zu ſterben. Wiſſen Sie, was ihm einige Kraft verlieh? wiſſen Sie, was ihn tröſtete? wiſſen Sie, was ihn ſeine Strafe in Geduld hinnehmen ließ? Der Umſtand, daß ein Anderer ſeine Todesangſt theilte, daß ein Anderer mit ihm ſterben ſollte. Führen Sie zwei Schafe auf die Schlachtbank, zwei Ochſen in die Metzig und machen Sie einem von dieſen Thieren begreiflich, daß das andere nicht ſterben ſoll; das Schaf wird vor Freude blöken, der Ochs wird vor Vergnügen brüllen, aber der Menſch, den Gott nach ſeinem Bilde geſchaffen, der Menſch, dem Gott als einziges, als erſtes, als höchſtes Geſetz die Näch-

ſtenliebe vorgeſchrieben, der Menſch, dem Gott eine Stimme verliehen hat, um ſeine Gedanken auszudrücken, was wird ſein erſter Schrei ſein, wenn er erfährt, daß ſein Kamerad gerettet iſt? eine Gotteslästerung. Ehre dem Menſchen, dieſem Meiſterwerke der Natur, dieſem König der Schöpfung!“ Und der Graf brach in ein Gelächter aus, doch in ein Gelächter, woraus man erkennen konnte, daß er furchtbar hatte leiden müſſen, ehe er zu dieſem Lachen gelangt war.

Der Streit dauerte indeſſen gräßlich anzuſchauen fort. Die zwei Knechte trugen Andrea auf das Schaffot; alles Volk nahm wider ihn Partei, und zwanzigtauſend Stimmen riefen wie mit einem Schrei: „Tödtet ihn! tödtet ihn!“ Franz warf ſich zurück, aber der Graf ergriff ihn beim Arm und hielt ihn am Fenſter feſt.

„Was machen Sie denn?“ ſagte er zu ihm; „Mitleid? das wäre in der That gut angebracht! Wenn Sie: „ein wüthender Hund!“ ſchreien hörten, ſo würden Sie Ihr Gewehr nehmen, auf die Straße eilen und das arme Thier niederſchießen, deſſen ganze Schuld am Ende darin beſtünde, daß es von einem andern Hunde gebiſſen worden wäre und das, was man ihm gethan, zurückgäbe; und Sie haben Mitleid mit einem Menſchen, den kein anderer Menſch gebiſſen, und der dennoch ſeinen Wohlthäter umgebracht hat, und nun, da er nicht mehr umbringen kann, weil ſeine Hände gebunden ſind, mit aller Gewalt ſeinen Kerkergefährten, ſeinen Unglückskameraden ſterben ſehen will? Sehen Sie, ſehen Sie.“

Dieſe Aufforderung war überflüſſig geworden, Franz war von dem furchtbaren Schauſpiel wie von einem Blendwerk ergriffen. Die zwei Knechte hatten den Verurtheilten auf das Schaffot geſchleppt und hier trotz ſeines Widerſtrebens, ſeines Beißens, ſeines Geſchreis genöthigt, ſich auf die Kniee zu werfen; während deſſen ſtellte ſich der Henker an ſeine Seite und hielt die Keule empor; auf ein Zeichen zogen ſich die zwei Gehülfen

zurück. Der Verurtheilte wollte ſich erheben, doch ehe er hiezu Zeit hatte, ſiel die Keule auf ſeinen linken Schlaf; man hörte ein dumpfes, mattes Geräuſch, und der Verbrecher ſtürzte, das Geſicht gegen die Erde, wie ein geſchlagener Ochs nieder; dann kehrte er ſich durch den Gegenſtoß auf den Rücken, der Henker ließ die Keule aus ſeinen Händen ſinken, zog das Meſſer aus ſeinem Gürtel, öffnete ihm mit einem Schnitte die Gurgel, ſtellte ſich auf ſeinen Bauch und ſing an, ihn mit ſeinen Füßen zu kneten. Bei jedem Drucke ſtürzte ein Blutſtrahl aus dem Halſe des Verurtheilten hervor.

Nun konnte es Franz nicht mehr länger aushalten; er warf ſich zurück und ſiel halb ohnmächtig in einen Lehnſtuhl.

Albert blieb mit geſchloſſenen Augen auf ſeinen Füßen, klammerte ſich aber an den Vorhängen an, ohne deren Unterſtützung er gewiß gefallen wäre.

Der Graf ſtand aufrecht und triumphirend wie der böſe Engel.

Dreizehntes Kapitel.

Der Carneval in Rom.

Als Franz zu ſich kam, erblickte er Albert, der ein Glas Waſſer trank, was er, nach ſeiner Bläſſe zu urtheilen, ſehr nöthig hatte, und den Grafen, der bereits die Tracht eines Bajazzo anlegte. Er warf maſchinenmäßig die Augen auf den Platz: Alles war verſchwunden, Schaffot, Henker, Opfer; nur das geräuſchvolle, geſchäftige, luſtige Volk war noch übrig;

die Glocke des Monte-Citorio, welche nur beim Tode des Papſtes und bei der Eröffnung des Carnevals hörbar wird, ertönte in vollen Schwingungen.

„Nun!“ fragte er den Grafen, „was iſt denn vorgefallen?“

„Nichts, durchaus nichts, wie Sie ſehen,“ erwiederte der Graf; „der Carneval hat nur begonnen, und wir wollen uns ankleiden.“

„In der That,“ ſprach Franz, „von dieſer ganzen furchtbaren Scene iſt nichts mehr vorhanden, als die Spur eines Traumes.“

„Weil es nichts Anderes iſt, als ein Traum, ein Alp, den Sie gehabt haben.“

„Ja, ich, aber der Verurtheilte?“

„Auch für ihn iſt es ein Traum, nur iſt er eingeſchlafen geblieben, während Sie erwacht ſind; und wer vermag zu ſagen, welcher von Beiden der Bevorzugte iſt?“

„Doch Peppino,“ fragte Franz, „was iſt aus ihm geworden?“

„Peppino iſt ein Menſch von Verſtand und ohne alle Eitelkeit; wider die Gewohnheit der Leute, welche wüthend darüber werden, wenn man ſich nicht mit ihnen beſchäftigt, war er bezaubert, als er ſah, daß ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit ſeinem Kameraden zuwandte; er benützte daher die Zerſtreuung, um in die Menge zu ſchlüpfen und zu verſchwinden, ohne auch nur den würdigen Prieſtern, die ihn begleitet hatten, zu danken. Der Menſch iſt offenbar ein ſehr undankbares und ſelbſtſüchtiges Thier. . . . Doch kleiden Sie ſich an, Sie ſehen, Herr von Morcerf gibt Ihnen das Beiſpiel.“

Albert zog maſchinenmäßig ſeine Hoſe von Taffet über ſeine ſchwarzen Beinkleider und ſeine gefirnißten Stiefeln an.

„Nun, Albert,“ fragte Franz, „ſind Sie wirklich im Zuge, Tollheiten zu machen? Sprechen Sie offenherzig.“

„Nein, aber es iſt mir lieb, daß ich eine ſolche Scene geſehen habe, und ich begreiſe nun, was der Herr Graf ſagte. Hat man ſich einmal an ein ſolches Schauſpiel gewöhnen können, ſo iſt es das einzige, welches noch Aufregung gewährt.“

„Abgeſehen davon, daß man in dieſem Augenblick nur hiebei allein Charakterſtudien machen kann,“ ſprach der Graf; „auf der erſten Stufe des Schaffots reißt der Tod die Larve ab, die man das ganze Leben hindurch getragen hat, und das wahre Geſicht erſcheint. Man muß geſtehen, das von Andrea war nicht ſchön anzuſchauen... der häßliche Schuft!... Kleiden wir uns an, meine Herren! Ich fühle das Bedürfniß, Pappendeckelmasken zu ſehen, um mich über die Fleiſchmasken zu tröſten.“

Es wäre von Franz lächerlich geweſen, ſich mädchenhaft zu ſträuben und das Beiſpiel nicht zu befolgen, das ihm ſeine zwei Gefährten gaben. Er legte daher ebenfalls ſein Coſtume an und nahm ſeine Maske, welche ſicherlich nicht bleicher war, als er. Sobald man die Toilette beendigt hatte, ging man hinab. Der Wagen wartete vor der Thüre, voll mit Confetti und Sträußen. Man ſchloß ſich der Reihe an.

Es läßt ſich kaum ein vollſtändigerer Widerſpruch denken, als der, welcher ſich nunmehr bewerkſtelligt hatte. Statt der düſteren, ſchweigſamen Todesſcene bot die Piazza del popolo den Anblick einer tollen, brauſenden Orgie. Eine Menge von Masken brach von allen Seiten hervor, ſtrömte aus allen Thüren, ſtieg von allen Fenſtern herab; mit Pierrots, mit Arlequins, mit Dominos, mit Marquis, mit Trasteverinern, mit Grotesken, mit Chevaliers, mit Bauern beladen, mündeten die Wagen an allen Straßenecken aus; und Alles ſchrie, geberdete ſich, ſchleuderte Eier voll Mehl, Confetti, Sträuße, griff mit dem Worte und mit Wurfgeſchoß Freunde und Fremde, Bekannte und Unbekannte an, ohne daß Jemand das Recht hatte, ſich darüber zu är=

gern, ohne daß auch nur Einer etwas Anderes that, als lachen.

Franz und Albert waren wie Menſchen, welche man, um ſie von einem heftigen Kummer zu zerſtreuen, zu einer Orgie führen würde, und die, je mehr ſie trinken und ſich berauſchen, fühlen, wie ſich ein immer dichter werdender Schleier zwiſchen die Vergangenheit und die Gegenwart zieht. Sie ſahen beſtändig den Reſler deſſen, was ſie angeſchaut hatten, oder ſie fuhren vielmehr fort, denſelben in ſich zu fühlen. Aber allmälig erfaßte ſie eine allgemeine Trunkenheit; es kam ihnen vor, als wäre ihre ſchwankende Vernunft im Begriff, ſie zu verlaſſen; ſie verſpürten in ſich ein ſeltſames Bedürfniß, ihren Theil an dieſem Geräuſch, an dieſer Bewegung, an dieſem Schwindel zu nehmen. Eine Handvoll Confetti, die Morcerf von einem benachbarten Wagen zukam, prickelte ihn am Halſe und an allen den Theilen des Geſichtes, welche nicht durch die Maske beſchützt waren, als hätte man ihm hundert Nadeln zugeworfen, und dies trieb ihn vollends zu dem allgemeinen Kampfe an, in welchen bereits alle Masken, die ſie trafen, verwickelt waren. Er erhob ſich nun auch in ſeinem Wagen, ſchöpfte mit vollen Händen aus den Taſchen, und ſchleuderte mit aller ihm zu Gebote ſtehender Kraft und Geſchicklichkeit Eier und Dragées nach ſeinen Nachbarn. Von nun an nahm der Kampf ſeinen Fortgang. Die Erinnerung an das, was ſie eine halbe Stunde zuvor geſehen, verwiſchte ſich gänzlich in dem Geiſte der beiden jungen Männer, ſo viel Abwechſelung bot ihnen das buntſcheckige, bewegliche, tolle Schauſpiel, das ſie vor ſich hatten. Auf den Grafen von Monte Chriſto ſchien nicht einen Augenblick ein Eindruck hervorgebracht zu werden.

Man denke ſich die große, ſchöne Straße des Corſo, von einem Ende zum andern mit Palläſten von vier bis fünf Stockwerken eingefaßt, deren Balcons insgeſammt mit Teppichen verziert, deren Fenſter alle reich

drapirt ſind. Auf dieſen Balcons und an dieſen Fenſtern dreimal hunderttauſend Zuſchauer, Römer, Italiener, Fremde von den vier Welttheilen herbeigekommen; alle Ariſtokratien verſammelt: Ariſtokratien der Geburt, dem Geld, dem Genie nach; reizende Frauen, welche, ſelbſt dem Einfluß dieſes Schauſpiels unterthan, ſich über die Balcons herabneigen, aus den Fenſtern beugen, und auf die vorüberfahrenden Wagen einen Hagel von Confetti regnen laſſen, den man ihnen in Sträußen zurückgibt, bis die Luft ganz verdickt iſt von herabfallenden Dragées und hinaufſteigenden Blumen; dann auf dem Straßenpflaſter eine freudige, raſtloſe, tolle Menge in wahnſinnigen Trachten; umherſpazierende Rieſenkohle, Büffelköpfe, auf menſchlichen Leibern brüllend, Hunde, welche auf den Vorderfüßen zu gehen ſcheinen; und mitten unter allem dem eine Maske, die ſich aufhebt, und in dieſer von Callot geträumten Verſuchung des heiligen Antonius irgend eine Aſtarte, die ein reizendes Geſicht zeigt, von dem man aber, wenn man ihm folgen will, durch Dämonen getrennt wird, wie man ſie in ſeinen Träumen ſieht, und man hat einen ſchwachen Begriff von dem, was der Carneval in Rom iſt.

Bei der zweiten Fahrt ließ der Graf den Wagen halten, bat die Freunde um Erlaubniß, ſie verlaſſen zu dürfen, und ſtellte die Caleche zu ihrer Verfügung. Franz ſchlug die Augen auf: man befand ſich vor dem Pallaſte Roſpoli, und an dem mittleren Fenſter, woran der weiße Damaſtvorhang mit einem rothen Kreuz angebracht war, ſtand ein Domino, unter dem ſich die Einbildungskraft von Franz ohne Mühe die ſchöne Griechin des Teatro Argentina vorſtellte.

„Meine Herren,“ ſagte der Graf aus dem Wagen ſpringend, „ſind Sie müde, Schauſpieler zu ſein, und wollen Sie wieder Zuſchauer werden, ſo wiſſen Sie, daß Sie Platz an meinen Fenſtern haben; mittlerweile verfügen Sie über meinen Kutſcher, über meinen Wagen und über meine Bedienten.

Wir haben vergeſſen, zu bemerken, daß der Kutſcher des Grafen ſehr ernſt in ein Bärenfell, ganz dem von Odry in Bär und Paſcha ähnlich, gekleidet war, und daß die Lackeien, welche hinten auf der Caleche ſtanden, vollkommen ihrer Figur angepaßte Coſtumes von grünen Affen und Masken mit Federn hatten, mit welchen ſie Grimaſſen gegen die Vorüberkommenden machten.

Franz dankte dem Grafen für ſein höfliches Anerbieten. Albert aber war gerade in einer kleinen Coquetterie mit einem Wagen voll römiſcher Bäuerinnen begriffen, welcher, wie der des Grafen durch einen Stillſtand der Reihe aufgehalten, von ihm mit Sträußen überſtrömt wurde. Zu ſeinem Unglück ſetzte ſich die Reihe wieder in Bewegung, und während er gegen die Piazza del popolo hinabfuhr, fuhr der Wagen, welcher ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, nach dem venetianiſchen Pallaſte hinauf.

„Oh! mein Lieber," ſagte Albert, „Sie haben den Wagen nicht geſehen, der mit römiſchen Bäuerinnen beladen dort hinauffährt?"

„Nein."

„Ich bin überzeugt, es ſind reizende Frauen."

„Wie Schade, daß Sie eine Larve vor dem Geſichte haben, mein lieber Albert," erwiederte Franz; „das war ein Augenblick, wo Sie ſich für Ihre Liebestäuſchungen hätten entſchädigen können."

„Oh!" entgegnete Albert halb lachend, halb überzeugt, „ich hoffe, der Carneval wird nicht vorübergehen, ohne mir irgend eine Befriedigung zu bringen."

Trotz der Hoffnung von Albert ging der ganze Tag ohne ein anderes Abenteuer, als ein zwei oder dreimaliges Begegnen der Caleche mit den römiſchen Bäuerinnen vorüber; bei einem ſolchen Zuſammentreffen machte ſich ſeine Maske los, . . mochte dies nun Zufall oder Berechnung von Albert ſein. Er nahm hiebei den ganzen Reſt von Sträußen und warf ihn in die

Caleche. Ohne Zweifel wurde eine von den reizenden Frauen, welche Albert unter der zierlichen Tracht der Bäuerinnen vermuthete, von dieſer Galanterie gerührt, denn als der Wagen der zwei Freunde wieder vorüberkam, warf ſie einen Veilchenſtrauß hinein. Albert ſtürzte ſich auf den Strauß. Da Franz nicht glauben konnte, er wäre an ſeine Adreſſe gerichtet, ſo ließ er Albert ſich desſelben bemächtigen. Albert ſteckte ihn ſiegreich an ſein Knopfloch, und der Wagen ſetzte ſeinen Triumphzug fort.

„Gut!“ ſagte Franz, „das iſt ſchon ein Anfang von einem Abenteuer.“

„Lachen Sie, ſo lange Sie wollen, aber ich glaube, es iſt ſo; ich laſſe dieſen Strauß auch nicht mehr von mir.“

„Bei Gott, ich glaube wohl!“ rief Franz lachend, „es iſt ein Zeichen der Wiedererkennung.“

Der Scherz nahm indeſſen bald den Charakter einer Wirklichkeit an, denn als, beſtändig durch die Reihe geführt, Franz und Albert abermals den Wagen der Contadine kreuzten, klatſchte diejenige, welche Albert das Sträußchen zugeworfen hatte, in die Hände, ſobald ſie es an ſeinem Knopfloch erblickte.

„Bravo! mein Freund, bravo!“ ſagte Franz, „das läßt ſich vortrefflich an; ſoll ich ausſteigen, iſt es Ihnen angenehmer, allein zu ſein?“

„Nein,“ erwiederte er, „nein, wir wollen nicht ungeſtüm zu Werke gehen. Ich habe nicht Luſt, mich wie ein Dummkopf durch eine erſte Demonſtration fangen zu laſſen. Beliebt es der ſchönen Bäuerin, weiter zu gehen, ſo werden wir ſie morgen wiederfinden, oder ſie findet vielmehr uns wieder; dann gibt ſie mir wohl ein Zeichen ihres Daſeins, und ich werde ſehen, was ich zu thun habe.“

„In der That, mein lieber Albert, Sie ſind weiſe wie Neſtor und klug wie Ulyſſes, und wenn es Ihrer Circe gelingen ſoll, Sie in irgend ein Thier zu ver-

wandeln, ſo muß ſie ſehr geſchickt oder ſehr mächtig ſein.“

Albert hatte Recht: die ſchöne Unbekannte war ohne Zweifel entſchloſſen, die Intrigue an dieſem Tag nicht weiter zu treiben; denn obgleich die jungen Leute noch mehre Male auf- und abfuhren, ſo fanden ſie doch die Caleche nicht mehr, welche ihre Augen ſuchten; ſie war ohne Zweifel in einer von den nebenliegenden Straßen verſchwunden. Sie kehrten nun zu dem Pallaſte Roſpoli zurück, doch der Graf war mit dem blauen Domino ebenfalls verſchwunden, indeß an den zwei Fenſtern mit den gelben Damaſtvorhängen immer noch Perſonen ſtanden, die er ohne Zweifel eingeladen hatte.

In dieſem Augenblick läutete dieſelbe Glocke, welche die Eröffnung des Carnevals verkündigt hatte, zum Rückzug; die Reihe des Corſo brach ſich ſogleich, und in ein paar Minuten waren die Wagen durch die Querſtraßen abgezogen. Franz und Albert befanden ſich in dieſem Augenblick vor der Via delle Maratte; der Kutſcher fuhr durch dieſe, ohne ein Wort zu ſagen, erreichte, ſich an dem Pallaſte Roſpoli hinziehend, die Piazza di Spagna und hielt vor dem Gaſthofe an. Meiſter Paſtrini empfing ſeine Gäſte auf der Thürſchwelle.

Es war die erſte Sorge von Franz, ſich nach dem Grafen zu erkundigen und ſein Bedauern darüber auszudrücken, daß er ihn nicht zu rechter Zeit wieder abgeholt; aber Paſtrini beruhigte ihn mit der Bemerkung, der Graf habe einen zweiten Wagen für ſich beſtellt, mit dem er um vier Uhr aus dem Pallaſte Roſpoli zurückgekehrt ſei. Er war überdies von ihm beauftragt, den zwei Freunden den Schlüſſel ſeiner Loge im Teatro Argentina anzubieten. Franz befragte Albert, wozu er geneigt ſei, Albert aber hatte große Pläne in Ausführung zu bringen, ehe er an das Theater denken konnte. Statt zu antworten, erkundigte er

ſich daher bei Meiſter Paſtrini, ob er ihm einen Schneider verſchaffen könnte.

„Einen Schneider," fragte der Wirth, „und wozu?"

„Um uns bis morgen römiſche Bauernanzüge, ſo zierlich als man ſie nur haben kann, zu machen," erwiederte Albert.

Meiſter Paſtrini ſchüttelte den Kopf.

„Bis morgen zwei Anzüge machen!" rief er, „ich bitte Euere Excellenz um Entſchuldigung, aber das iſt eine ächt franzöſiſche Frage. Zwei Anzüge, während Sie in den nächſten acht Tagen keinen Schneider finden würden, der ſich herbeiließe, Ihnen ſechs Knöpfe an eine Weſte zu nähen, und wenn Sie ihm auch den Knopf das Stück zu einem Thaler bezahlen wollten."

„Wir müſſen alſo darauf Verzicht leiſten, uns ſolche Kleider zu verſchaffen?"

„Nein, inſofern wir ſolche Anzüge fertig bekommen. Laſſen Sie dies meine Sorge ſein, und Sie ſollen morgen, wenn Sie erwachen, eine Auswahl von Hüten, Wämmſern und Beinkleidern finden, womit Sie zufrieden ſein werden."

„Mein Lieber," ſagte Franz zu Albert, „wir wollen uns auf unſern Wirth verlaſſen, er hat uns bereits bewieſen, daß er ein Mann von Mitteln iſt; ſpeiſen wir ruhig zu Mittag und ſehen wir nach dem Eſſen die Italienerin in Algier."

„Gut, die Italienerin in Algier," verſetzte Albert; „doch bedenken Sie, Meiſter Paſtrini, daß ich und dieſer Herr den größten Werth darauf legen, die gewünſchten Kleider morgen zu bekommen."

Der Wirth verſicherte ſeine Gäſte noch einmal, ſie hätten ſich um nichts zu bekümmern und würden nach Wünſchen bedient werden; hienach gingen Franz und Albert in ihre Zimmer, um ihre Bajazzokleider abzulegen, wobei Albert ſeinen Veilchenſtrauß, das Wiedererkennungszeichen, auf das Sorgfältigſte aufbewahrte.

Die zwei Freunde ſetzten ſich zu Tiſche, doch während des Mahles konnten ſie nicht umhin, die auffallende Verſchiedenheit zwiſchen den Verdienſten des Koches von Meiſter Paſtrini und denen der Küche des Grafen von Monte Chriſto wahrzunehmen. Franz mußte, trotz der Vorurtheile, die er gegen den Grafen zu haben ſchien, zugeſtehen, daß die Vergleichung nicht zum Vortheile des Küchenmeiſters von Paſtrini ausfiel.

Beim Deſſert erkundigte ſich der Wirth nach der Stunde, zu der die jungen Leute den Wagen wünſchten. Albert und Franz ſchauten ſich gegenſeitig an, denn ſie befürchteten in der That, unbeſcheiden zu ſein. Der Diener verſtand ſie und erwiederte:

„Seine Excellenz hat ausdrücklich Befehl gegeben, der Wagen ſolle den ganzen Tag Ihren Herrlichkeiten zur Verfügung bleiben. Ihre Herrlichkeiten können alſo ohne Furcht, unbeſcheiden zu ſein, beſtimmen, was geſchehen ſoll.“

Die jungen Männer beſchloſſen, die Höflichkeit des Grafen vollſtändig zu benützen, und befahlen anzuſpannen, während ſie die durch zahlreiche Kämpfe, in welche ſie ſich eingelaſſen hatten, etwas zerknitterte Morgentoilette durch eine Abendtoilette erſetzten. Sobald dieſe Maßregeln getroffen waren, fuhren ſie in das Teatro Argentina, wo ſie ſich in der Loge des Grafen einniſteten.

Während des erſten Aktes trat die Gräfin G*** in die ihrige; ſie wandte ſogleich ihren Blick nach der Stelle, wo ſie am Abend zuvor den ſeltſamen Unbekannten geſehen, und gewahrte Franz und Albert in der Loge des Mannes, über welchen ſie vierundzwanzig Stunden vorher eine ſo ſonderbare Meinung ausgeſprochen hatte. Die Lorgnette war mit ſolcher Hartnäckigkeit auf Franz gerichtet, daß er einſah, es müßte als eine Grauſamkeit betrachtet werden, würde er länger zögern, ihre Neugierde zu befriedigen. Das den Zuſchauern der italieniſchen Theater bewilligte Pri-

vilegium benützend, welches darin beſteht, daß ſie aus ihren Schauſpielſälen ihren Empfangsſalon machen, verließen die zwei Freunde ihre Loge, um der Gräfin ihre Achtung zu bezeigen. Kaum waren ſie in der Loge der letzteren, als ſie Franz durch ein Zeichen den Ehrenplatz einnehmen hieß. Albert ſetzte ſich hinter ſie.

„Nun!“ ſagte ſie zu Franz, dem ſie nicht völlig Zeit gönnte, ſich niederzulaſſen, „es ſcheint, Sie haben nichts Eiligeres zu thun gehabt, als mit dem neuen Lord Ruthwen Bekanntſchaft zu machen, und Sie ſind jetzt die beſten Freunde der Welt?“

„Ohne in einer gegenſeitigen Innigkeit ſo weit vorgerückt zu ſein, als Sie ſagen, kann ich nicht leugnen, daß wir den ganzen Tag ſeine Artigkeit mißbraucht haben.“

„Wie, den ganzen Tag?“

„Meiner Treue, das iſt das richtige Wort: dieſen Morgen haben wir ein Frühſtück bei ihm angenommen, während der ganzen Mascherata ſind wir in ſeinem Wagen auf dem Corſo umhergefahren, dieſen Abend wohnen wir dem Schauſpiel in ſeiner Loge bei.“

„Sie kennen ihn alſo?“

„Ja oder nein.“

„Wie ſoll ich dies verſtehen?“

„Es iſt eine ganze lange Geſchichte.“

„Die Sie mir erzählen werden?“

„Sie würde Ihnen zu ſehr bange machen.“

„Ein Grund mehr.“

„Warten Sie doch, bis dieſe Geſchichte eine Entwickelung genommen hat.“

„Gut, ich liebe die vollſtändigen Geſchichten. Mittlerweile ſagen Sie mir, wie ſind Sie mit ihm in Berührung gekommen? wer hat Sie ihm vorgeſtellt?“

„Niemand; er hat ſich im Gegentheil uns geſtern Abend, als wir Sie verließen, vorſtellen laſſen.“

„Durch welche Vermittelung?“

„Ah! mein Gott, durch die ſehr proſaiſche Vermittelung unſeres Wirthes.“

„Er wohnt alſo im Gaſthofe zur Stadt London, wie Sie?“

„Nicht nur in demſelben Gaſthofe, ſondern auch auf demſelben Boden.“

„Wie heißt er, denn Sie wiſſen ohne Zweifel ſeinen Namen?“

„Allerdings: Graf von Monte Chriſto.“

„Was für ein Name iſt dies? es iſt kein Geſchlechtsname.“

„Nein, es iſt der Name einer Inſel, die er gekauft hat.“

„Und er iſt Graf?“

„Toscaniſcher Graf.“

„So werden wir ihn dulden, wie die Andern,“ ſagte die Gräfin, welche einer der älteſten Familien in der Gegend von Venedig angehörte. „Und was für ein Mann iſt es ſonſt?“

„Fragen Sie den Vicomte von Morcerf.“

„Hören Sie, mein Herr? man weiſt mich an Sie,“ ſprach die Gräfin.

„Wir wären ſehr häkelig, fänden wir ihn nicht ausgezeichnet,“ antwortete Albert; „ein zehnjähriger Freund hätte nicht mehr für uns gethan, als er gethan hat, und dies mit einer Anmuth, mit einer Zartheit, mit einer Höflichkeit, wodurch ſich der wahre Mann von Welt offenbart.“

„Gehen Sie,“ verſetzte die Gräfin lachend, „Sie werden ſehen, mein Vampyr iſt ganz einfach ein in neueſter Zeit Reichgewordener, der ſich ſeine Millionen verzeihen laſſen will. Und Sie haben ſie auch geſehen?“

„Wen, ſie?“ fragte Franz lächelnd.

„Die ſchöne Griechin von geſtern.“

„Nein. Wir hörten, wie ich glaube, den Ton ihrer Guzla, doch ſie blieb völlig unſichtbar.“

„Das heißt, wenn Sie unſichtbar ſagen, mein lieber Franz,“ ſprach Albert, „ſo geſchieht dies nur, um den Geheimnißvollen zu ſpielen. Für wen halten Sie den blauen Domino, der an dem Fenſter mit dem weißen Damaſtvorhang im Pallaſte Roſpoli ſtand?“

„Der Graf hatte alſo drei Fenſter im Pallaſte Roſpoli?“

„Ja. Sind Sie über den Corſo gekommen?“

„Allerdings. Wer iſt heute nicht darüber gekommen?“

„Wohl! haben Sie zwei Fenſter mit gelben Damaſtvorhängen und eines mit weißem Damaſt, woran ein rothes Kreuz, wahrgenommen?“

„Ah! dieſer Menſch muß ein wahrer Nabob ſein? Wiſſen Sie, was drei Fenſter wie dieſe für acht Carnevalstage und zwar im Pallaſte Roſpoli, das heißt in der ſchönſten Lage des Corſo, werth ſind?“

„Zwei bis dreihundert römiſche Thaler.“

„Sagen Sie zwei bis dreitauſend.“

„Ah Teufel!“

„Bezieht er dieſe ſchönen Einkünfte von ſeiner Inſel?“

„Seine Inſel trägt ihm keinen Bajocco.“

„Warum hat er ſie dann gekauft?“

„Aus Phantaſie.“

„Es iſt alſo ein Original?“

„Ich kann es nicht leugnen, er kam mir ſehr excentriſch vor,“ ſprach Albert. „Wäre er in Paris, beſuchte er unſere Schauſpiele, ſo würde ich ſagen, er ſei entweder ein ſchlechter Spaßmacher, der Aufſehen erregen wolle, oder ein armer Teufel, den die neuere Literatur zu Grunde gerichtet.“

In dieſem Augenblick erſchien ein Beſuch, und Albert trat ſeinen Platz der Sitte gemäß dem Ankömmling ab; dieſer Umſtand hatte auch zur Folge, daß der Gegenſtand des Geſpräches verändert wurde. Eine Stunde ſpäter kehrten die Freunde nach ihrem Gaſthofe zurück. Meiſter Paſtrini hatte ſich bereits mit ihrer Verkleidung für den andern Tag beſchäftigt, und er ver-

ſprach ihnen, ſie würden mit ſeiner rückſichtsvollen Thätigkeit zufrieden ſein.

Am andern Morgen trat er wirklich in das Zimmer von Franz in Begleitung eines Schneiders, welcher mit acht bis zehn Anzügen römiſcher Bauern beladen war. Die zwei Freunde wählten zwei ähnliche und beauftragten ihren Wirth, ihnen zwanzig Ellen Bänder an jeden von ihren Hüten nähen zu laſſen, und ihnen zwei von den reizenden ſeidenen Schärpen mit Querſtreifen und von lebhaften Farben zu verſchaffen, wie ſie ſich die Leute vom Volke an Feſttagen um die Hüften zu befeſtigen pflegen.

Albert drängte es, zu ſehen, wie ihm ſeine neue Kleidung ſtand; es war ein Wamms und eine Hoſe von blauem Sammet, Strümpfe mit geſtickten Zwickeln, Schuhe mit Schnallen und eine ſeidene Weſte. Der junge Mann konnte bei dieſer maleriſchen Tracht nur gewinnen, und als der Gürtel um ſeine zierliche Taille befeſtigt war, als der Hut, leicht auf die Seite geneigt, Wellen von Bändern auf ſeine Schulter fallen ließ, mußte Franz geſtehen, daß das Coſtume viel zu der körperlichen Erhabenheit beiträgt, die wir gewiſſen Völkern zugeſtehen. Die Türken, einſt ſo pittoresk mit ihren langen, lebhaft gefärbten Gewändern, ſind ſie nicht jetzt häßlich mit ihren blauen zugeknöpften Röcken und ihrer griechiſchen Plattmütze, wodurch ſie das Ausſehen von Weinflaſchen mit rothem Siegel bekommen? Franz machte Albert ſeine Komplimente, während ſich dieſer, vor dem Spiegel ſtehend, mit einer unzweideutigen Miene der Selbſtzufriedenheit zulächelte. So weit waren ſie, als der Graf von Monte-Chriſto eintrat.

„Meine Herren,“ ſprach er zu den zwei Freunden, „ſo angenehm ein Vergnügensgefährte auch ſein mag, ſo iſt die Freiheit doch noch angenehmer, und ich komme, um Ihnen zu ſagen, daß ich für heute und die acht folgenden Tage den Wagen, deſſen ſie ſich geſtern bedient haben, zu Ihrer Verfügung ſtelle. Unſer Wirth hat

Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt, daß drei oder vier von mir bei ihm in Penſion ſind; machen Sie davon Gebrauch, um Ihrem Vergnügen oder Ihren Geſchäften nachzugehen. Unſer Zuſammenkunftsort, wenn wir uns etwas zu ſagen haben, iſt der Pallaſt Roſpoli.“

Die jungen Leute wollten Einwendungen machen, aber ſie hatten in der That keinen guten Grund, ein Anerbieten auszuſchlagen, das ihnen überdies willkommen war. Sie willigten alſo ein.

Der Graf von Monte Chriſto blieb ungefähr eine Viertelſtunde bei ihnen und ſprach von allen möglichen Dingen mit außerordentlicher Leichtigkeit. Er war, wie man bereits bemerken konnte, ſehr bewandert in der Literatur aller Länder. Ein Blick auf die Wände ſeines Salon geworfen, hatte Albert und Franz bewieſen, daß er Gemälde liebte. Einige Worte, die er ohne Anmaßung und gleichſam nur im Vorübergehen fallen ließ, dienten ihnen zum Beweis, daß ihm die Wiſſenſchaften nicht fremd waren; beſonders ſchien er ſich mit der Chemie beſchäftigt zu haben.

Die zwei jungen Leute hatten nicht die Keckheit, dem Grafen das Frühſtück, welches er ihnen gegeben, zurückzugeben; es wäre ein zu ſchlechter Spaß geweſen, ihm für ſeine vortreffliche Tafel die mittelmäßigen Erzeugniſſe der Küche von Meiſter Paſtrini zu bieten. Sie ſagten ihm dies ganz offenherzig, und er empfing ihre Entſchuldigungen als ein Mann, der ihr Zartgefühl zu ſchätzen wußte.

Albert war entzückt von den Manieren des Grafen, den er, ohne ſein Wiſſen, für einen wahren Edelmann anerkannt hätte. Daß er frei über den Wagen verfügen durfte, erfüllte ihn beſonders mit Freude; er hatte ſeine Abſichten auf die Bäuerinnen, und da ſie ihm am Tage zuvor in einem ſehr eleganten Wagen erſchienen waren, ſo dünkte es ihm gar nicht unangenehm, ſich in dieſem Punkte fortwährend auf gleichem Fuße mit ihnen zu zeigen.

Um halb zwei Uhr gingen die jungen Männer hinab; der Kutſcher und die Lackeien hatten den Gedanken gehabt, ihre Livreekleider über ihre Thierfelle anzuziehen, was ihnen ein noch groteskeres Ausſehen verlieh und Komplimente von Franz und Albert eintrug. Albert ſteckte ſentimental ſeinen Strauß von verwelkten Veilchen an das Knopfloch.

Bei dem erſten Tone der Glocke brachen ſie auf und eilten durch die Via Vittoria nach dem Corſo. Während der zweiten Umfahrt fiel ein Strauß von friſchen Veilchen, aus einem mit Bajazzine beladenen Wagen kommend, in die Caleche des Grafen und deutete Albert an, daß die Bäuerinnen vom Tage vorher, wie er und ſein Freund, das Coſtume gewechſelt und daß ſie, ob aus Zufall, ob aus einem dem ſeinigen ähnlichen Gefühle, während er artig ihre Tracht genommen, ſein Coſtume gewählt hatten.

Albert ſteckte den friſchen Strauß an die Stelle des andern, aber er behielt das verwelkte Bouquet in ſeiner Hand, und als er die Caleche abermals kreuzte, drückte er es verliebt an ſeine Lippen, wodurch er nicht nur diejenige, welche es ihm zugeworfen, ſondern auch ihre tollen Genoſſinnen zu beluſtigen ſchien. Dieſer Tag war nicht minder belebt, als der vorhergehende; ein ſcharfer Beobachter dürfte ſogar eine Vermehrung des Geräuſches und der Heiterkeit wahrgenommen haben. Einen Augenblick ſah man den Grafen an ſeinem Fenſter, doch als der Wagen zurückkam, war er bereits wieder verſchwunden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Austauſch von Coquetterie zwiſchen Albert und der Bajazzina mit den Veilchenſträußen den ganzen Tag fortdauerte. Am Abend bei ſeiner Rückkehr fand Franz einen Brief von der Geſandtſchaft, worin man ihm mittheilte, er würde am andern Tage von Seiner Heiligkeit empfangen werden. So oft er vorher Rom beſucht, hatte er dieſe Gunſt ſich erbeten und erhalten, und ſowohl aus Religion als

aus Dankbarkeit wollte er den Boden der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt nicht berühren, ohne ſeine ehrfurchtsvolle Huldigung einem der Nachfolger des heiligen Petrus, der das ſeltene Beiſpiel aller Tugenden gegeben hat, zu Füßen zu legen. Er durfte alſo an dieſem Tag nicht an den Carneval denken; trotz des gütigen Weſens, womit er ſeine Größe umgibt, ſchickt man ſich doch nur mit der tiefſten Ehrfurcht an, ſich vor dem heiligen Greiſe zu verbeugen, den man Gregor XVI. nennt.

Als Franz den Vatican verließ, kehrte er geraden Wegs und den Corſo ſorgfältig vermeidend nach dem Gaſthauſe zurück. Er trug einen Schatz frommer Gedanken mit ſich, für welche die Berührung der tollen Freuden der Mascherata eine Entheiligung geweſen wäre. Albert kam nach fünf Uhr. Die Bajazzina hatte wieder die Tracht einer Bäuerin angelegt und die Caleche von Albert kreuzend die Maske aufgehoben: ſie war reizend.

Franz machte Albert ſeine aufrichtigen Komplimente, und dieſer nahm ſie als ein Mann auf, dem ſie gebühren. Er hatte, wie er ſagte, an gewiſſen Zeichen unnachahmlicher Eleganz erkannt, ſeine ſchöne Unbekannte müßte der höchſten Ariſtokratie angehören, und er war entſchloſſen, ihr am andern Tage zu ſchreiben.

Während Franz dieſe vertrauliche Mittheilung vernahm, bemerkte er, daß Albert ihn um etwas erſuchen wollte, aber ſein Geſuch an ihn zu richten zögerte. Franz forderte ihn auf, offenherzig zu ſprechen, wobei er ihm erklärte, er wäre bereit, für ſein Glück jedes Opfer zu bringen, das in ſeiner Macht läge. Albert ließ ſich lange bitten, endlich aber geſtand er Franz, er würde ihm einen großen Dienſt leiſten, wenn er am andern Tage die Caleche ihm allein überließe.

Albert ſchrieb der Abweſenheit ſeines Freundes die außerordentliche Güte zu, mit der die ſchöne Bäuerin ihre Maske gelüpft hatte. Man begreift, daß Franz nicht ſo ſelbſtſüchtig war, Albert mitten in einem Aben=

teuer aufzuhalten, das zugleich ſo angenehm für ſeine Neugierde und ſo ſchmeichelhaſt für ſeine Eitelkeit zu ſein ſchien. Er kannte hinreichend die vollkommene Indiscretion ſeines würdigen Freundes, um überzeugt zu ſein, er würde ihn im Laufenden über die geringſten Einzelnheiten ſeines Liebesabenteuers erhalten, und da er in den zwei bis drei Jahren, die er Italien in allen Richtungen durchreiſte, nie eine ſo ſchöne Gelegenheit gehabt hatte, eine ähnliche Intrigue für ſeine Rechnung anzuſpinnen, ſo war es Franz nicht leid, zu erfahren, wie ſich die Dinge in einem ſolchen Falle geſtalteten. Er verſprach daher Albert, er würde ſich begnügen, am andern Tage das Schauſpiel von dem Pallaſte Roſpoli aus anzuſchauen.

Er ſah wirklich am andern Tage Albert hin und herfahren. Dieſer hatte einen ungeheuren Strauß, welcher ohne Zweifel der Ueberbringer ſeiner Liebesepiſtel werden ſollte. Die Wahrſcheinlichkeit verwandelte ſich in Gewißheit, als Franz denſelben Strauß, der ſich durch einen Kreis von weißen Camelien auszeichnete, in den Händen einer reizenden in roſa Atlaß gekleideten Bajazzina erblickte. An dieſem Abend war es auch nicht mehr Freude, ſondern eine Art von Wahnſinn. Albert zweifelte nicht mehr, die ſchöne Unbekannte würde ihm auf demſelben Wege antworten. Franz kam ſeinen Wünſchen durch die Aeußerung entgegen, all dieſer Lärmen ermüde ihn, und er ſei entſchloſſen, den nächſten Tag dazu anzuwenden, ſein Album wieder einmal durchzuſehen und ſich Notizen zu machen. Albert hatte ſich in ſeiner Vorausſicht nicht getäuſcht, am Abend des andern Tages ſah Franz ſeinen Freund mit einem Sprunge in ſeinem Zimmer erſcheinen; er hielt ein viereckig zuſammengelegtes Papier an einer Ecke, ſchwang es in der Luft und rief:

„Nun! ließ ich mir eine Täuſchung zu Schulden kommen?“

„Hat Sie geantwortet?“ entgegnete Franz.

„Leſen Sie.“

Dieſes Wort wurde mit einem nicht zu beſchreibenden Tone ausgeſprochen. Franz nahm das Billet und las:

„Dienſtag Abend um ſieben Uhr ſteigen Sie aus Ihrem Wagen vor der Via dei Pontiſici und folgen Sie der römiſchen Bäuerin, die Ihnen Ihr Moccoletto entreißen wird. Sobald Sie auf die erſte Stufe der San Giacomo Kirche gelangen, knüpfen Sie, damit Sie von ihr erkannt werden, ein Roſaband auf die Schulter Ihres Bajazzokleides.“

„Bis dahin ſehen Sie mich nicht mehr.

„Beſtändigkeit und Verſchwiegenheit.“

„Nun!“ ſagte Albert zu Franz, als dieſer geleſen hatte, „was denken Sie hievon, mein Freund?“

„Ich denke, daß die Sache ganz den Charakter eines angenehmen Abenteuers annimmt.“

„Das iſt auch meine Anſicht, und ich befürchte ſehr, Sie werden allein auf den Ball des Herzogs von Bracciano gehen.“

Franz und Albert hatten am Morgen eine Einladung zu dem berühmten römiſchen Banquier erhalten.

„Nehmen Sie ſich in Acht, mein lieber Albert,“ ſagte Franz, „die ganze Ariſtokratie wird bei dem Herzog ſein, und wenn Ihre ſchöne Unbekannte wirklich zur Ariſtokratie gehört, ſo erſcheint ſie wohl dort.“

„Mag ſie erſcheinen oder nicht, ich bleibe bei meiner Anſicht über die Unbekannte. Sie haben das Billet geleſen, Sie kennen die armſelige Erziehung, welche in Rom die Frauen des mezzo sito erhalten (ſo nennt man den Bürgerſtand); leſen Sie dieſes Billet noch einmal, prüfen Sie die Schrift und ſuchen Sie mir einen Sprach- oder Schreibfehler.“

Die Schrift war reizend und die Orthographie tadellos.

„Sie ſind prädeſtinirt,“ ſagte Franz zu Albert, indem er ihm das Billet zum zweiten Male zurückgab.

„Lachen Sie, ſo lange Sie wollen, ſcherzen Sie nach Gefallen, ich bin verliebt.“

„Oh! mein Gott, Sie erſchrecken mich,“ rief Franz, „denn ich ſehe, daß ich nicht nur den Ball des Herzogs von Bracciano allein beſuchen werde, ſondern auch allein nach Florenz zurückkehren kann.“

„Iſt meine Unbekannte ebenſo liebenswürdig, als ſchön, ſo erkläre ich Ihnen, daß ich mich wenigſtens auf ſechs Wochen in Rom niederlaſſe. Ich bete Rom an und habe überdies ſtets einen ſtarken Geſchmack für Archäologie gehabt.“

„Gut, noch ein oder zweimal ein ſolches Zuſammentreffen, und ich verzweifle nicht, Sie als **Membre de l'Académie des inscriptions et belles-lettres** zu ſehen.“

Ohne Zweifel hätte Albert mit vollem Ernſte über ſeine Rechte auf den academiſchen Stuhl debattirt, aber man verkündigte den Freunden, die Tafel harre ihrer. Die Liebe war jedo.h bei Albert keines Wegs dem Appetit entgegengeſetzt. Er begab ſich daher raſch mit ſeinem Freunde zu Tiſche und beſchloß die Discuſſion nach dem Mahle wieder aufzunehmen.

Nach dem Eſſen meldete man den Grafen von Monte Chriſto. Seit zwei Tagen hatten ihn die jungen Leute mit keinem Auge erblickt. Ein Geſchäft hatte ihn, wie Meiſter Paſtrini ſagte, nach Civita Vecchia gerufen. Er war am Abend vorher abgereiſt und erſt ſeit einer Stunde zurückgekehrt. Mochte er auf ſeiner Hut ſein, mochte die Gelegenheit nicht bei ihm die ſcharfen Fibern rege machen, welche gewiſſe Umſtände wiederholt in ſeinen bittern Worten hatten ertönen laſſen, er benahm ſich ungefähr wie die ganze Welt. Dieſer Mann war für Franz ein wahres Räthſel. Der Graf konnte nicht daran zweifeln, daß ihn der junge Reiſende erkannt hatte, und dennoch ſchien kein Wort ſeit ihrem neuen Begegnen anzudeuten, daß er ihn geſehen zu haben ſich erinnerte. Wie ſehr auch Franz Luſt in ſich fühlte,

auf ihr erſtes Zuſammentreffen anzuſpielen, ſo hielt ihn doch ſeiner Seits die Furcht ab, einem Manne unangenehm zu ſein, der ihn und ſeinen Freund mit Zuvorkommenheiten überhäuft hatte; er beobachtete daher dieſelbe Zurückhaltung gegen ihn.

Es war dem Grafen zu Ohren gekommen, die Freunde hätten eine Loge in dem Teatro Argentina nehmen wollen, aber zur Antwort erhalten, es wären alle gemiethet. Er brachte ihnen daher den Schlüſſel der ſeinigen; wenigſtens war dies der ſcheinbare Grund ſeines Beſuches. Franz und Albert machten einige Einwendungen, denn ſie würden ihn, wie ſie ſagten, durch ihre Gegenwart des Raumes berauben, aber der Graf erwiederte, er gedächte an dieſem Abend das Teatro della Valle zu beſuchen, und ſeine Loge im Teatro Argentina wäre ſomit verloren, wenn ſie dieſelbe nicht benützten.

Dieſe Verſicherung beſtimmte die Freunde, anzunehmen. Franz gewöhnte ſich allmälig an die Bläſſe des Grafen, die ihm, als er ſie zuerſt wahrgenommen, ſo ſehr aufgefallen war. Er konnte nicht umhin, der Schönheit ſeines ſtrengen Kopfes, deſſen einziger Fehler oder Haupteigenſchaft vielleicht dieſe Bläſſe war, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ein wahrer Held von Byron, konnte Franz nicht einmal an ihn denken, ohne daß er ſich dieſes düſtere Geſicht auf den Schultern von Manfred oder unter dem Gewande von Lara vorſtellte. Er hatte jene Falte auf der Stirne, welche die beſtändige Gegenwart eines bittern Gedanken andeutet; er hatte die glühenden Augen, welche in der tiefſten Tiefe der Seele leſen; er hatte die ſtolze, ſpöttiſche Lippe, welche den Worten, die daraus hervorgehen, den eigenthümlichen Charakter verleiht, wodurch ſie ſich tief dem Gedächtniß der Hörer einprägen.

Der Graf war nicht mehr jung; er zählte wenigſtens vierzig Jahre, und dennoch begriff man vollkommen, daß er ganz dazu geeignet war, den Sieg über

die jungen Männer, mit denen er ſich zuſammen finden würde, davon zu tragen. Durch eine leichte Aehnlichkeit mit den phantaſtiſchen Helden des engliſchen Dichters ſchien der Graf wirklich die Gabe der Verblendung zu beſitzen.

Albert war unerſchöpflich an Worten, welches Glück es ihnen gewährte, daß ſie einen ſolchen Mann getroffen hätten; Franz zeigte ſich weniger enthuſiaſtiſch, und dennoch unterwarf er ſich dem Einfluß, den jeder erhabene Mann auf den Geiſt ſeiner Umgebung ausübt. Er dachte daran, daß der Graf bereits mehrere Male geäußert hatte, er beabſichtige Paris zu beſuchen, und zweifelte nicht, er würde mit ſeinem excentriſchen Charakter, mit ſeinem ausdrucksvollen Geſichte und ſeinem ungeheuren Vermögen die größte Wirkung hervorbringen. Und dennoch wünſchte er nicht in Paris zu ſein, wenn er dahin käme.

Der Abend ging hin, wie dies gewöhnlich in italieniſchen Theatern der Fall iſt, nicht mit Anhören der Sänger, ſondern mit Beſuchemachen und Plaudern. Die Gräfin wollte das Geſpräch wieder auf den Grafen bringen, aber Franz ſagte, er hätte ihr etwas viel Neueres mitzutheilen, und erzählte der Gräfin trotz der Einſprache, welche Albert aus falſcher Beſcheidenheit thun zu müſſen glaubte, das ganze Ereigniß, das ſeit drei Tagen den Gegenſtand der Unruhe der zwei Freunde bildete.

Da ſolche Intriguen, wenn man den Reiſenden Glauben ſchenken darf, in Italien nicht ſelten ſind, ſo dachte die Gräfin nicht entfernt daran, die Ungläubige zu ſpielen, und beglückwünſchte Albert zu dem Anfang eines Abenteuers, das auf eine ſo befriedigende Weiſe zu endigen verſprach. Man verließ ſich mit der gegenſeitigen Zuſage, ſich auf dem Balle des Herzogs von Bracciano zu ſehen, wozu ganz Rom eingeladen war. Die Dame mit dem Strauße hielt Wort: ſie gab Albert

weder am nächſten noch am zweiten Tage ein Zeichen des Daſeins.

Endlich kam der Dienſtag, der letzte und lärmendſte von den Carnevalstagen. Am Dienſtag öffnen ſich die Theater um zehn Uhr Morgens, denn ſo bald acht Uhr Abends vorüber iſt, tritt Feſten ein. Am Dienſtag miſcht ſich Alles, was aus Mangel an Zeit, Geld oder Begeiſterung an den vorhergehenden Feſten nicht Theil genommen hat, in das Bacchanal, läßt ſich von der Orgie fortreißen und bringt ſeinen Tribut an Leben und Geräuſch zu dem allgemeinen Leben und Geräuſch. Von zwei Uhr bis fünf Uhr folgten Franz und Albert der Reihe, tauſchten Händevoll Confetti mit den Wagen der entgegengeſetzten Reihe und den Fußgängern aus, welche unter den Beinen der Pferde, zwiſchen den Rädern der Carroſſen umherſchwärmten, ohne daß mitten unter dieſem furchtbaren Gedränge ein Unfall geſchah oder irgend ein Streit entſtand. Die Italiener ſind in dieſer Hinſicht das ausnahmsweiſe Volk. Die Feſte ſind für ſie wahre Feſte. Der Verfaſſer dieſer Geſchichte hat fünf bis ſechs Jahre in Italien gewohnt und erinnert ſich nicht, je eine Feierlichkeit durch ein einziges von den Ereigniſſen, welche ſtets bei den unſerigen als Zuſatz dienen, geſtört geſehen zu haben.

Albert triumphirte in ſeiner Bajazzotracht. Er trug auf der Schulter einen Knoten von Roſabändern, deren Enden ihm bis zu den Knieen herabfielen, um keine Verwechſelung zwiſchen ihm und Franz herbeizuführen. Dieſer hatte das Coſtume eines römiſchen Bauern beibehalten.

Je mehr der Tag vorrückte, deſto größer wurden Lärmen und Gedränge; auf allen dieſen Pflaſtern, in allen dieſen Wagen, an allen dieſen Fenſtern gab es keinen Mund mehr, welcher ſtumm, keinen Arm, welcher müßig blieb; es war in der That ein menſchlicher Sturm, beſtehend aus einem Donner von Schreien und einem Hagel von Dragées, Sträußen, Eiern, Orangen und

Blumen. Um drei Uhr verkündigte der Lärmen von Böllern, welche zu gleicher Zeit auf der Piazza del popolo und im venetianiſchen Pallaſte abgebrannt wurden, mit großer Mühe dieſen furchtbaren Tumult durchdringend, daß das Wettrennen beginne.

Das Wettrennen iſt, wie die Moccoli, eine von den eigenthümlichen Epiſoden der letzten Tage des Carnevals. Bei dem Lärmen dieſer Böller brachen die Wagen auf der Stelle aus ihren Reihen und flüchteten ſich jeder in den von dem Orte, wo ſie ſich befanden, nächſte Querſtraße. Alle dieſe Evolutionen bewerkſtelligen ſich übrigens mit einer unbegreiflichen Geſchicklichkeit und mit einer wunderbaren Geſchwindigkeit, und zwar ohne daß ſich die Polizei nur im Geringſten damit beſchäftigte, Jedem ſeinen Poſten anzuweiſen oder ſeinen Weg vorzuſchreiben. Die Fußgänger drückten ſich an die Palläſte, dann hörte man ein gewaltiges Geräuſch von Pferden und Säbelſcheiden.

Eine Abtheilung von Carabinieren durchſprengte fünfzehn Mann hoch im Galopp und in ihrer ganzen Breite die Straße des Corſo, welche ſie fegte, um den Barberi Platz zu machen. Als dieſe Abtheilung zum venetianiſchen Pallaſte gelangte, verkündigte eine zweite Batterie von Böllern, daß die Straße frei war.

Beinahe in demſelben Augenblick ſah man unter einem unermeßlichen, allgemeinen, unerhörten Geſchrei ſieben bis acht Schatten, durch den Zuruf von dreimal hunderttauſend Perſonen angeſtachelt, vorüberjagen; dann verkündigten drei Kanonenſchüſſe vom Caſtell St. Angelo, daß die Nummer Drei gewonnen hatte.

Sogleich und ohne ein anderes Zeichen, als dieſes, ſetzten ſich die Wagen wieder in Bewegung, ſtrömten gegen den Corſo zurück, mündeten aus allen Straßen aus, wie einen Augenblick durch einen Widerſtand zurückgehaltene Bäche, welche ſich insgeſammt in das Flußbett ſtürzen, das ſie nähren, und die ungeheure Woge nahm ſchneller als zuvor ihren Lauf durch die zwei Granit-

ufer. Nun hatte ſich ein neues Element des Lärmens und der Bewegung in die Menge gemiſcht: die Moccolihändler waren ſo eben in die Scene getreten.

Die Moccoli oder Moccoletti ſind Kerzen von verſchiedener Dicke, von der Oſterkerze bis zur Kellerratte *), welche bei den Schauſpielern dieſer den römiſchen Carneval beendigenden Scene zweierlei Thätigkeiten erwecken, 1) die, ſein Moccoletto brennend zu erhalten, 2) die, das Moccoletto Anderer auszulöſchen.

Es iſt mit dem Moccoletto wie mit dem Leben: der Menſch hat nur ein Mittel gefunden, es fortzupflanzen, und dieſes Mittel beſitzt er von Gott. Aber er hat tauſend Mittel erſonnen, es zu nehmen; allerdings iſt ihm bei dieſer erhabenen Operation der Teufel ein wenig zu Hülfe gekommen.

Das Moccoletto entzündet ſich, indem man es irgend einem Lichte nähert. Wer aber vermöchte die tauſend Mittel zu beſchreiben, welche erfunden worden ſind, um das Moccoletto auszulöſchen... die Rieſenohrfeigen, die ungeheuren Löſchhörner, die übermenſchlichen Windfächer? Jedermann beeilte ſich Moccoletti zu kaufen, Franz und Albert wie die Andern.

Die Nacht rückte raſch heran, und bereits begannen bei der Händler tauſendfachem ſchrillem Rufe: „Moccoli!" einige Sterne über der Menge zu glänzen. Es war dies wie ein Signal. Nach Verlauf von zehn Minuten funkelten fünfzigtauſend Lichter von dem venetianiſchen Pallaſte nach der Piazza del popolo herab- und von der Piazza del popolo nach dem venetianiſchen Pallaſte hinaufſteigend. Man hätte glauben ſollen, es wäre das Feſt der Irrlichter; denn es läßt ſich in der That von dieſem Anblick, wenn man nicht einmal Augenzeuge davon geweſen iſt, kein Begriff machen.

---

*) Eine Benennung für die Kerzen, mit welchen man in den Keller geht. D. Ueberſ.

Man ſtelle ſich vor, alle Sterne trennen ſich vom Himmel los und miſchen ſich auf der Erde in einen wahnſinnigen Tanz, und zwar in Begleitung eines Geſchreis, wie ihn nie ein menſchliches Ohr auf der übrigen Oberfläche des Erdballs vernommen.

In dieſem Augenblick beſonders gibt es keinen geſellſchaftlichen Unterſchied mehr. Der Facchino hängt ſich an den Prinzen, der Prinz an den Trasteveriner, der Trasteveriner an den Bürger... Jeder bläſt, löſcht aus, zündet wieder an. Erſchiene der alte Aeolus zu dieſer Stunde, er würde zum König der Moccoli ausgerufen und Aquilo zum Präſumptiverben der Krone.

Dieſes tolle, flammende Rennen dauerte ungefähr zwei Stunden; der Corſo war erleuchtet wie am hellen Tage, man konnte die Züge der Zuſchauer im dritten und vierten Stocke unterſcheiden. Von fünf zu fünf Minuten zog Albert ſeine Uhr; endlich bezeichnete ſie die ſiebente Stunde. Die zwei Freunde befanden ſich gerade auf der Höhe der Via dei Pontifici; Albert ſprang ſein Moccoletto in der Hand aus der Caleche.

Ein paar Masken wollten ſich ihm nähern, um ſein Moccoletto auszulöſchen oder ihm daſſelbe zu entreißen; doch als ein geſchickter Boxer ſchleuderte er eine nach der andern zehn Schritte von ſich und ſetzte ſeinen Lauf nach der San-Giacomo Kirche fort. Die Stufen waren mit Neugierigen und Masken beladen, welche mit einander kämpften, um ſich die Kerzen zu entreißen. Franz folgte mit den Augen ſeinem Freunde und ſah ihn den Fuß auf die erſte Stufe ſetzen; beinahe in derſelben Sekunde ſtreckte eine Maske in der wohlbekannten Tracht der Bäuerin mit dem Strauße den Arm aus und entriß ihm ſein Moccoletto, ohne daß er diesmal Widerſtand leiſtete.

Franz war zu weit entfernt, um die Worte zu hören, welche ſie wechſelten, aber ſie hatten ohne Zweifel nichts Feindſeliges, denn er ſah Albert und die Bäuerin Arm in Arm ſich entfernen. Er ſchaute ihnen noch

einige Zeit unter der Menge nach, doch bei der Via Macello verlor er ſie aus dem Blicke.

Plötzlich erſcholl die Glocke, welche das Signal zum Schluſſe des Carnevals gibt, und in einer Sekunde erloſchen alle Moccoli wie durch einen Zauber. Es war als ob ein einziger, ungeheurer Windſtoß Alles vernichtet hätte. Franz befand ſich in der tiefſten Finſterniß.

Mit demſelben Schlage hörte auch alles Geſchrei auf, als ob der mächtige Hauch, der die Lichter fortgetragen, auch den Lärmen mitfortgeriſſen hätte. Man hörte nur noch das Rollen der Wagen, welche die Masken nach Hauſe führten, und ſah nur ſpärliche Lichter hinter den Fenſtern glänzen.

Der Carneval war zu Ende.

Vierzehntes Kapitel.

Die Katakomben von San Sebaſtiano.

Franz hatte vielleicht in ſeinem Leben keinen ſo ſcharfen, ſchneidenden Eindruck, keinen ſo raſchen Uebergang von der Heiterkeit zur Traurigkeit erfahren, als in dieſem Augenblick; es war, als hätte ſich Rom unter dem magiſchen Hauche eines Dämons der Nacht in ein Grab verwandelt. Durch einen Zufall, der die dichte Finſterniß noch vermehrte, ſollte der in der Abnahme begriffene Mond erſt um eilf Uhr Abends aufgehen; die Straßen, durch welche der junge Mann fuhr, waren daher in die tiefſte Finſterniß verſenkt. Die Fahrt währte indeſſen nicht lange; nach Verlauf von zehn Minuten

hielt ſein Wagen, oder vielmehr der des Grafen vor dem Gaſthofe zur Stadt London.

Das Mittagsbrod harrte der Freunde; da jedoch Albert bemerkt hatte, er gedenke nicht ſo bald zurückzukehren, ſo ſetzte ſich Franz ohne ihn zu Tiſche. Gewohnt, ſie mit einander ſpeiſen zu ſehen, erkundigte ſich Meiſter Paſtrini nach der Urſache ſeiner Abweſenheit, aber Franz begnügte ſich ihm zu erwiedern, Albert habe am Tage zuvor eine Einladung erhalten, welcher er Folge geleiſtet. Das plötzliche Auslöſchen der Moccoletti, die Dunkelheit, welche die Stelle des Lichtes eingenommen, das auf den maßloſen Lärmen folgende Stillſchweigen hatten im Geiſte von Franz eine gewiße Traurigkeit zurückgelaſſen, welche nicht ganz von einer Beimiſchung von Unruhe frei war. Er ſpeiſte alſo ſehr ſchweigſam, trotz der Dienſtfertigkeit ſeines Wirthes, der wiederholt erſchien, um zu fragen, ob er nichts bedürfte.

Franz war entſchloſſen, ſo lange als möglich auf Albert zu warten. Er beſtellte daher den Wagen erſt auf eilf Uhr und beauftragte Meiſter Paſtrini, ihn ſogleich benachrichtigen zu laſſen, ſollte Albert in irgend einer Abſicht in den Gaſthof zurückkehren. Um eilf Uhr war Albert noch nicht zurückgekehrt. Franz kleidete ſich an und entfernte ſich mit der Bemerkung, er würde die ganze Nacht bei dem Herzog von Bracciano zubringen.

Das Haus des Herzogs von Bracciano gehört zu den reizendſten Häuſern von Rom; ſeine Frau, eine der letzten Erbinnen der Colonna, macht die Honneurs auf eine vollkommene Weiſe, und die Feſte, welche der Herzog gibt, haben einen europäiſchen Ruf. Franz und Albert waren mit Empfehlungsbriefen an ihn nach Rom gekommen, er fragte deshalb Franz auch ſogleich, was aus ſeinem Reiſegefährten geworden. Franz erwiederte dem Herzog, er hätte ihn in dem Augenblick, wo man die Moccoletti ausgelöſcht, verlaſſen und wäre ihm bei der Via Macello aus dem Geſichte gekommen.

„Er iſt alſo nicht nach Hauſe zurückgekehrt?“ fragte der Herzog.

„Ich erwartete ihn bis zu dieſer Stunde.“

„Wiſſen Sie, wohin er gegangen iſt?“

„Nicht genau; ich glaube jedoch, es handelte ſich um etwas wie ein Rendezvous.“

„Teufel!“ rief der Herzog, „das iſt ein ſchlimmer Tag, oder vielmehr eine ſchlimme Nacht, um noch ſpät außen zu bleiben, nicht wahr, Frau Gräfin?“

Dieſe Worte waren an die Gräfin G*** gerichtet, welche ſo eben erſchien und am Arme von Herrn Torlonia, dem Bruder des Herzogs, auf und ab ging.

„Mir däucht im Gegentheil, daß es eine bezaubernde Nacht iſt,“ entgegnete die Gräfin, „und diejenigen, welche ſich hier befinden, werden nur klagen, daß ſie ſo ſchnell vorübergeht.“

„Ich ſpreche auch nicht von den Perſonen, welche hier ſind,“ verſetzte der Herzog lächelnd; „die Männer laufen keine andere Gefahr, als die, in Sie verliebt zu werden, die Frauen keine andere, als vor Eiferſucht zu ſterben, wenn Sie Ihre Schönheit erſchauen; ich ſpreche von den Menſchen, welche in den Straßen von Rom umherlaufen.“

„Ei! guter Gott,“ fragte die Gräfin, „wer läuft zu dieſer Stunde auf den Straßen umher, wenn nicht, um auf den Ball zu gehen?“

„Unſer Freund Albert von Morcerf, Frau Gräfin, den ich dieſen Abend um ſieben Uhr in Verfolgung ſeiner Unbekannten verlaſſen und ſeitdem nicht wiedergeſehen habe,“ ſprach Franz.

„Wie! und Sie wiſſen nicht, wo er iſt?“

„Durchaus nicht.“

„Hat er Waffen bei ſich?“

„Er geht in der Tracht eines Bajazzo.“

„Sie hätten ihn nicht ſollen gehen laſſen,“ ſagte der Herzog zu Franz, „Sie, der Sie Rom beſſer kennen, als er.“

„Oh! ja wohl, es wäre eben ſo leicht geweſen, die Nummer Drei der Barberi aufzuhalten, welche heute den Preis im Wettrennen gewonnen hat,“ verſetzte Franz; „und dann, was ſoll ihm geſchehen?“

„Wer weiß? die Nacht iſt ſehr finſter und die Tiber ganz nahe bei der Via Macello.“

Franz fühlte, wie ihm ein Schauer durch die Adern lief, als er die Geiſter des Herzogs und der Gräfin ſo ſehr mit ſeiner perſönlichen Unruhe im Einklang fand.

„Ich habe auch im Gaſthofe bemerkt, ich würde die Nacht bei dem Herrn Herzog zubringen, und man benachrichtigt mich, ſobald er zurückkehrt,“ verſetzte Franz.

„Halt,“ ſprach der Herzog, „ich glaube, es kommt hier gerade einer von meinen Dienern, der Sie ſucht.“

Der Herzog täuſchte ſich nicht, der Diener näherte ſich Franz, ſobald er dieſen erblickte, und ſagte zu ihm:

„Excellenz, der Herr des Gaſthofes zur Stadt London läßt Ihnen melden, daß Sie ein Mann mit einem Briefe des Vicomte von Morcerf bei ihm erwarte.“

„Mit einem Briefe des Vicomte von Morcerf?“ rief Franz.

„Ja.“

„Und wer iſt der Mann?“

„Ich weiß es nicht.“

„Warum brachte er mir den Brief nicht hieher?“

„Der Bote hat mir keine Erklärung gegeben.“

„Und wo iſt der Bote?“

„Er ging ſogleich wieder ab, als er mich in den Ballſaal, um Sie zu benachrichtigen, eintreten ſah.“

„Oh! mein Gott!“ ſagte die Gräfin zu Franz, „gehen Sie geſchwinde; der arme junge Mann! es iſt ihm vielleicht ein Unglück widerfahren.“

„Ich laufe,“ rief Franz.

„Werden Sie zurückkommen, um uns Kunde zu geben?“ fragte die Gräfin.

„Wenn die Sache nicht ernſter Natur iſt; iſt ſie dies jedoch, ſo ſtehe ich nicht dafür, was aus mir werden wird.“

„In jedem Fall mit Klugheit zu Werke gegangen!“ ſagte die Gräfin.

„Oh! ſeien Sie unbeſorgt.“

Franz nahm ſeinen Hut und entfernte ſich in größter Eile. Er hatte ſeinen Wagen weggeſchickt und erſt auf zwei Uhr wieder beſtellt, aber zum Glück iſt der Pallaſt Bracciano, der einer Seits auf den Corſo, anderer Seits auf die Piazza dei Santi Apoſtoli geht, kaum zehn Minuten von der Stadt London entfernt. Als ſich Franz dem Gaſthofe näherte, ſah er einen Menſchen mitten in der Straße ſtehen; er zweifelte keinen Augenblick daran, es wäre der von Albert abgeſchickte Bote. Dieſer Menſch war in einen langen Mantel gehüllt. Er ging auf ihn zu, doch zu ſeinem großen Erſtaunen richtete der Unbekannte zuerſt das Wort an ihn.

„Was wollen Sie von mir, Excellenz?“ ſagte er, indem er einen Schritt zurückwich, wie ein Menſch, der auf ſeiner Hut zu ſein wünſcht.

„Seid Ihr es nicht, der mir einen Brief vom Vicomte von Morcerf bringt?“ entgegnete Franz.

„Wohnt Euere Excellenz im Gaſthofe von Paſtrini?“

„Ja.“

„Euere Excellenz iſt der Reiſegefährte des Grafen?“

„Ja.“

„Wie heißt Euere Excellenz?“

„Baron Franz d'Epinay.“

„Dann iſt dieſer Brief wohl an Euere Excellenz gerichtet.“

„Bedarf er einer Antwort?“ fragte Franz, den Brief aus den Händen des Unbekannten nehmend.

„Ja, wenigſtens hofft Ihr Freund auf eine Antwort.“

„So kommt mit mir herauf, und ich werde ſie Euch geben.“

„Ich will lieber hier warten,“ ſagte der Bote lachend.

„Warum dies?“

„Euere Excellenz wird die Sache begreifen, wenn ſie den Brief geleſen hat.“

„Ich finde Euch hier?“

„Ohne allen Zweifel.“

Franz ging in ſeinen Gaſthof; auf der Treppe begegnete er Meiſter Paſtrini.

„Nun?“ fragte dieſer.

„Nun! was?“

„Haben Sie den Mann geſehen, der Sie im Auftrage Ihres Freundes zu ſprechen wünſchte?“

„Ja, ich habe ihn geſehen und dieſen Brief durch ihn erhalten. Ich bitte, laſſen Sie Lichter bei mir anzünden.“

Der Wirth gab einem Diener Befehl, Franz mit einer Kerze voranzugehen. Der junge Mann hatte bei Meiſter Paſtrini eine ſehr verſtörte Miene wahrgenommen, und dieſe Miene verdoppelte noch ſeine Begierde, den Brief von Albert zu leſen: er näherte ſich der Kerze, ſobald ſie angezündet war, und entfaltete das Papier. Der Brief war von Alberts Hand geſchrieben und von ihm unterzeichnet. Franz las ihn zweimal, ſo weit entfernt war er, das zu erwarten, was er enthielt. Wir theilen das Schreiben hier wortgetreu mit:

Lieber Freund,

Sobald Sie Gegenwärtiges empfangen, haben Sie die Gefälligkeit, aus meinem Portefeuille, das Sie in der viereckigen Schublade des Secretaire finden werden, den Creditbrief zu nehmen; fügen Sie den Ihrigen bei, wenn er nicht hinreichend iſt. Laufen Sie zu Torlonia, laſſen Sie ſich auf der Stelle vier tauſend Piaſter geben und händigen Sie dieſelben dem Ueberbringer ein. Es iſt dringend, daß mir dieſe Summe ohne Ver-

zug zukommt. Ich ſage nicht mehr, da ich auf Sie zähle, wie Sie auf mich zählen können.

N. S. **I believe now to italian banditts.** *)

Ihr Freund

Albert von Morcerf.

Unter dieſe Zeilen waren von fremder Hand folgende italieniſche Worte geſchrieben:

Se alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mei mani, alle sette il conte Alberto avra cessato di vivere. **)

Luigi Vampa.

Dieſe zweite Unterſchrift erklärte Franz Alles, und er begriff das Widerſtreben des Boten, zu ihm heraufzukommen; die Straße dünkte ihm ſicherer, als das Zimmer von Franz. Albert war in die Hände des berüchtigten Banditen-Anführers gefallen, an welchen zu glauben er ſich ſo lange geſträubt hatte.

Es war keine Zeit zu verlieren. Er lief an den Secretaire, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade das Portefeuille und in dem Portefeuille den Creditbrief; er war im Ganzen auf ſechstauſend Piaſter ausgeſtellt; aber von dieſen ſechstauſend Piaſtern hatte Albert bereits dreitauſend verbraucht. Franz beſaß keinen Creditbrief; da er in Florenz wohnte und nur nach Rom gekommen war, um hier ſieben bis acht Tage zu bleiben, ſo hatte er etwa hundert Louisd'or mitgenommen, und von dieſen hundert Louisd'or blieben ihm höchſtens noch fünfzig. Es waren alſo noch ſieben bis acht hundert Piaſter erforderlich, wenn Franz und Albert die verlangte Summe zuſammenbringen ſollten. Allerdings konnte Franz unter ſolchen Umſtänden auf die Gefälligkeit des Herrn Torlonia rechnen, und er ſchickte ſich daher auch bereits an, in den Pallaſt Brac-

---

*) Ich glaube nun an italieniſche Banditen.

**) Wenn am nächſten Morgen um ſechs Uhr die viertauſend Piaſter nicht in meinen Händen ſind, ſo hat Graf Albert zu leben aufgehört.

ciano zurückzukehren, als ein leuchtender Gedanke ſeinen Geiſt durchblitzte.

Der Graf von Monte Chriſto fiel ihm ein. Franz wollte eben Meiſter Paſtrini rufen laſſen, als dieſer auf der Thürſchwelle erſchien.

„Mein lieber Herr Paſtrini,“ ſagte er raſch zu dem Wirthe, „glauben Sie, daß der Graf zu Hauſe iſt?“

„Ja, Excellenz, er iſt ſo eben zurückgekommen.“

„Hat er Zeit gehabt, ſich zu Bette zu legen?“

„Ich bezweifle es.“

„Ich bitte Sie, läuten Sie an ſeiner Thüre und fragen Sie ihn für mich um Erlaubniß, ihn einen Augenblick ſprechen zu dürfen.“

Meiſter Paſtrini beeilte ſich, dieſen Auftrag zu vollziehen; fünf Minuten nachher war er zurück und meldete Franz, der Graf erwarte ihn.

Franz durchſchritt raſch den Gang, ein Diener führte ihn bei dem Grafen ein. Er befand ſich in einem kleinen, ganz von Divans umgebenen Cabinet, das Franz noch nicht geſehen hatte. Der Graf kam ihm entgegen.

„Ei! welcher gute Wind führt Sie zu dieſer Stunde hierher?“ ſagte er. „Sollten Sie zufällig kommen, um Abendbrod mit mir zu nehmen? Das wäre ſehr liebenswürdig.“

„Nein, ich komme, um in einer ſehr ernſten Angelegenheit mit Ihnen zu ſprechen.“

„In einer ernſten Angelegenheit!“ ſagte der Graf, Franz mit dem ihm eigenthümlichen tiefen Blicke anſchauend; „um was handelt es ſich?“

„Sind wir allein?“

Der Graf ging an die Thüre, kehrte zurück und erwiederte:

„Vollkommen allein.“

Franz übergab ihm den Brief von Albert und ſagte: „Leſen Sie.“ Der Graf las.

„Ah! ah!“ rief er.

„Haben Sie von der Nachſchrift Kenntniß genommen?“

„Ja, ich ſehe wohl:

„„Se alle sei della mattina le quattro mille piastre non sono nelle mie mani, alle sette il conte Alberto avra cessato di vivere.““

Luigi Vampa.

„Was ſagen Sie hiezu?“ fragte Franz.

„Haben Sie die verlangte Summe?“

„Es fehlen mir acht hundert Thaler.“

Der Graf ging an einen Secretaire, öffnete ihn, zog eine Schublade voll Gold heraus und ſagte ſodann zu Franz:

„Ich hoffe, daß Sie mir nicht die Beleidigung anthun werden, ſich an einen Andern, als an mich zu wenden?“

„Sie ſehen im Gegentheil, daß ich gerade zu Ihnen gekommen bin.“

„Dafür danke ich; nehmen Sie.“ Und er bedeutete Franz durch ein Zeichen, er möge Gold aus der Schublade nehmen.

„Iſt es denn durchaus nothwendig, dieſe Summe Luigi Vampa zuzuſchicken?“ fragte der junge Mann, den Grafen ebenfalls feſt anſchauend.

„Bei Gott!“ rief dieſer, „urtheilen Sie ſelbſt, die Nachſchrift iſt beſtimmt.“

„Es ſcheint mir, wenn Sie ein wenig nachdenken wollten, würden Sie ein Mittel finden, das die Unterhandlung ſehr vereinfachen müßte?“ entgegnete Franz.

„Welches?“ fragte der Graf erſtaunt.

„Wenn wir zum Beiſpiel Luigi Vampa mit einander aufſuchen würden, ... ich bin überzeugt, er ſchlüge es Ihnen nicht ab, Albert frei zu geben.“

„Mir? Welchen Einfluß ſoll ich auf den Banditen üben?“

„Haben Sie ihm nicht einen von den Dienſten geleiſtet, die man nie vergißt?“

„Einen Dienſt?“

„Haben Sie nicht vor wenigen Tagen Peppino gerettet?“

„Ah! ah!“ rief der Graf, „wer hat Ihnen das geſagt?“

„Was liegt daran? ich weiß es.“

Der Graf blieb einen Augenblick ſtumm und mit gerunzelter Stirne.

„Und wenn ich Vampa aufſuchte, würden Sie mich begleiten.“

„Falls Ihnen meine Geſellſchaft nicht zu unangenehm wäre?“

„Gut! es ſei; das Wetter iſt ſchön, ein Spaziergang nach der Campagna von Rom kann uns nur wohlthun.“

„Soll ich Waffen mitnehmen?“

„Warum dies?“

„Geld?“

„Unnöthig. Wo iſt der Menſch, der dieſes Billet gebracht hat?“

„Auf der Straße.“

„Er wartet auf Antwort?“

„Ja.“

„Er muß ein wenig wiſſen, wohin wir gehen; ich werde ihn rufen.“

„Vergeblich, er wollte nicht heraufkommen.“

„Zu Ihnen vielleicht; aber bei mir wird er keine Schwierigkeiten machen.“

Der Graf trat an das Fenſter des Cabinets, welches nach der Straße ging, und pfiff auf eine beſondere Weiſe. Der Mann mit dem Mantel entfernte ſich von der Mauer und ſchritt bis in die Mitte der Straße vor.

„Salite!“ ſprach der Graf mit einem Tone, als gäbe er ſeinem Bedienten einen Befehl. Der Bote gehorchte, ohne zu zögern, ja ſogar mit einem gewiſſen Eifer, ſprang die vier Stufen der Freitreppe hinauf

und trat in den Gaſthof. Fünf Sekunden nachher war er an der Thüre des Cabinets.

„Ah! Du biſt es, Peppino,“ rief der Graf.

Doch ſtatt zu antworten warf ſich Peppino auf die Kniee, ergriff die Hand des Grafen und drückte ſeine Lippen wiederholt darauf.

„Oh!“ ſagte der Graf, „Du haſt noch nicht vergeſſen, daß ich Dir das Leben rettete! Das iſt ſeltſam, es ſind doch heute ſchon acht Tage vorüber.“

„Nein, Excellenz, ich werde es nie vergeſſen,“ antwortete Peppino mit dem Tone der tiefſten Dankbarkeit.

„Nie! das iſt ſehr lang, doch ſchon genug, wenn Du es nur glaubſt. Stehe auf und antworte.“

Peppino warf einen unruhigen Blick auf Franz.

„Oh! Du kannſt vor Seiner Excellenz ſprechen,“ verſetzte der Graf, „es iſt einer meiner Freunde. Sie erlauben, daß ich Ihnen dieſen Titel gebe,“ fügte er ſich gegen Franz umwendend franzöſiſch bei; „es iſt nöthig, um das Vertrauen dieſes Menſchen zu erwecken.“

„Ihr könnt vor mir reden,“ ſprach Franz, „ich bin ein Freund des Grafen.“

„Gut!“ ſagte Peppino zu dem Grafen, „Euere Excellenz wolle mich fragen, und ich werde antworten.“

„Wie iſt der Graf Albert in die Hände von Luigi gefallen?“

„Excellenz, die Caleche des Franzoſen hat wiederholt den Wagen gekreuzt, worin Tereſa ſaß.“

„Des Hauptmanns Geliebte?“

„Ja. Der Franzoſe liebäugelte mit ihr, Tereſa beluſtigte es, ihm zu antworten, der Franzoſe warf ihr Sträuße zu, ſie gab ihm andere dafür, alles Dies, wohl verſtanden, mit Einwilligung des Hauptmanns, der ſich in demſelben Wagen befand.“

„Wie!“ rief Franz, „Luigi Vampa war in dem Wagen der römiſchen Bäuerinnen?“

„Er führte ſie als Kutſcher verkleidet.“

„Und hernach?“ fragte der Graf.

„Nun, hernach nahm der Franzoſe die Maske ab; Tereſa that, immer mit Bewilligung des Hauptmanns, daſſelbe; der Franzoſe verlangte eine Zuſammenkunft, Tereſa ſagte ſie ihm zu; nur fand ſich ſtatt Tereſa Beppo auf den Stufen der San-Giacomo Kirche....“

„Wie!“ unterbrach ihn Franz, „die Bäuerin, welche ihm ſein Moccoletto entriß? ...“

„War ein junger Burſche von fünfzehn Jahren; doch Ihr Freund braucht ſich nicht zu ſchämen, daß er ſich ſo fangen ließ, Beppo hat noch Andere überliſtet.“

„Und Beppo führte ihn vor die Stadt?“

„Allerdings; ein Wagen wartete am Ende der Via Macello, Beppo ſtieg ein und forderte den Franzoſen auf, ihm zu folgen; er ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, bot Beppo ganz artig die Hand und ſetzte ſich neben ihn. Dieſer ſagte ihm nun, er führe ihn nach einer Villa, welche eine Meile von der Stadt liege. Der Franzoſe verſicherte Beppo, er ſei bereit, ihm bis an das Ende der Welt zu folgen. Sogleich fuhr der Kutſcher die Strada di Ripetta hinauf, erreichte die Porta di San Paolo, und als der Franzoſe, zwei hundert Schritte in der Campagna, zu unternehmend wurde, ſetzte ihm Beppo ein Paar Piſtolen vor die Bruſt; raſch hielt der Kutſcher ſeine Pferde an, wandte ſich auf ſeinem Sitze um und that daſſelbe. Zu gleicher Zeit ſtürzten vier von den Unſeren, welche am Ufer des Almo verborgen waren, an die Kutſchenſchläge. Der Franzoſe hatte gute Luſt, ſich zu vertheidigen, würgte Beppo auch ein wenig, wie ich ſagen hörte, aber es war gegen fünf bewaffnete Männer nichts zu machen: er mußte ſich ergeben; man ließ ihn ausſteigen, folgte dem Ufer des Flüßchens, und führte ihn zu Tereſa und Luigi, die ihn in den Katakomben von S. Sebaſtiano erwarteten.“

„Ei, das iſt eine Geſchichte ſo gut wie jede andere,“

bemerkte der Graf gegen Franz. „Was ſagen Sie dazu, Sie, der Sie Kenner ſind?“

„Ich würde ſie ſehr luſtig finden, wäre ſie einem Anderen, als dem armen Albert begegnet.“

„Wenn Sie mich nicht gefunden hätten,“ erwiederte der Graf, „ſo würde dieſes Liebesabenteuer Ihren Freund ziemlich viel gekoſtet haben; doch beruhigen Sie ſich, er wird mit der Angſt davonkommen.“

„Und wir ſuchen ihn immer noch auf?“ fragte Franz.

„Bei Gott! um ſo mehr, als er ſich an einem ſehr maleriſchen Orte befindet. Kennen Sie die Katakomben von San Sebaſtiano?“

„Nein, ich bin nie in denſelben geweſen, doch ich gedachte ſie eines Tages zu beſuchen.“

„Wohl, ſo iſt die Gelegenheit gefunden, und es wäre wahrlich ſchwer, eine beſſere zu finden. Haben Sie Ihren Wagen?“

„Nein.“

„Gleichviel; es iſt bei mir Gewohnheit, Tag und Nacht einen Wagen angeſpannt halten zu laſſen.“

„Tag und Nacht angeſpannt?“

„Ja, ich bin ein ſehr launenhaftes Weſen und muß Ihnen ſagen, daß mir zuweilen, wenn ich aufſtehe, am Ende meines Mittagsmahles, mitten in der Nacht, die Luſt kommt, nach irgend einem Punkte der Welt zu reiſen, und dann reiſe ich auch.“

Der Graf läutete, ſein Kammerdiener erſchien.

„Laſſen Sie den Wagen aus der Remiſe führen,“ ſagte der Graf zu ihm, „nehmen Sie die Piſtolen heraus, welche in den Taſchen ſind; es iſt nicht nöthig, den Kutſcher zu wecken, Ali fährt.“

Nach einem Augenblick hörte man das Geräuſch des Wagens, welcher vor der Thüre hielt.

„Halb ein Uhr,“ ſprach der Graf, nachdem er ſeine Uhr gezogen, „wir hätten erſt um fünf Uhr abgehen können und wären noch zu rechter Zeit gekommen; doch

bei dieſer Zögerung würde Ihr Gefährte vielleicht eine ſchlimme Stunde zugebracht haben, und es iſt daher beſſer, ihn auf der Stelle den Händen der Ungläubigen zu entziehen. Sind Sie immer noch entſchloſſen, mich zu begleiten?“

„Mehr als je.“

„Wohl, ſo kommen Sie.“

Franz und der Graf verließen das Zimmer, gefolgt von Peppino. Vor der Thüre fanden ſie den Wagen, Ali ſaß auf dem Bocke; Franz erkannte den ſtummen Sklaven der Grotte von Monte Chriſto. Franz und der Graf ſtiegen in den Wagen; Peppino ſetzte ſich neben Ali und man fuhr im Galopp fort. Ali hatte vorher Befehle erhalten, denn er fuhr über den Corſo, durch das Campo Vaccino, die Strada San Gregorio und erreichte die Porta di San Sebaſtiano: hier wollte der Thorwart einige Schwierigkeiten machen, aber der Graf von Monte Chriſto zeigte ihm einen Erlaubnißſchein vom Gouverneur von Rom, der ihm zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ungehinderten Aus- und Einlaß zuſicherte; das Fallgatter wurde alſo aufgezogen, der Thorwart erhielt einen Louisd'or für ſeine Mühe, und man fuhr hinaus.

Die Straße, welcher der Wagen folgte, war die alte, völlig von Gräbern begränzte Via Appiana. Von Zeit zu Zeit kam es Franz beim Lichte des aufgehenden Mondes vor, als ob eine Schildwache von einer Ruine hervorträte; doch auf ein zwiſchen Peppino und dieſer Schildwache ausgetauſchtes Zeichen kehrte ſie in den Schatten zurück und verſchwand. Etwas vor dem Circus von Caracalla hielt der Wagen an, Peppino öffnete den Schlag und Franz und der Graf ſtiegen aus.

„In zehn Minuten ſind wir an Ort und Stelle,“ ſagte der Graf zu ſeinem Begleiter. Dann nahm er Peppino bei Seite, gab ihm leiſe einen Befehl, und der Bandit entfernte ſich, nachdem er ſich mit einer Fackel verſehen hatte, die er aus einem Kiſtchen hervorzog.

Es vergingen fünf Minuten, während welcher Franz Peppino auf einem ſchmalen Fußpfade inmitten der Terrainbewegungen, welche den von Convulſionen erſchütterten Boden von Rom bilden, fortſchreiten un dann in dem hohen, röthlichen Graſe verſchwinden ſah, das der geſträubten Mähne eines rieſigen Löwen gleicht.

„Nun wollen wir ihm folgen,“ ſagte der Graf.

Franz und der Graf ſchlugen denſelben Fußpfad ein, der ſie nach hundert Schritten auf einen Abhang führte, welcher ſich in ein Thälchen ſenkte. Bald erblickte man zwei Männer, die im Schatten mit einander ſprachen.

„Müſſen wir noch weiter gehen oder warten?“ fragte Franz den Grafen.

„Immer vorwärts; Peppino wird die Schildwache von unſerer Ankunft benachrichtigt haben.“

Der eine von dieſen Männern war in der That Peppino, der andere ein als Schildwache aufgeſtellter Bandit. Franz und der Graf näherten ſich, Peppino grüßte.

„Excellenz,“ ſagte Peppino, ſich an den Grafen wendend, „wollen Sie mir folgen, die Oeffnung der Katakomben iſt nur zwei Schritte von hier.“

„Gut,“ ſprach der Graf, „gehe voraus.“

Es bot ſich in der That hinter einem Gebüſch und mitten unter einigen Felſen eine Oeffnung, durch welche kaum ein Mann dringen konnte. Peppino ſchlüpfte zuerſt hinein; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als der unterirdiſche Gang ſich erweiterte. Er blieb nun ſtehen, zündete ſeine Fackel an, und wandte ſich um, ohne Zweifel um zu ſehen, ob man ihm folgte.

Der Graf war zuerſt in eine Art von Luftloch gedrungen und Franz kam nach ihm. Das Terrain vertiefte ſich auf einem ſanften Abhang und wurde immer weiter, je mehr man vorrückte. Franz und der Graf waren jedoch noch genöthigt, gebückt zu marſchiren, und konnten nur mit Mühe zu zwei neben einander

gehen. Sie machten auf dieſe Weiſe noch ungefähr fünfzig Schritte, dann wurden ſie durch den Ruf: „Wer da?“ aufgehalten. Zu gleicher Zeit ſahen ſie inmitten der Finſterniß auf dem Laufe eines Carabiners den Reflex ihrer eigenen Fackel glänzen.

„Gut Freund!“ antwortet Peppino, und ging allein voran, ſagte einige Worte mit leiſer Stimme zu der Schildwache, welche, wie die erſte, grüßte und dann den nächtlichen Gäſten durch ein Zeichen bedeutete, ſie könnten weiter gehen. Hinter der Wache war eine Treppe von ungefähr zwanzig Stufen. Franz und der Graf ſtiegen die zwanzig Stufen hinab und befanden ſich in einer Art von Gruftkreuzweg. Fünf Wege liefen wie die Strahlen eines Geſtirnes von dieſer Stelle aus und in über einander geſetzten Niſchen in Form von Särgen ausgegraben, deuteten die Wände an, daß man in den Katakomben angelangt war. In einer von dieſen Höhlen, deren Ausdehnung ſich unmöglich unterſcheiden ließ, gewahrte man einige Lichtreflexe. Der Graf legte die Hand auf die Schulter von Franz und ſagte zu ihm:

„Wollen Sie ein Lager ruhender Banditen ſehen?“

„Gewiß!“ antwortete Franz.

„Wohl! ſo folgen Sie mir; Peppino, löſche Deine Fackel aus.“

Peppino gehorchte, und Franz und der Graf befanden ſich in der tiefſten Finſterniß; nur tanzten fortwährend etwa fünfzig Schritte vor ihnen längs den Wänden einige röthliche Scheine hin, welche noch ſichtbarer geworden waren, ſeitdem Peppino ſeine Fackel ausgelöſcht hatte. Sie rückten langſam vor, wobei der Graf Franz leitete, als beſäße er die ſeltene Fähigkeit, in der Finſterniß zu ſehen. Franz unterſchied übrigens ſelbſt leichter, je mehr er ſich den Reflexen näherte, die ihnen als Führer dienten.

Drei Arcaden, von denen die mittlere als Thüre zu betrachten war, gewährten ihnen Durchlaß. Dieſe

Arcaden öffneten ſich einer Seits nach dem Gange, wo Franz und der Graf ſich befanden, anderer Seits nach einem großen viereckigen Gemache, das ganz von Niſchen, den von uns erwähnten ähnlich, umgeben war. Mitten in dieſem Gemach erhoben ſich vier Steine, welche einſt als Altar gedient hatten, wie das dieſelben überragende Kreuz andeutete. Eine einzige auf einem Säulenſchafte ſtehende Lampe beleuchtete mit einem bleichen, flackernden Lichte die ſeltſame Scene, die ſich den Augen der im Schatten verborgenen zwei Gefährten bot.

Ein Mann ſaß, den Ellenbogen auf dieſe Säule geſtützt, und las den Rücken den Arcaden zuwendend, durch deren Oeffnung die Ankömmlinge ihn betrachteten. Es war der Anführer der Bande, Luigi Vampa. Rings umher ſah man nach ihrer Laune gruppirt, in ihren Mänteln liegend oder an eine Art von Steinbank gelehnt, welche das Columbarium umgab, etwa zwanzig Räuber; jeder hatte ſeinen Carabiner im Bereiche ſeiner Hand. Im Hintergrunde ging ſchweigſam, kaum ſichtbar und einem Schatten ähnlich, eine Schildwache vor einer Oeffnung auf und ab, die man nur zu unterſcheiden vermochte, weil die Finſterniß an dieſem Orte dichter war.

Als der Graf glaubte, Franz hätte ſeine Blicke hinreichend an dieſem pittoresken Bilde geweidet, legte er den Finger an ſeine Lippen, um ihm Stillſchweigen zu empfehlen, trat die drei Stufen hinabſteigend, welche von dem Gange in das Columbarium führten, durch die mittlere Arcade in das Gemach und ging auf Vampa zu, der ſo tief in das Leſen verſunken war, daß er das Geräuſch ſeiner Tritte nicht hörte.

„Wer da?“ rief die Schildwache, welche, weniger von einem fremden Gegenſtande in Anſpruch genommen, bei dem Schimmer der Lampe etwas wie einen Schatten ſah, der hinter ihrem Hauptmann immer größer wurde. Bei dieſem Rufe erhob ſich Vampa raſch und

zog gleichzeitig eine Piſtole aus ſeinem Gürtel. In einem Augenblick waren alle Banditen auf den Beinen und zwanzig Carabinerläufe richteten ſich auf den Grafen.

„Nun!“ ſagte dieſer mit vollkommen ruhiger Stimme und ohne daß eine Muskel ſeines Geſichtes ſich rührte: „nun! mein lieber Vampa, es ſcheint, Ihr macht Euch große Unkoſten, um einen Freund zu empfangen.“

„Nieder die Gewehre!“ rief der Anführer mit einem gebieteriſchen Zeichen einer Hand, während er mit der andern ehrfurchtsvoll ſeinen Hut abnahm. Dann ſich gegen die ſeltſame Perſon umwendend, welche dieſe ganze Scene beherrſchte, ſprach er:

„Verzeihen Sie, Herr Graf, aber ich war ſo weit entfernt, die Ehre Ihres Beſuches zu erwarten, daß ich Sie nicht erkannte.“

„Es ſcheint, Ihr habt in allen Dingen ein kurzes Gedächtniß, Vampa,“ entgegnete der Graf „und Ihr vergeßt nicht nur das Geſicht der Menſchen, ſondern auch die Bedingungen, die Ihr mit ihnen eingegangen.“

„Welche Bedingungen habe ich vergeſſen, Herr Graf?“ fragte der Bandit, wie ein Menſch, dem, wenn er einen Fehler begangen hat, Alles daran liegt, denſelben wieder gut zu machen.

„Sind wir nicht mit einander übereingekommen, daß Euch nicht nur meine Perſon, ſondern auch die meiner Freunde heilig ſein ſollen?“

„In welcher Beziehung habe ich mich gegen dieſen Vertrag verfehlt, Excellenz?“

„Ihr habt den Vicomte Albert von Morcerf entführt und hierher gebracht: nun, ſo wißt,“ fuhr der Graf mit einem Tone fort, der Franz beben machte, „dieſer junge Mann gehört zu meinen Freunden, dieſer junge Mann wohnt in demſelben Gaſthofe wie ich, dieſer junge Mann hat acht Tage lang in meinem Wagen Corſo gemacht, und deſſen ungeachtet, ich wie-

derhole es, habt Ihr ihn entführt, hierher geſchleppt und —“ der Graf zog den Brief aus der Taſche — „ein Löſegeld wie für den Nächſten den Beſten feſtgeſetzt.“

„Warum habt Ihr mich nicht davon in Kenntniß geſetzt?“ ſagte der Anführer ſich gegen ſeine Leute umwendend, welche insgeſammt vor ſeinem Blicke zurückwichen; „warum habt Ihr mich der Unbilde preisgegeben, daß ich mein Wort breche gegen einen Mann, der unſerer Aller Leben in ſeinen Händen hat?“ Bei dem Blute Chriſti! wenn ich dächte, einer von Euch hätte gewußt, der junge Mann wäre der Freund Seiner Excellenz, ich würde ihm die Hirnſchale zerſchmettern.“

„Nun!“ ſprach der Graf, ſich an Franz wendend, „ich ſagte Ihnen, es walte irgend ein Irrthum ob.“

„Sind Sie nicht allein?“ fragte Vampa unruhig.

„Die Perſon iſt bei mir, an welche der Brief gerichtet war; ich wollte ihr beweiſen, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort iſt. Kommen Sie, Excellenz,“ ſprach er zu Franz, „hier iſt Luigi Vampa, der Ihnen ſelbſt zu ſagen wünſcht, er ſei in Verzweiflung über den Irrthum, den er begangen hat.“

Franz näherte ſich; der Banditenanführer trat ihm entgegen und ſprach:

„Seien Sie willkommen unter uns, Excellenz; Sie haben gehört, was der Herr Graf ſagte und was ich antwortete: ich füge bei, nicht um die vier tauſend Piaſter, die ich als Löſegeld Ihres Freundes beſtimmte, wollte ich, daß dergleichen geſchehen wäre.“

„Doch wo iſt der Gefangene?“ verſetzte Franz unruhig umherſchauend, „ich ſehe ihn nicht.“

„Es iſt ihm hoffentlich nichts widerfahren?“ fragte der Graf, die Stirne faltend.

„Der Gefangene iſt dort,“ antwortete Vampa, auf die Vertiefung deutend, vor welcher der Bandit als

Schildwache auf und ab ging; „ich werde ihm ſelbſt ankündigen, daß er frei iſt.“

Der Anführer ſchritt nach dem von ihm bezeichneten Orte zu, der Albert als Gefängniß dienen ſollte, und Franz folgte ihm mit dem Grafen.

„Was macht der Gefangene?“ fragte Vampa die Schildwache.

„Meiner Treue, Kapitän, ich weiß es nicht; ſeit einer Stunde höre ich keine Bewegung von ihm.“

„Kommen Sie, Excellenz,“ ſagte Vampa.

Der Graf und Franz ſtiegen ſieben bis acht Stufen, ſtets den Kapitän voran, hinauf; ſobald dieſer einen Riegel gezogen und eine Thüre aufgeſtoßen hatte, konnte man beim Schimmer einer Lampe, der ähnlich, welche das Columbarium erhellte, Albert ſehen, welcher in einen Mantel gehüllt, den ihm einer von den Banditen geliehen hatte, in einem Winkel im tiefſten Schlafe lag.

„Sieh da,“ ſagte der Graf mit ſeinem eigenthümlichen Lächeln, „nicht übel für einen Menſchen, der am Morgen um ſieben Uhr erſchoſſen werden ſollte.“

Vampa ſchaute den ſchlafenden Albert mit einer gewiſſen Bewunderung an; man ſah, daß er für einen ſolchen Beweis von Muth nicht unempfindlich war.

„Sie haben Recht, Herr Graf,“ ſagte er, „dieſer Mann muß zu Ihren Freunden gehören.“ Dann ſich Albert nähernd und ihn an der Schulter berührend:

„Excellenz, iſt's gefällig aufzuwachen?“

„Ah! ah!“ ſagte Albert, „Ihr ſeid es, Kapitän? Ihr hättet mich, bei Gott! ſollen ſchlafen laſſen: ich hatte einen entzückenden Traum; es träumte mir, ich tanze Galopp bei Torlonia mit der Gräfin G.*** (Er zog ſeine Uhr, welche er behalten hatte, um ſelbſt zu beurtheilen, wie viel Zeit abgelaufen.) Halb zwei Uhr Morgens . . . warum des Teufels wecktet Ihr mich zu dieſer Stunde?“

„Um Ihnen zu ſagen, daß Sie frei ſind, Excellenz.“

„Mein Lieber,“ erwiederte Albert mit vollkommener

Geiſtesfreiheit, „beachtet in Zukunft die Maxime von Napoleon dem Großen: „„Weckt mich nur wegen ſchlimmer Nachrichten."" Hättet Ihr mich ſchlafen laſſen, ſo würde ich meinen Galopp beendigt haben und wäre Euch mein Leben lang dankbar. . . Man hat alſo mein Löſegeld bezahlt?"

„Nein, Excellenz."

„Warum bin ich frei?"

„Einer, dem ich nichts verweigern kann, hat Sie reclamirt."

„Hier an dieſem Orte?"

„Hier an dieſem Orte."

„Ah! bei Gott, dieſer Jemand iſt ſehr liebenswürdig."

Albert ſchaute umher, erblickte Franz und rief:

„Wie, Sie, mein lieber Freund, Sie treiben die Ergebenheit ſo weit?"

„Nein, nicht ich, ſondern der Herr Graf von Monte Chriſto."

„Ah! bei Gott! Herr Graf," ſprach heiter Albert, während er ſeine Cravate und ſeine Manchetten ordnete, „Sie ſind wahrlich ein koſtbarer Mann, und ich hoffe, daß Sie mich als Ihren ewig Verbundenen anſehen werden, einmal wegen der Wagen-Angelegenheit, und dann für dieſen Vorfall," und er reichte die Hand dem Grafen, welcher bebte, während er ihm die ſeinige gab, aber ſie ihm dennoch gab.

Der Bandit ſchaute dieſe Scene mit erſtaunter Miene an; er war offenbar gewohnt, ſeine Gefangenen vor ihm zittern zu ſehen, und hier fand er einen, deſſen heitere Laune keine Veränderung erlitten hatte; Franz aber war entzückt, daß Albert ſelbſt einem Banditen gegenüber die Ehre der Nation aufrecht erhalten hatte.

„Mein lieber Albert," ſagte er zu ihm, „wenn Sie ſich beeilen wollen, ſo haben wir noch Zeit, die Nacht bei Torlonia zu beſchließen. Sie nehmen Ihren

Galopp wieder auf, wo Sie ihn unterbrochen haben, und werden ſomit keinen Groll gegen den edeln Herrn Luigi bewahren, der ſich in der That bei dieſer ganzen Angelegenheit auf das Artigſte benommen hat."

„Ah! gewiß," verſetzte Albert, „Sie haben Recht, wir können um zwei Uhr dort ſein. Herr Luigi, iſt irgend einer andern Förmlichkeit zu entſprechen, um von Euerer Excellenz Abſchied zu nehmen?"

„Keiner, mein Herr," antwortete der Bandit, „Sie ſind frei, wie die Luft."

„Dann wünſche ich Ihnen ein luſtiges Leben. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie!"

Und von Franz und dem Grafen gefolgt, ging Albert die Treppe hinab und durchſchritt den großen viereckigen Saal. Alle Banditen ſtanden und hatten den Hut in der Hand.

„Peppino," ſprach der Kapitän, „gib mir die Fackel."

„Was macht Ihr denn?" fragte der Graf.

„Ich führe Sie zurück, das iſt die geringſte Ehre, die ich Euerer Excellenz erzeigen kann."

Und er nahm die Fackel aus den Händen des Hirten und ging ſeinen Gäſten voran, nicht wie ein Diener, der ein knechtiſches Werk vollzieht, ſondern wie ein König, der ſeinen Botſchaftern voranſchreitet. An der Thüre angelangt, verbeugte er ſich und ſprach:

„Und nun, mein Herr Graf, wiederhole ich meine Entſchuldigungen, und ich hoffe, daß Sie mir wegen deſſen, was geſchehen iſt, nicht ferner grollen werden."

„Nein, mein lieber Vampa," ſagte der Graf; „Ihr ſühnt überdies Euere Irrthümer auf eine ſo artige Weiſe, daß man verſucht iſt, Euch dafür, daß Ihr ſie begangen habt, Dank zu wiſſen."

„Meine Herren," ſprach der Banditenanführer, ſich nach den jungen Männern umwendend, „vielleicht kommt Ihnen mein Anerbieten nicht ſehr lockend vor, aber wenn Sie je Luſt in ſich verſpüren, mir einen zweit-

Beſuch zu machen, ſo werden Sie, wo ich auch ſein mag, ſtets willkommen ſein.“

Franz und Albert grüßten. Der Graf ging hinaus, ihm folgte Albert. Franz blieb bis zuletzt.

„Euere Excellenz hat noch etwas zu fragen?“ ſagte Vampa lächelnd.

„Ja, ich geſtehe es,“ erwiederte Franz, „ich wäre neugierig, zu erfahren, in welchem Werke Ihr mit ſo großer Aufmerkſamkeit laſet, als wir hieher kamen.“

„In den Commentaren Cäſars,“ ſagte der Bandit, „es iſt mein Lieblingsbuch.“

„Nun, kommen Sie nicht?“ fragte Albert.

„Doch wohl, hier bin ich,“ antwortete Franz. Und er verließ den Gang ebenfalls. Man machte einige Schritte in der Ebene.

„Oh! verzeihen Sie, ſagte Albert umkehrend; „wollt mir erlauben, Kapitän?“ Und er zündete ſeine Cigarre an der Fackel von Vampa an.

„Nun ſo geſchwinde als möglich, mein Herr Graf,“ ſprach er; „es iſt mir ungeheuer viel daran gelegen, die Nacht bei dem Herzog von Bracciano zu beſchließen.“

Man fand den Wagen, wo man ihn gelaſſen hatte. Der Graf ſagte ein einziges arabiſches Wort zu Ali und die Pferde liefen im ſtärkſten Galopp. Es war zwei Uhr, als die Freunde wieder im Tanzſaale erſchienen; ihre Rückkehr machte das größte Aufſehen; da ſie aber mit einander kamen, ſo hörte jede Unruhe, die man über Albert gehabt hatte, im Augenblick auf.

„Madame, ſprach der Vicomte von Morcerf, auf die Gräfin zuſchreitend, „Sie haben geſtern die Güte gehabt, mir einen Galopp zu verſprechen, ich komme etwas ſpät, um Sie an dieſe entzückende Zuſage zu erinnern; doch hier iſt ein Freund, deſſen Wahrheitsliebe Sie kennen: er wird Ihnen beſtätigen, daß ich nicht Schuld daran bin.“

Und da die Muſik in dieſem Augenblick das Signal zum Walzer gab, ſo ſchlang Albert ſeinen Arm um die

Hüften der Gräfin und verſchwand mit derſelben im Wirbel der Tänzer. Während dieſer Zeit dachte Franz an das ſeltſame Schauern, das den ganzen Leib des Grafen in dem Augenblick durchlaufen hatte, wo er gewiſſer Maßen genöthigt geweſen war, Albert die Hand zu geben.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Rendezvous.

Am andern Tage, nachdem er aufgeſtanden war, machte Albert ſeinem Freunde mit dem erſten Worte den Vorſchlag, den Grafen zu beſuchen. Er hatte ihm zwar bereits gedankt, aber er begriff, daß ein Dienſt, wie der Graf ihm einen geleiſtet, wohl zwei Dankſagungen werth war. Franz, den ein mit Furcht gemiſchter Zauber zu dem Grafen von Monte Chriſto hinzog, wollte Albert nicht allein zu dieſem Manne gehen laſſen und begleitete ihn. Beide wurden eingeführt; nach fünf Minuten erſchien der Graf.

„Mein Herr Graf," ſagte Albert ihm entgegengehend, „erlauben Sie mir, Ihnen dieſen Morgen zu wiederholen, was ich geſtern ſchlecht ausgedrückt habe: nie werde ich vergeſſen, unter welchen Umſtänden Sie mir zu Hülfe gekommen ſind, und ſtets werde ich mich erinnern, daß ich Ihnen das Leben zu verdanken habe."

„Mein lieber Nachbar," antwortete der Graf lachend, „Sie übertreiben Ihre Verbindlichkeiten gegen mich, denn Sie ſind mir nicht mehr ſchuldig, als eine kleine

Erſparniß von zwanzigtauſend Franken an Ihrem Reiſe=budget. Sie ſehen, daß es nicht der Mühe werth iſt, davon zu ſprechen. Empfangen Sie Ihrer Seits meine Komplimente," fügte er bei, „Sie beſitzen eine bewun=derungswürdige Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Benehmens."

„Was wollen Sie, Herr Graf?" entgegnete Al=bert, „ich bildete mir ein, ich hätte ſchlimme Händel gehabt, und ein Duell wäre daraus erfolgt, und ſo wollte ich dem Banditen Eines begreiflich machen: daß man ſich in allen Ländern der Welt ſchlägt, daß jedoch nur die Franzoſen ſich lachend ſchlagen. Nichtsdeſtowe=niger, da meine Verbindlichkeit Ihnen gegenüber nicht minder groß iſt, komme ich, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht durch mich, durch meine Freunde und meine Bekannten in irgend einer Beziehung nützlich ſein könnte? Spaniſchen Urſprungs, nimmt mein Vater, der Vicomte von Morcerf, eine hohe Stellung in Spanien und in Frankreich ein; verfügen Sie über mich und über alle Menſchen, die mich lieben."

„Ich geſtehe, Herr von Morcerf," erwiederte der Graf, „ich erwartete Ihr Anerbieten und nehme es von ganzem Herzen an. Bereits war es meine Abſicht, Sie um einen großen Dienſt zu bitten."

„Um was?"

„Ich bin nie in Paris geweſen, ich kenne Paris nicht."

„Wirklich!" rief Albert, „Sie konnten bis jetzt le=ben, ohne Paris zu ſehen? Das iſt unglaublich."

„Und dennoch iſt es ſo. Doch ich fühle, daß eine längere Unkenntniß dieſer Hauptſtadt der intelligenten Welt etwas Unmögliches iſt. Mehr noch: ich hätte die ſeit langer Zeit unerläßliche Reiſe vielleicht bereits gemacht, wäre ich mit irgend Jemand bekannt geweſen, der mich in dieſe Welt eingeführt haben würde, in der ich mich keiner Verbindung erfreue."

„Oh! ein Mann wie Sie!" rief Albert.

„Sie ſind ſehr gütig. Doch da ich eben kein anderes Verdienſt von mir kenne, als daß ich mit Ihren reichſten Banquiers in die Schranken zu treten im Stande bin, und da ich nicht nach Paris gehe, um an der Börſe zu ſpielen, ſo hielt mich dieſer kleine Umſtand zurück. Ihr Anerbieten hat aber nunmehr meinen Entſchluß zur Reiſe gebracht. Machen Sie ſich anheiſchig, mein lieber Herr von Morcerf (der Graf begleitete dieſe Worte mit einem ſeltſamen Lächeln), machen Sie ſich anheiſchig, wenn ich nach Frankreich gehe, mir die Thüren dieſer Welt zu öffnen, in der ich ſo fremd ſein werde, wie ein Hurone oder ein Cochinchineſe?“

„Oh! was das betrifft, mein Herr Graf, ganz gut und mit der größten Freude, um ſo mehr (mein lieber Franz, ſpotten Sie nicht zu ſehr über mich), als ich nach Paris durch einen mir ſo eben zugekommenen Brief zurückgerufen werde, worin für mich von einer Verbindung mit einem ſehr angenehmen Hauſe die Rede iſt, das in den ſchönſten Verhältniſſen zu der ganzen Pariſer Welt ſteht.“

„Verbindung durch Heirath?“ verſetzte Franz lachend.

„Oh! mein Gott, ja. Wenn Sie nach Paris zurückkommen, finden Sie mich als einen geſetzten Mann und vielleicht als Familienvater. Nicht wahr, das wird ſich zu meinem natürlichen Ernſte gut machen? In jedem Falle wiederhole ich Ihnen, Graf, ich und die Meinigen gehören Ihnen mit Leib und Seele.“

„Ich nehme es an,“ ſprach der Graf, „denn ich ſchwöre Ihnen, es fehlte mir nur eine ſolche Gelegenheit, um Pläne zu verwirklichen, welche ich ſeit geraumer Zeit wiederkaue.“

Franz zweifelte nicht einen Augenblick, dieſe Pläne wären diejenigen, über welche der Graf in der Grotte von Monte Chriſto ein Wort hatte fallen laſſen, und er ſchaute den Grafen, während er ſprach, feſt an, um auf ſeinem Geſichte irgend eine Enthüllung der Entwürfe, die ihn nach Paris führten, zu erhaſchen; aber es

war ſehr ſchwierig, in das Innere dieſes Mannes einzudringen, beſonders wenn er es mit einem Lächeln verſchleierte.

„Doch ſagen Sie, Graf," verſetzte Albert, der entzückt darüber war, daß er einen Mann wie Monte Chriſto in ſeiner Welt vorſtellen ſollte, „iſt es nicht einer von den Luftentwürfen, wie man tauſende auf der Reiſe macht, welche jedoch, auf Sand gebaut, von dem erſten Hauche des Windes fortgetragen werden?"

„Nein, bei meiner Ehre, ich gehe nach Paris, ich muß dahin gehen."

„Wann dies?"

„Wann werden Sie ſelbſt dort ſein?"

„Ich?" erwiederte Albert, „in vierzehn Tagen oder ſpäteſtens drei Wochen, gerade ſo viel ich Zeit zur Rückkehr brauche."

„Wohl! ich gebe Ihnen drei Monate; Sie ſehen, ich mache das Maß lang."

„Und in drei Monaten werden Sie an meine Thüre klopfen?" rief Albert voll Freude.

„Wollen Sie ein Rendezvous Tag für Tag, Stunde für Stunde? Ich ſage Ihnen, daß ich von einer verzweifelten Pünktlichkeit bin."

„Tag für Tag, Stunde für Stunde!" ſprach Albert, „das iſt mir äußerſt angenehm."

„Wohl, es ſei!"

Und er ſtreckte die Hand nach einem in der Nähe des Spiegels hängenden Kalender aus und fuhr dann fort:

„Wir haben heute den 21ſten Februar (er zog ſeine Uhr), es iſt halb eilf Uhr Morgens. Wollen Sie mich am 21. Mai um halb eilf Uhr Morgens erwarten?"

„Vortrefflich! das Frühſtück wird bereit ſein."

„Wo wohnen Sie?"

„In der Rue du Helder, Nr. 27."

„Sie ſind Junggeſelle und ich beläſtige Sie nicht?"

„Ich wohne im Hotel meines Vaters, aber in einem völlig abgeſonderten Hintergebäude."

„Gut.“

Der Graf nahm ſeine Schreibetafel und ſchrieb: Rue du Helder, Nr. 27, am 21ſten Mai um halb eilf Uhr Morgens.

„Und nun ſeien Sie unbeſorgt,“ ſagte der Graf“ „der Zeiger Ihrer Uhr wird nicht pünktlicher ſein, als ich.“

„Ich ſehe Sie noch vor meiner Abreiſe?“ fragte Albert.

„Je nachdem: wann reiſen Sie?“

„Morgen Abend um fünf Uhr.“

„Dann ſage ich Ihnen Lebewohl. Ich habe Geſchäfte in Neapel und werde erſt Samſtag Abend oder Sonntag am Morgen zurückkommen. „Und Sie,“ fragte der Graf Franz, „reiſen Sie ebenfalls, Herr Baron?“

„Ja.“

„Nach Frankreich?“

„Nein nach Venedig. Ich bleibe noch ein oder zwei Jahre in Italien.“

„Wir werden uns alſo nicht in Paris ſehen?“

„Ich befürchte, die Ehre nicht zu haben.“

„Auf, meine Herren, glückliche Reiſe,“ ſagte der Graf zu den zwei Freunden und reichte jedem eine Hand.

Es war das erſte Mal, daß Franz die Hand dieſes Mannes berührte; er bebte, denn ſie war eiſig wie die eines Todten.

„Zum letzten Male frage ich Sie,“ ſprach Albert, „nicht wahr, es iſt auf Ehrenwort abgemacht? Rue du Helder, Nr. 27, am 21ſten Mai um halb eilf Uhr Morgens?“

„Am 21ſten Mai um halb eilf Uhr Morgens, Rue du Helder, Nr. 27.“

Hienach grüßten die jungen Männer den Grafen und entfernten ſich.

„Was haben Sie denn?“ ſagte Albert, in ſein Zimmer zurückkehrend, zu Franz, „Sie ſehen ganz ſorgenvoll aus?“

„Ja, ich geſtehe, der Graf iſt ein ſeltſamer Mann,“ antwortete Franz, „und nur mit Unruhe ſehe ich das Rendezvous, das er Ihnen in Paris gibt.“

„Mit Unruhe dieſes Rendezvous! Ah! Sie ſind verrückt, mein lieber Franz!“ rief Albert.

„Ob verrückt, ob nicht, es bleibt doch ſo.“

„Hören Sie, und es iſt mir lieb, daß ſich eine Gelegenheit bietet, Ihnen dies zu ſagen, ich habe Sie ſehr kalt gegen den Grafen gefunden, während mir ſein Benehmen gegen Sie tadellos, ja ſogar höchſt zuvorkommend erſchien. Haben Sie etwas Beſonderes gegen ihn einzuwenden?“

„Vielleicht.“

„Sollten Sie ihn irgendwo geſehen haben, ehe Sie ihm hier begegneten?“

„Allerdings.“

„Wo?“

„Verſprechen Sie mir, nicht ein Wort von dem zu ſagen, was ich Ihnen mittheilen werde?“

„Ich verſpreche es Ihnen.“

„Gut. Hören Sie.“

Hierauf erzählte Franz ſeinem Freunde den ganzen Verlauf ſeines Ausflugs nach der Inſel Monte Chriſto, wie er dort mehrere Schmuggler gefunden und unter dieſen Schmugglern corſiſche Banditen. Er verweilte bei allen einzelnen Umſtänden der feenhaften Gaſtfreundſchaft, die ihm der Graf in ſeiner Grotte von Tauſend und eine Nacht hatte angedeihen laſſen; er ſprach vom Abendbrod, vom Haſchiſch, von den Statuen, von Wirklichkeit und Traum, und wie am Morgen als Beweis und als Erinnerung an alle dieſe Ereigniſſe nichts mehr übrig geblieben, als eine kleine Yacht, welche er am Horizont nach Porto Vecchio ſegeln ſah. Dann ging er auf Rom über, auf die Nacht im Coliſſeum, auf das Geſpräch, das er in Beziehung auf Peppino zwiſchen ihm und Vampa gehört, und wobei der Graf verſprochen, die Begnadigung des Ban-

diten zu erlangen, ein Verſprechen, das er, wie die Leſer ſelbſt beurtheilen konnten, vollkommen hielt.

Endlich gelangte er zu dem Abenteuer der vorhergehenden Nacht, zu ſeiner Verlegenheit, als er geſehen, daß ihm ſechs bis ſieben hundert Piaſter fehlten, um die erforderliche Summe vollſtändig zu machen, und endlich zu dem Gedanken, der ihn erfaßt, ſich an den Grafen zu wenden, was erwähnter Maßen einen zugleich ſo maleriſchen und befriedigenden Erfolg gehabt hatte.

Albert hörte Franz mit der größten Aufmerkſamkeit zu.

„Nun,“ ſagte er, als ſein Freund geendigt hatte, „was finden Sie daran auszuſetzen? Der Graf iſt Reiſender, der Graf hat ein eigenes Schiff, weil er reich iſt. Gehen Sie nach Portsmouth oder Southampton, und Sie werden die Hafen voll von Yachten ſehen, welche reichen Engländern gehören, die dieſelbe Phantaſie haben. Um zu wiſſen, wo er bei ſeinen Ausflügen anhalten ſoll, um nicht aus der abſcheulichen Küche zu eſſen, welche mich ſeit vier Monaten, Sie ſeit vier Jahren vergiftet, um nicht in den niederträchtigen Betten zu liegen; in denen man nicht ſchlafen kann, läßt er ſich ein Abſteigequartier auf Monte Chriſto einrichten; hat er ſein Abſteigeauartier eingerichtet, ſo befürchtet er, die toscaniſche Regierung könnte ihm den Abſchied geben, wodurch ſeine Ausgaben verloren gehen würden, und kauft die Inſel und nimmt den Namen davon an. Mein Freund, durchſuchen Sie Ihre Erinnerungen und ſagen Sie mir, wie Viele von unſeren Bekannten die Namen von Gütern annehmen, die ſie nie beſeſſen haben?“

„Aber die corſiſchen Banditen, die ſich bei ſeiner Mannſchaft befanden?“

„Was iſt darüber zu ſtaunen? Nicht wahr, Sie wiſſen beſſer, als irgend Jemand, daß die corſiſchen Banditen keine Räuber, ſondern einfach Flüchtlinge ſind, welche irgend eine Vendetta aus ihrer Stadt oder aus

ihrem Dorfe verbannt hat; man kann alſo mit ihnen zuſammen ſein, ohne ſich zu compromittiren. Ich meines Theils erkläre, daß ich, wenn ich je nach Corſica gehe, ehe ich mich dem Gouverneur oder dem Präfecten vorſtellen laſſe, mit den Banditen von Colomba Bekanntſchaft mache, vorausgeſetzt, man kann ihrer habhaft werden, denn ich finde Sie entzückend."

„Aber Vampa und ſeine Truppe ſind Banditen, welche die Leute feſtnehmen, um zu rauben; das werden Sie wohl nicht leugnen?" verſetzte Franz. „Was ſagen Sie zu dem Einfluß des Grafen auf dergleichen Leute?"

„Ich ſage, mein Lieber: inſofern ich aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſem Einfluß das Leben zu verdanken habe, iſt es nicht meine Sache, dies zu ſcharf zu beurtheilen. Statt ihm, wie Sie, ein Hauptverbrechen daraus zu machen, werden Sie es gutheißen, wenn ich ihn entſchuldige, nicht weil er mir das Leben gerettet, was ein wenig übertrieben iſt, ſondern weil er mir vier tauſend Piaſter erſpart hat, eine Summe, welche gerade zwanzig tauſend Franken unſeres Geldes gleichkommt, eine Summe, zu der man mich ſicherlich in Frankreich nicht angeſchlagen hätte, was zum Beweiſe dient," fügte er lachend bei, „daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nie etwas gilt."

„Wohl! gerade das iſt es: aus welchem Lande iſt der Graf? welche Sprache ſpricht er? was ſind ſeine Exiſtenzmittel? woher kommt ſein ungeheures Vermögen? wie war der erſte Theil ſeines verhängnißvollen, unbekannten Lebens beſchaffen? wer hat über den zweiten die düſtere, menſchenfeindliche Tinte verbreitet? Das wünſchte ich an Ihrer Stelle zu wiſſen."

„Mein lieber Franz," erwiederte Albert, „als Sie beim Empfang meines Briefes ſahen, daß Sie ſeines Einfluſſes bedurften, ſagten Sie zu dem Grafen: „„Albert von Morcerf, mein Freund, iſt in Gefahr. Helfen Sie mir ihn dieſer Gefahr entziehen;"" nicht wahr?

„Ja.“

„Dann fragte er: „Wer iſt Herr Albert von Morcerf? woher hat er ſeinen Namen? woher ſein Vermögen? was ſind ſeine Exiſtenzmittel? was iſt ſein Vaterland? wo iſt er geboren?““ ſprechen Sie, hat er Sie alles Dies gefragt?“

„Ich muß geſtehen, nein.“

„Es iſt ganz einfach gegangen; er hat mich den Händen von Vampa entzogen, wo ich, wie Sie ſagen, trotz meines ſcheinbar ungezwungenen Weſens eine ziemlich ſchlechte Rolle ſpielte; nun, mein Lieber, wenn er mich im Austauſch für einen ſolchen Dienſt bittet, für ihn das zu thun, was man jeden Tag für den nächſten den beſten italieniſchen oder ruſſiſchen Fürſten thut, der durch Paris reiſt, das heißt, ihn in der Welt vorzuſtellen . . . ſoll ich ihm dies verweigern? Stille doch, Franz, Sie ſind verrückt.“

Es iſt nicht zu leugnen, alle gute Gründe waren dies Mal, wider die Gewohnheit, auf der Seite von Albert.

„Machen Sie es, wie Sie wollen, mein lieber Vicomte,“ verſetzte Franz nach kurzem Stillſchweigen, „denn Alles, was Sie mir da ſagen, iſt, ich muß es geſtehen, dem Anſcheine nach völlig richtig; aber darum dünkt es mir nicht minder wahr, daß der Graf ein äußerſt eltſamer Mann iſt.“

„Der Graf von Monte Chriſto iſt ein Menſchenfreund; hat er Ihnen nicht geſagt, in welcher Abſicht er nach Paris kommt? nun wohl, er kommt, um ſich um den Monthyon-Preis zu bewerben, und wenn es nur meiner Stimme bedarf, damit er denſelben erhält, ſo werde ich ſie ihm geben. Hienach wollen wir dieſen Gegenſtand ruhen laſſen, mein lieber Franz, uns zu Tiſche ſetzen, und dann Sanct Peter einen letzten Beſuch machen.“

Es geſchah, wie Albert ſagte, und am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags trennten ſich die jun-

gen Leute, Albert von Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinay, um vierzehn Tage in Venedig zuzubringen.

Doch ehe Albert in den Wagen ſtieg, übergab er dem Aufwärter im Gaſthofe, ſo ſehr befürchtete er, ſein Gaſt könnte beim Rendezvous fehlen, eine Karte für den Grafen von Monte Chriſto, auf welche er unter die Worte: „Vicomte Albert von Mercerf," die Worte geſchrieben hatte:

Am 21ſten Mai, um halb eilf Uhr Morgens, Rue du Helder, N. 27.

Sechzehntes Kapitel.

Das Frühſtück.

In dem Hauſe der Rue du Helder, wo Albert von Morcerf in Rom dem Grafen von Monte Chriſto Rendezvous gegeben hatte, bereitete ſich am Morgen des 21. Mai Alles vor, um dem Worte des jungen Mannes Ehre zu machen.

Albert von Morcerf bewohnte einen Pavillon, welcher an der Ecke eines großen Hofes und einem andern für das Geſinde beſtimmten Gebäude gegenüber lag. Nur zwei Fenſter dieſes Pavillon gingen auf die Straße, während drei gegen den Hof und zwei weitere rückwärts gegen den Garten gerichtet waren.

Zwiſchen dieſem Hofe und dieſem Garten erhob ſich, in dem ſchlechten Geſchmacke der kaiſerlichen Architektur

erbaut, die modiſche, geräumige Wohnung des Grafen und der Gräfin von Morcerf.

In der ganzen Breite des Beſitzthums dehnte ſich, nach der Straße zu, eine Mauer zu, welche in beſtimmten Entfernungen von Blumenvaſen überragt und in der Mitte von einem großen Gitter mit vergoldeten Spießen durchſchnitten war, das zu feierlicher Einfahrt diente, während die Leute vom Dienſte oder die Gebieter, wenn ſie zu Fuße kamen, eine kleine, beinahe an die Loge des Concierge angeklebte Thüre zu benützen hatten.

Man errieth in der Wahl des zur Wohnung für Albert beſtimmten Pavillon die zarte Fürſorge einer Mutter, die ſich von ihrem Sohne nicht trennen wollte, aber wohl einſah, daß ein junger Mann vom Alter des Vicomte ſeiner vollen Freiheit bedurfte. Ma erkannte darin auch, was nicht zu leugnen iſt, den verſtändigen Egoismus des jungen Mannes, der in dieſes freie, müßige Leben der minderjährigen Söhne verliebt war, das man ihm vergoldete, wie dem Vogel ſeinen Bauer.

Durch die zwei nach der Straße gehenden Fenſter konnte Albert ſeine Forſchungen gegen Außen vornehmen. Der Blick nach Außen iſt ſo nothwendig für junge Leute, welche beſtändig die Welt ihren Horizont durchziehen ſehen wollen, und wäre dieſer Horizont nur der der Straße. Albert von Morcerf konnte, wenn er ſeine Forſchungen weiter verfolgen wollte, durch eine kleine Thüre geben, welche das Seitenſtück zu der von uns erwähnten Thüre neben der Loge des Portier bildete, was eine beſondere Erwähnuug verdient.

Man hätte glauben ſollen, es wäre ein ſeit dem Tage der Erbauung des Hauſes vergeſſenes und zu fortwährender Vergeſſenheit verurtheiltes Pförtchen, ſo beſtaubt und beſcheiden ſah daſſelbe aus, aber bei näherer Betrachtung offenbarten Schloß und Angeln, ſorgfältig eingeölt, eine geheimnißvolle, beſtändige Benützung. Dieſe kleine duckmäuſeriſche Thüre ſpottete des Con-

cierge, deſſen Wachſamkeit und Gerichtsbarkeit ſie völlig entging, da ſie ſich, wie die bekannte Thüre der Höhle in Tauſend und eine Nacht, wie die bezauberte Seſame von Ali Baba mittelſt einiger kabaliſtiſcher Worte, ausgeſprochen durch die weichſten Stimmen, oder mittelſt eines verabredeten Kratzens, bewerkſtelligt durch die allerzarteſten Finger der Welt, öffnete.

Am Ende eines weiten, ſtillen, als Vorzimmer dienenden Ganges, öffneten ſich rechts der nach dem Hofe gehende Speiſeſaal von Albert und links ſein kleiner Salon, von welchem man die Ausſicht nach dem Garten hatte. Geſträuche und Schlingpflanzen breiteten ſich fächerartig vor den Fenſtern aus und verbargen dem Hofe und dem Garten das Innere der zwei einzigen im Erdgeſchoße liegenden Zimmer, in welche unbeſcheidene Blicke hätten dringen können.

Im erſten Stocke wiederholten ſich dieſe zwei Zimmer, bereichert durch ein drittes vom Vorzimmer genommenes. Dieſe drei Gelaſſe waren ein Salon, ein Schlafzimmer und ein Boudoir.

Der untere Salon war nur eine Art von algieriſchem Divan für Raucher beſtimmt.

Das Boudoir des erſten Stockes ging in das Schlafzimmer und ſtand durch eine unſichtbare Thüre mit der Treppe in Verbindung. Es waren, wie man ſieht, alle Vorſichtsmaßregeln getroffen.

Ueber dieſem erſten Stocke fand ſich ein geräumiges Atelier, welches man Mauern und Scheidewände einreißend vergrößert hatte . . . ein Pandämonium, das der Künſtler dem Dandy ſtreitig machte. Dahin flüchteten ſich alle auf einander folgende Launen von Albert: Waldhörner, Baßgeigen, Flöten, ein ganzes Orcheſter, denn Albert hatte einen Augenblick nicht Geſchmack, ſondern eine Phantaſie für Muſik gehabt; Staffeleien, Paletten, Paſtelle, denn auf die Phantaſie für die Muſik war die Phantaſie für die Malerei gefolgt; ferner Rappiere, Boxhandſchuhe und Stöcke aller

Art, denn nach den Ueberlieferungen der jungen Modeherren der Zeit, zu welcher wir nun gelangt ſind, pflegte Albert mit unendlich mehr Ausdauer, als er dies bei der Muſik und Malerei gethan, dieſe drei Künſte, welche die Löwenerziehung vollenden, nämlich die Fechtkunſt, das Boxen und den Stock, und er empfing nach und nach in dieſem für alle Leibesübungen beſtimmten Zimmer, Griſier, Cooks und Charles Lacour.

Das übrige Geräthe dieſes Zimmers beſtand in alten Kiſten aus der Zeit von Franz I.; welche mit chineſiſchem Porzellan, Vaſen von Japan, Fayencen von Luca della Robbia, und Platten von Bernard de Paliſſy gefüllt waren; in antiken Lehnſtühlen, worin vielleicht Heinrich IV. oder Sully, Ludwig XIII. oder Richelieu geſeſſen hatten, denn zwei von dieſen Stühlen waren mit einem geſchnitzten Wappenſchild geſchmückt, woran überragt von einer Königskrone auf blauem Grunde die drei Lilien von Frankreich glänzten, und kamen ſichtbar aus den Geräthekammern des Louvre oder wenigſtens aus denen irgend eines königlichen Schloſſes. Auf dieſen düſteren, ernſten Stühlen lagen durcheinander reiche Stoffe mit lebhaften, von der Sonne Perſiens zeugenden Farben oder aus den Fingern der Frauen von Calcutta und Chandernagor hervorgegangen. Was dieſe Stoffe hier thaten, ließ ſich nicht wohl ſagen; ſie erwarteten, die Augen erquickend, eine dem Eigenthümer ſelbſt noch unbekannte Beſtimmung und erleuchteten mittlerweile das Zimmer mit ihren ſeidenen und goldenen Reflexen.

An dem am meiſten in das Auge fallenden Platze ſtand ein Piano von Roller und Blanchet aus Roſenholz geſchnitten, ein Piano von der Taille unſerer liliputiſchen Salons, das aber in ſeiner engen, ſenoren Höhle ein ganzes Orcheſter verbarg und unter der Laſt der Werke von Beethoven, Weber, Mozart, Haydn, Gretry und Porpora ſeufzte.

Dann überall, längs den Wänden, über den Thü-

ren, an der Decke, Schwerter, Dolche, Criks, Keulen, Aexte, ganz vergoldete, damascirte, incruſtirte Rüſtungen; Kräuterbücher, Haufen von Mineralien, mit Roßhaar ausgeſtopfte Vögel, welche ihre feuerfarbigen Flügel zu einem unbeweglichen Fluge erheben und ihre Schnäbel öffnen, um ſie nie wieder zu ſchließen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Zimmer das Lieblingszimmer von Albert war.

Am Tage des Rendezvous hatte jedoch der junge Mann ſein Hauptquartier in dem kleinen Salon im Erdgeſchoſſe aufgeſchlagen. Auf einem, in einer gewiſſen Entfernung von einem breiten, weichen Divan umgebenen, Tiſche ſah man alle bekannte Tabake der Welt, von dem gelben Tabak von Petersburg bis zu dem ſchwarzen des Sinai, Maryland, Porto Ricco und Latakie nicht zu vergeſſen, in den bei den Holländern ſo ſehr beliebten Fayence-Töpfen. Daneben waren die Kiſtchen von wohlriechendem Holze nach der Größe und der Eigenſchaft die Puros, die Regalia, die Havanna's und die Manillas aufgereiht; in einem offenen Schranke fand ſich endlich eine Sammlung von deutſchen Pfeifen, von Schibuks mit Bernſteinmundſpitzen und mit Korallen verziert, und von anderen glänzenden Rauchwerkzeugen, bereit, den Launen oder der Sympathie der Raucher zu fröhnen. Albert hatte ſelbſt die Anordnung oder vielmehr die ſymmetriſche Unordnung beſtimmt, welche die Gäſte eines modernen Frühſtücks ſo gern nach dem Kaffee durch den Dampf betrachten, der ihrem Munde entſtrömt und in langen Schnecken zur Decke aufſteigt.

Um drei Viertel auf zehn Uhr trat ein Kammerdiener ein. Er bildete mit einem kleinen Groom von fünfzehn bis ſechzehn Jahren, der nur Engliſch ſprach und auf den Namen John antwortete, die ganze Dienerſchaft von Albert. Wohl verſtanden, an gewöhnlichen Tagen war der Koch des Hotel zu ſeiner Verfügung geſtellt, und bei großen Veranlaſſungen hatte er zu weiterer Bedienung den Jäger des Grafen.

Dieſer Kammerdiener, welcher Germain hieß und das vollkommene Vertrauen ſeines jungen Herrn genoß, hielt in der Hand einen Stoß Zeitungen, die er auf den Tiſch legte, und ein Päckchen Briefe, das er Albert übergab.

Albert ſchaute mit zerſtreutem Auge die verſchiedenen Sendſchreiben an, wählte zwei mit zarter Schrift und wohlriechenden Umſchlägen, entſiegelte dieſelben und las ſie mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit.

„Wie ſind dieſe Briefe gekommen?" fragte er.

„Der eine durch die Poſt, der andere wurde durch den Kammerdiener der Madame Danglars gebracht."

„Laſſen Sie Madame Danglars ſagen, ich nehme den Platz an, den ſie mir in ihrer Loge anbietet . . . Warten Sie doch . . . im Verlaufe des Tags gehen Sie zu Roſa und melden ihr, ich werde gemäß ihrer Einladung nach der Oper bei ihr zu Nacht ſpeiſen; bringen Sie ihr ſechs Flaſchen ausgeſuchten Wein, Cyprier, Xeres, Malaga, und einen Korb Auſtern von Oſtende . . . nehmen Sie die Auſtern bei Borel und ſagen Sie ihm, ſie ſeien für mich beſtimmt."

„Um welche Zeit will der gnädige Herr bedient ſein?"

„Wie viel Uhr iſt es?"

„Drei Viertel auf zehn Uhr."

„Serviren Sie um halb eilf Uhr. Debray muß vielleicht in ſein Miniſterium gehen . . . Und überdies . . . (Albert zog ſeine Schreibtafel zu Rathe . . . es iſt die Stunde, die ich dem Grafen angegeben habe, am 21ſten Mai um halb eilf Uhr Morgens; wenn ich auf ſein Verſprechen auch nicht gerade große Stücke halte, ſo will ich doch pünktlich ſein. Wiſſen Sie nicht, ob die Frau Gräfin aufgeſtanden iſt?"

„Wenn es der Herr Vicomte wünſcht, werde ich mich erkundigen?"

„Ja . . . erbitten Sie ſich von ihr einen von ihren Flaſchenkellern, der meinige iſt unvollſtändig; ſagen Sie

ihr, ich werde um drei Uhr die Ehre haben, zu ihr zu kommen, und laſſe ſie um Erlaubniß erſuchen, ihr Jemand vorſtellen zu dürfen."

Der Kammerdiener ging ab. Albert warf ſich auf einen Divan, zerriß den Umſchlag von einigen Zeitungen, ſah nach den Schauſpielern, machte eine Grimaſſe, als er wahrnahm, daß man eine Oper und kein Ballet gab, ſuchte vergebens unter den Parfumerie-Ankündigungen ein Opiat für die Zähne, von dem man ihm geſagt hatte, warf eines nach dem andern die drei geleſenſten Blätter von Paris von ſich, und murmelte unter einem langen Gähnen:

„Dieſe Zeitungen werden in der That immer erbärmlicher."

In dieſem Augenblick hielt ein leichter Wagen vor der Thüre, und eine Minute nachher kam der Kammerdiener zurück, um Herrn Lucien Debray zu melden; ein großer, blonder, bleicher junger Mann, mit grauem, ſicherem Auge, mit dünnen, kalten Lippen, mit ciſelirten goldenen Knöpfen auf einem blauen Frack, mit weißer Cravate und einem an einer ſeidenen Schnur hängenden Lorgnon, das er mit einer Muskelanſtrengung von Zeit zu Zeit in der Höhle ſeines rechten Auges feſtzuhalten wußte, trat ohne zu lächeln, ohne zu ſprechen und mit einer halboffenen Miene ein.

„Guten Morgen, Lucien, guten Morgen!" rief Albert. „Oh! mein Lieber, Sie erſchrecken mich mit Ihrer Pünktlichkeit. Was ſage ich? Pünktlichkeit! Sie, den ich zuletzt erwartete, Sie kommen um zehn Uhr weniger fünf Minuten, während das Rendezvous erſt auf halb eilf Uhr beſtimmt iſt! In der That, wunderbar! ſollte das Miniſterium geſtürzt ſein?"

„Nein, mein Theuerſter!" entgegnete der junge Mann, ſich in den Divan incruſtirend; „beruhigen Sie ſich, wir wanken fortwährend, aber wir fallen nie, und ich fange an zu glauben, daß wir ganz einfach zur Un-

entſetzbarkeit übergehen, abgeſehen davon, daß uns die Angelegenheiten der Halbinſel völlig befeſtigen."

„Oh! ja, es iſt wahr, Ihr vertreibt Don Carlos aus Spanien."

„Nein, Theuerſter; verwechſeln wir das nicht; wir führen ihn an die entgegengeſetzte Seite der Grenze von Frankreich und bieten ihm eine königliche Gaſtfreundſchaft in Bourges."

„In Bourges?"

„Ja, er hat ſich nicht darüber zu beklagen, den Teufel! Bourges iſt die Hauptſtadt von König Karl VII. Wie, Sie wüßten das nicht? Es iſt ſeit geſtern in ganz Paris bekannt, und ſchon vorgeſtern iſt die Sache bei der Börſe lautbar geworden, denn Herr Danglars (ich weiß nicht, wie es zugeht, daß dieſer Mann die Neuigkeiten ſo bald erfährt, als wir), denn Herr Danglars hat auf das Steigen der Papiere geſpielt und eine Million gewonnen."

„Und Ihnen iſt ein neues Band zugefallen, wie es ſcheint; ich ſehe, daß Ihrer Brochette ein blauer Streifen zugefügt worden iſt."

„Hm! ſie haben mir den Stern von Karl III. geſchickt," erwiederte Debray nachläßig.

„Spielen Sie doch nicht den Gleichgültigen, geſtehen Sie, daß Sie die Sache mit Vergnügen empfingen."

„Meiner Treue, ja, als Vervollſtändigung der Toilette; ein Stern ſteht gut auf einem ſchwarzen Frack; es ſieht elegant aus."

„Ja wohl," verſetzte Morcerf lächelnd, „man gewinnt das Anſehen des Prinzen von Wales oder des Herzogs von Reichſtadt."

„Deshalb erſcheine ich ſo frühzeitig, mein Lieber."

„Weil Sie den Stern von Karl III. erhalten haben und mir dieſe erfreuliche Kunde mittheilen wollten?"

„Nein, weil ich die Nacht mit Expeditionen zubrachte: ſieben und zwanzig diplomatiſche Depechen. Als

ich dieſen Morgen bei Tagesanbruch nach Hauſe kam, wollte ich ſchlafen; aber das Kopfweh plagte mich, und ich ſtand auf, um eine Stunde zu reiten. In Boulogne erfaßten mich die Langeweile und der Hunger, zwei Feinde, welche ſelten mit einander gehen und ſich dennoch gegen mich verbanden . . . eine Art von carlorepublicaniſcher Allianz . . .; da erinnerte ich mich, daß man dieſen Morgen bei Ihnen ſchmauſe, und da bin ich nun: ich habe Hunger, füttern Sie mich, ich habe Langeweile, unterhalten Sie mich."

„Das iſt meine Schuldigkeit als Amphitryon, lieber Freund," ſprach Albert, ſeinem Kammerdiener läutend, während Lucien mit dem Ende ſeines Stöckchens, woran ein mit Türkiſſen beſetzter goldener Knopf bemerkbar war, die Journale durcheinander warf. „Germain, ein Glas Xeres und Zwieback. Mittlerweile ſind hier Cigarren, wohlverſtanden, eingeſchmuggelte; ich fordere Sie auf, dieſelben zu koſten und Ihren Miniſter einzuladen, ähnliche zu kaufen, ſtatt der Nußblätter, welche er die guten Bürger zu rauchen zwingt."

„Bei Gott! ich werde mich wohl hüten. Sobald Sie Ihnen von der Regierung zukämen, wollten Sie ſolche Cigarren nicht mehr und Sie würden dieſelben ſogar abſcheulich finden. Ueberdies geht das nicht das Innere, ſondern die Finanzen an: wenden Sie ſich an Herrn Humann, Section der indirecten Steuern, Gang A, Nro. 26.

„In der That, Sie ſetzen mich in Erſtaunen durch Ihre umfaſſenden Kenntniſſe. Doch nehmen Sie eine Cigarre."

„Ah! lieber Vicomte," ſprach Lucien, an einer roſenfarbigen Kerze, welche auf einem Handleuchter von Vermeil brannte, eine Manilla anzündend, und ſodann ſich wieder in den Divan zurückwerfend; „ah! mein lieber Vicomte, wie glücklich ſind Sie, daß Sie nichts zu thun haben. Sie kennen die Größe Ihres Glückes gar nicht."

„Und was würden Sie thun, mein lieber Pacifi-

cator aller Königreiche," ſagte Morcerf mit einer leichten Ironie, „was würden Sie thun, wenn Sie nichts thäten? Wie! Sie, der Privatſecretaire eines Miniſters, in die große europäiſche Kabale und in die kleinen Intriguen von Paris geſchleudert, befugt und veranlaßt, Könige, und was noch beſſer iſt, Königinnen zu beſchützen, Parteien zu vereinigen, Wahlen zu leiten . . . Sie, der Sie mit Ihrem Cabinet, Ihrer Feder und Ihren Telegraphen mehr thun, als Napoleon von ſeinen Schlachtfeldern aus mit ſeinem Schwerte und ſeinen Siegen that, Sie, der Beſitzer von fünf und zwanzigtauſend Franken Renten, abgeſehen von Ihrem Platze, der Eigenthümer eines Pferdes, wofür Ihnen Chateau-Renaud vierhundert Louisd'or geboten hat, ohne daß Sie es geben wollten, Sie, der Gebieter eines Schneiders, der Ihnen nie eine Hoſe verdirbt, Sie, der Sie die Oper, den Jockey-Club und die Variétés haben, finden in allem Dem nicht hinreichend Stoff, um ſich zu zerſtreuen? Wohl, es ſei! ich werde Sie zerſtreuen."

„Wie dies?"

„Indem ich Sie eine neue Bekanntſchaft machen laſſe."

„Unter den Männer oder unter den Frauen?"

„Unter den Männern."

„Oh! ich kenne bereits zu viele."

„Aber Sie kennen keinen, wie der iſt, von welchem ich ſpreche."

„Woher kommt er denn? vom Ende der Welt?"

„Vielleicht von weiter her."

„Ah! Teufel, ich hoffe, er bringt nicht unſer Frühſtück?"

„Nein, ſeien Sie unbeſorgt, unſer Frühſtück wird in der mütterlichen Küche bereitet. Doch, Sie haben alſo Hunger?"

„Ja, ich bekenne es, ſo demüthigend auch dieſes Geſtändniß iſt. Doch ich habe geſtern bei Herrn von Villefort geſpeiſt, und Sie konnten bemerken, lieber

Freund, daß man bei allen dieſen Leuten vom Gericht ſehr ſchlecht ißt: es kommt mir vor, als hätten ſie Gewiſſensbiſſe."

„Ah! bei Gott, verachtet nur die Mittagsmahle Anderer, ohne zu bedenken, wie man bei Euern Miniſtern ſpeiſt."

„Ja, aber wir laden wenigſtens nicht Leute von feiner Bildung ein, und wenn wir nicht genöthigt wären, die Honneurs unſerer Tafel einigen Lümmeln zu machen, welche denken, und beſonders gut ſtimmen, ſo würden wir uns wie vor der Peſt ſcheuen, zu Hauſe zu ſpeiſen, das dürfen Sie mir wohl glauben!"

„Nun, mein Lieber, ſo nehmen Sie noch ein zweites Glas Xeres und einen Zwieback."

„Mit Vergnügen, Ihr ſpaniſcher Wein iſt vortrefflich, und Sie ſehen, daß wir ganz Recht gehabt haben, dieſes Land zu paciſiciren."

„Ja, aber Don Carlos?"

„Don Carlos trinkt Bordeauxwein, und in zehn Jahren verheirathen wir ſeinen Sohn mit der kleinen Königin."

„Was Ihnen das goldene Vließ eintragen wird, wenn Sie noch im Miniſterium ſind."

„Albert! ich glaube, Sie haben dieſen Morgen das Syſtem, mit Dunſt zu bewirthen, angenommen."

„Ah! Sie müſſen zugeben, das unterhält den Magen am Beſten; doch ich höre im Vorzimmer die Stimme von Beauchamp, Sie ſtreiten ſich, und das läßt Sie Geduld faſſen?"

„Worüber?"

„Ueber die Zeitungen."

„Oh! lieber Freund," entgegnete Lucien, mit erhabener Verachtung, „leſe ich Zeitungen?"

„Ein Grund mehr, dann werden Sie ſich noch viel heftiger ſtreiten."

„Herr Beauchamp!" meldete der Kammerdiener.

„Herein, herein! furchtbare Feder!" rief Albert

aufſtehend und dem jungen Manne entgegengehend, „hier iſt Debray, der Sie haßt, ohne Sie zu leſen... ſo ſagt er wenigſtens."

„Er hat Recht," erwiederte Beauchamp, „es geht ihm wie mir, ich kritiſire ihn, ohne zu wiſſen, was er thut. Guten Morgen, Commandeur."

„Ah! Sie wiſſen es ſchon," verſetzte der Privatſecretaire, mit dem Journaliſten einen Händedruck austauſchend.

„Bei Gott!" rief Beauchamp.

„Und was ſpricht man darüber in der Welt?"

„In welcher Welt? Wir haben viele Welten im Jahre der Gnade 1838!"

„In der kritiſch-politiſchen Welt, deren Löwe Sie ſind."

„Man ſagt, es ſei ganz gerecht, und Sie ſäen Roth genug aus, damit etwas Blau wachſe."

„Nicht übel," rief Lucien, „warum gehören Sie nicht zu den Unſeren, mein lieber Beauchamp, mit Ihrem Geiſte würden Sie in drei bis vier Jahren Glück machen."

„Um Ihren Rath zu befolgen, erwarte ich auch nur Eines: ein auf ſechs Monate geſichertes Miniſterium. Nun, ein einziges Wort, mein lieber Albert, denn es iſt billig, daß ich Lucien zu Athem kommen laſſe: Frühſtücken wir oder ſpeiſen wir zu Mittag? Ich habe die Kammer. Es iſt, wie Sie ſehen, nicht Alles roſa bei unſerem Gewerbe."

„Man wird nur frühſtücken; wir erwarten noch zwei Perſonen und ſetzen uns zu Tiſche, ſobald ſie gekommen ſind."

„Und was für Perſonen ſind es, die Sie beim Frühſtück erwarten?"

„Einen Edelmann und einen Diplomaten."

„Dann dauert es zwei kleine Stunden bei dem Edelmann und zwei große bei dem Diplomaten. Ich werde zum Deſſert zurückkehren. Bewahren Sie mir

Erdbeeren, Kaffee und Cigarren. Ich eſſe eine Cotelette in der Kammer."

„Thun Sie das nicht, Beauchamp, denn wäre der Edelmann ein Montmorency und der Diplomat ein Metternich, wir frühſtücken auf den Punkt eilf Uhr; mittlerweile machen Sie es wie Debray, koſten Sie meinen Xeres und meine Zwiebacke."

„Gut, ich bleibe; ich muß mich dieſen Morgen nothwendig zerſtreuen."

„Sie ſind gerade wie Debray! doch mir ſcheint, wenn das Miniſterium traurig iſt, muß die Oppoſition heiter ſein."

„Ah! ſehen Sie, mein lieber Freund, Sie wiſſen nicht, was mich bedroht. Ich werde dieſen Morgen in der Deputirten-Kammer eine Rede von Herrn Danglars und dieſen Abend bei ſeiner Frau eine Tragödie von einem Pair von Frankreich hören. Der Teufel hole die conſtitutionelle Regierung! und da wir, wie man ſagt, die Wahl hatten, warum haben wir dieſe genommen?"

„Ich begreife, Sie bedürfen eines Vorraths an Heiterkeit."

„Sprechen Sie nicht ſchlimm von den Reden von Herrn Danglars," rief Debray; „er ſtimmt für Sie, er macht Oppoſition."

„Das iſt gerade das Mißliche; ich hoffe auch, daß Sie ihn in den Luxembourg ſchicken werden, damit ich nach Belieben über ſeine Reden lachen kann."

„Mein Lieber," ſagte Albert zu Beauchamp, „man ſieht wohl, daß die Angelegenheiten Spaniens geordnet ſind, denn Sie offenbaren dieſen Morgen eine empörende Bitterkeit. Erinnern Sie ſich doch, daß die Pariſer Chronik von einer Heirath zwiſchen mir und Fräulein Eugenie Danglars ſpricht. Ich kann Sie alſo mit gutem Gewiſſen nicht ſchlecht von der Beredtſamkeit eines Mannes ſprechen laſſen, der mir eines Tages ſagen ſoll: „„Herr Vicomte, Sie wiſſen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen gebe.""

„Stille doch!“ ſprach Beauchamp, „dieſe Heirath wird nie ſtattfinden. Der König konnte ihn zum Grafen machen, er kann ihn zum Pair ernennen, aber er wird ihn nie zum Edelmann machen, und der Graf von Morcerf iſt ein viel zu ariſtokratiſcher Degen, um gegen zwei armſelige Millionen in eine Mesalliance einzuwilligen. Der Vicomte von Morcerf darf nur eine Marquiſe heirathen.“

„Zwei Millionen! das iſt doch nicht zu verachten,“ bemerkte Albert.

„Es iſt das Geſellſchaftscapital eines Boulevard-Theaters oder einer Eiſenbahn vom Jardin des Plantes nach der Rapée.“

„Laſſen Sie ihn ſprechen, Morcerf,“ verſetzte Debray nachläßig, „und heirathen Sie. Sie heirathen die Etiquette eines Sacks, nicht wahr? Wohl, was iſt Ihnen daran gelegen? Es iſt beſſer, ein Wappenſchild weniger bei dieſer Etiquette und eine Nulle mehr; Sie haben ſieben geſtümmelte Amſeln in Ihrem Wappen, Sie geben Ihrer Frau drei und es bleiben Ihnen immer noch vier; das iſt einer mehr, als Herr von Guiſe gehabt hat, der beinahe König von Frankreich geworden wäre, und deſſen Vetter Kaiſer von Deutſchland war.“

„Meiner Treue, ich glaube, Sie haben Recht,“ erwiederte Albert zerſtreut.

„Sicherlich, jeder Millionär iſt edel wie ein Baſtard, das heißt, er kann es ſein.“

„Stille! ſagen Sie das nicht, Debray,“ entgegnete Beauchamp lachend, „denn da iſt Chateau-Renaud, der Ihnen, um Sie von Ihrer Paradorenwuth zu heilen, den Degen von Renaud von Montauban, ſeinem Ahnherrn, durch den Leib ſtoßen wird.“

„Er würde dadurch ſeines Adels verluſtig werden,“ antwortete Lucien, „denn ich bin gemein und zwar ſehr gemein.“

„Gut,“ rief Beauchamp, „das Miniſterium ſingt

Beranger, mein Gott! wohin kommt es noch mit uns?“

„Herr von Chateau-Renaud! Herr Maximilian Morrel,“ ſagte der Kammerdiener, zwei neue Gäſte meldend.

„Vollzählig alſo!“ rief Beauchamp, „denn wenn ich mich nicht täuſche, erwarteten Sie nur noch zwei Perſonen, Albert?“

„Morrel!“ murmelte Albert erſtaunt; „Morrel, was iſt das?“

Doch ehe er vollendet hatte, nahm Herr von Chateau-Renaud, ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, das heißt mit dem Kopfe eines Guiche und dem Geiſte eines Mortemart, Albert bei der Hand und ſagte zu ihm:

„Erlauben Sie mir, mein Lieber, Ihnen den Spahis-Kapitän, Herrn Marimilian Morrel, meinen Freund und meinen Retter vorzuſtellen, obgleich ein ſolcher Mann wohl keiner Vorſtellung bedarf. Begrüßen Sie meinen Helden, Vicomte.“

Und er ging auf die Seite, um den großen, edeln, jungen Mann mit der breiten Stirne, mit dem durchdringenden Auge, mit dem ſchwarzen Schnurrbart zu enthüllen, den unſere Leſer in Marſeille unter ſo dramatiſchen Umſtänden geſehen zu haben ſich vielleicht erinnern werden, daß er wohl noch nicht bei ihnen in Vergeſſenheit gerathen iſt. Eine reiche halb franzöſiſche, halb orientaliſche, bewunderungsvoll getragene Uniform machte ſeine breite, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geſchmückte Bruſt geltend und hob die kühnen Wellenlinien ſeines Wuchſes hervor.

„Der junge Mann verbeugte ſich mit anmuthreicher Höflichkeit. Morrel war reizend in jeder von ſeinen Bewegungen, weil er ſtark war.

„Mein Herr,“ ſagte Albert mit zuvorkommender Freundlichkeit, „Herr von Chateau-Renaud wußte zum Voraus, welches Vergnügen er mir durch Ihre Be-

kanntſchaft bereiten würde; Sie gehören zu ſeinen Freunden, laſſen Sie ſich auch zu den unſern zählen.“

„Sehr gut,“ rief Chateau=Renaud, „wünſchen Sie, daß er eintretenden Falles für Sie thun möge, mein lieber Vicomte, was er für mich gethan hat.“

„Und was hat er denn gethan?“ fragte Albert.

„Oh! es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden,“ ſagte Morrel; „dieſer Herr übertreibt.“

„Wie!“ entgegnete Chateau=Renaud, „es iſt nicht der Mühe werth, davon zu reden! Das Leben iſt nicht werth, daß man davon ſpricht...! In der That, was Sie da ſagen, iſt zu philoſophiſch, mein lieber Herr Morrel. Gut für Sie, der Sie Ihr Leben jeden Tag bloßſtellen, aber nicht für mich, der ich es zufällig einmal ausſetze...“

„Am Klarſten bei allem dem iſt mir, daß Ihnen der Herr Kapitän Morrel das Leben gerettet hat.“

„Oh! mein Gott, ja, ſo iſt es,“ erwiederte Chateau=Renaud.

„Bei welcher Gelegenheit?“ fragte Beauchamp.

„Beauchamp, mein Freund, Sie wiſſen, daß ich vor Hunger ſterbe;“ ſagte Debray, „laſſen Sie ſich nicht in Geſchichten ein.“

„Ich verhindere es nicht, daß man ſich zu Tiſche begibt,“ entgegnete Beauchamp. „Chateau=Renaud wird uns die Sache während des Frühſtücks erzählen.“

„Meine Herren,“ ſprach Albert, „bemerken Sie wohl, es iſt erſt ein Viertel auf eilf Uhr, und wir erwarten noch einen letzten Gaſt.“

„Ah! das iſt wahr, einen Diplomaten,“ rief Debray.

„Einen Diplomaten oder etwas Anderes, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß ich ihn für meine Rechnung mit einer Botſchaft beauftragt habe, die er ſo zu meiner Zufriedenheit ausführte, daß ich ihn, wäre ich König geweſen, zum Ritter aller meiner Orden ernannt haben würde, ſelbſt wenn ich über das goldene Vließ und den Hoſenbandorden zu verfügen gehabt hätte.“

„Da man ſich noch nicht zu Tiſche ſetzt,“ ſprach Debray, „ſo machen Sie es wie wir, gießen Sie ſich ein Glas Xeres ein und erzählen Sie uns ſodann Ihre Geſchichte.“

„Sie wiſſen Alle, daß mir der Gedanke kam, nach Afrika zu gehen.“

„Das iſt ein Weg, den Ihre Ahnen Ihnen vorgezeichnet haben, mein lieber Chateau-Renaud,“ bemerkte artiger Weiſe Morcerf.

„Ja, doch ich bezweifle, ob es, wie bei ihnen, geſchah, um das Grab Chriſti frei zu machen.“

„Sie haben Recht, Beauchamp,“ verſetzte der junge Ariſtokrat, „es geſchah ganz einfach, um als Liebhaber Piſtolen zu ſchießen. Das Duell widerſtrebt mir, wie Sie wiſſen, ſeitdem zwei Zeugen, die ich gewählt, um eine Sache beizulegen, mich zwangen, einem meiner beſten Freunde den Arm zu zerſchmettern... oh! bei Gott, dem armen Franz d'Epinay, den Ihr Alle kennt.“

„Ah! ja, es iſt wahr, Ihr habt Euch geſchlagen,“ ſagte Debray. „Aus welcher Veranlaſſung?“

„Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich mich deſſen erinnere!“ erwiederte Chateau-Renaud; „ich weiß nur noch, daß ich mich ſchämte, ein Talent wie das meinige ruhen zu laſſen, und an den Arabern die Piſtolen verſuchen wollte, die ich zum Geſchenke bekommen hatte. Dem zu Folge ſchiffte ich mich nach Oran ein, von Oran begab ich mich nach Conſtantine, wo ich gerade zu rechter Zeit ankam, um die Belagerung aufheben zu ſehen. Ich zog mich zurück wie die Andern. Acht und vierzig Stunden lang ertrug ich ganz gut den Regen bei Tage, den Schnee bei der Nacht, am dritten Morgen endlich ſtarb mein Pferd vor Kälte. Armes Thier! an die Decken und an den Ofen des Stalles gewöhnt... ein arabiſches Roß, das ſich nur ein wenig unheimiſch fühlte, als es in Arabien zehn Grade Kälte fand.“

„Deshalb wollen Sie mir mein engliſches Pferd

abkaufen," ſagte Debray; Sie denken, es werde die Kälte beſſer ertragen, als Ihr arabiſches."

„Sie täuſchen ſich, denn ich habe ein Gelübde gethan, nie mehr nach Afrika zurückzukehren."

„Sie hatten alſo gewaltig bange?" fragte Beauchamp.

„Meiner Treue, ja, ich geſtehe es," antwortete Chateau-Renaud, „und es war Grund dazu vorhanden. Mein Pferd war alſo todt, ich machte meinen Rückzug zu Fuß, ſechs Araber ſprengten im Galopp herbei, um mir den Kopf abzuhauen, ich ſchoß zwei mit der Flinte, zwei mit meinen Piſtolen nieder; aber es blieben noch zwei übrig, und ich war entwaffnet. Der Eine nahm mich bei den Haaren, weshalb ich ſie jetzt kurz trage, denn man kann nicht wiſſen, was geſchieht, der Andere zielte mit ſeinem Yatagan nach meinem Halſe, und ich fühlte bereits die ſcharfe Kälte des Eiſens, als dieſer Herr, den Sie hier ſehen, ebenfalls auf ſie chargirte, denjenigen, welcher mich bei den Haaren hielt, mit einem Piſtolenſchuß niederſtreckte und dem Andern, der mir mit einem Säbelhieb den Hals abzuſchlagen im Begriffe war, den Schädel ſpaltete. Der Herr hatte ſich die Aufgabe geſtellt, an dieſem Tage einen Menſchen zu retten, der Zufall wollte, daß ich dies war; wenn ich einmal reich bin, laſſe ich durch Klagmann oder Marochetti eine Statue des Zufalls machen."

„Ja," ſagte Morrel lächelnd, es war am 5. September, am Jahrestage einer wunderbaren Rettung meines Vaters, ich feiere auch, ſo viel in meinen Kräften liegt, dieſen Tag jedes Jahr durch irgend eine Handlung."

„Durch eine heldenmüthige, nicht wahr?" unterbrach ihn Chateau-Renaud; kurz ich war der Auserwählte, doch das iſt noch nicht Alles. Nachdem er mich vom Eiſen errettet, rettete er mich von der Kälte, indem er mir nicht die Hälfte ſeines Mantels, wie dies der heilige Martin that, ſondern indem er mir ſeinen ganzen Mantel gab; dann ſchützte er mich vor dem Hunger dadurch, daß er mit mir, errathet was, theilte?"

„Eine Paſtete von Felix?“ fragte Beauchamp.

„Nein, ſein Pferd, von dem wir jeder ein Stück mit großem Appetit verzehrten: das war hart.“

„Das Pferd?“ rief lachend Morcerf.

„Nein, das Opfer,“ antwortete Chateau-Renaud, „fragen Sie Debray, ob er ſeinen Engländer für einen Fremden opfern würde?“

„Für einen Fremden, nein,“ entgegnete Debray, „für einen Freund vielleicht.“

„Ich ahnete, Sie würden der meinige werden, Herr Graf,“ ſprach Morrel; „überdies habe ich bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, Heldenmuth oder nicht, Opfer oder nicht, an dieſem Tage war ich dem ſchlimmen Geſchick eine Gabe als Wiedervergeltung für die Gunſt ſchuldig, die uns einſt das gute hatte angedeihen laſſen.“

„Die Geſchichte, auf welche Herr Morrel anſpielt,“ fuhr Chateau-Renaud fort, „iſt eine ganz bewunderungswürdige Geſchichte, die er Ihnen eines Tags erzählen wird, wenn Sie nähere Bekanntſchaft mit ihm gemacht haben; für heute wollen wir den Magen und nicht das Gedächtniß ausſchmücken. Um wie viel Uhr frühſtücken Sie, Albert.“

„Um halb eilf Uhr.“

„Auf den Punkt?“ fragte Debray, ſeine Uhr ziehend.

„Ah! Sie werden mir doch die fünf Minuten der Nachſicht gewähren,“ erwiederte Morcerf, „denn ich erwarte ebenfalls einen Retter.“

„Von wem?“

„Von mir, bei Gott!“ antwortete Morcerf. „Glauben Sie, man könne mich nicht auch retten, wie einen Andern, und nur die Araber ſchlagen Köpfe ab! Unſer Frühſtück iſt ein philanthropiſches Frühſtück, und wir werden, wenigſtens hoffe ich es, zwei Wohlthäter der Menſchheit bei Tiſche haben.“

„Wie machen wir das?“ verſetzte Debray, „wir haben nur einen Monthyon-Preis.“

„Nun, man gibt ihn Einem, der nichts gethan hat, um ihn zu erhalten,“ ſprach Beauchamp; „auf dieſe Art entzieht ſich die Academie gewöhnlich der Verlegenheit.“

„Und woher kommt er?“ fragte Debray; „entſchuldigen Sie, daß ich hierauf beharre, ich weiß wohl, Sie haben dieſe Frage bereits beantwortet, aber ſo unbeſtimmt, daß ich ſie wiederholen muß.“

„In der That, ich weiß es nicht,“ erwiederte Albert. „Als ich ihn vor zwei Monaten einlud, war er in Rom; doch wer kann ſagen, welchen Weg er ſeitdem gemacht hat?“

„Halten Sie ihn der Pünktlichkeit fähig?“ fragte Debray.

„Ich halte ihn aller Eigenſchaften fähig.“

„Geben Sie wohl Acht, mit den fünf Nachſichtsminuten haben wir nur noch zehn.“

„Ich werde ſie benützen, um Ihnen ein Wort von meinem Gaſte zu ſagen.“

„Entſchuldigen Sie,“ ſprach Beauchamp, „iſt in dem, was Sie uns erzählen werden, Stoff für ein Feuilleton enthalten?“

„Oh! gewiß, und zwar für ein ſehr intereſſantes.“

„So ſprechen Sie, denn ich ſehe wohl, daß ich die Kammer verſäumen werde, und muß mich daher entſchädigen.“

„Ich war während des letzten Carnevals in Rom.“

„Wir wiſſen das,“ rief Beauchamp.

„Ja, aber Sie wiſſen nicht, daß ich von Räubern entführt wurde.“

„Es gibt keine Räuber,“ ſagte Debray.

„Allerdings gibt es und zwar abſcheuliche, das heißt liebenswürdige, denn ich habe ſie zum Furchtbekommen ſchön gefunden.“

„Mein lieber Albert,“ entgegnete Debray, „geſtehen Sie, daß Ihr Koch mit ſeiner Arbeit im Rückſtand iſt, daß die Auſtern von Marennes oder Oſtende noch

nicht angekommen ſind, und daß Sie nach dem Beiſpiel der Frau von Maintenon die Speiſen durch eine Erzählung erſetzen wollen. Reden Sie, mein Lieber, wir ſind hinreichend gute Geſellſchaft, um Ihnen zu verzeihen und Ihre Geſchichte anzuhören, ſo fabelhaft ſie auch zu ſein verſpricht."

„Und ich ſage Ihnen, ſo fabelhaft ſie auch iſt, ſo gebe ich ſie Ihnen doch als wahr von einem Ende zum andern. Die Räuber hatten mich alſo entführt und an einen ſehr traurigen Ort gebracht, den man die Katakomben von San Sebaſtiano nennt."

„Ich kenne das, und hätte beinahe dort das Fieber erwiſcht," ſagte Chateau-Renaud.

„Und ich that etwas Beſſeres, als dieſes, ich hatte es wirklich," ſprach Morcerf. „Man kündigte mir an, ich wäre Gefangener gegen Löſegeld,... eine Erbärmlichkeit, viertauſend römiſche Thaler, ſechs und zwanzigtauſend Livres. Zum Unglück beſaß ich nicht mehr als fünfzehnhundert; ich war am Ende meiner Reiſe und mein Credit erſchöpft. Ich ſchrieb an Franz. Oh! bei Gott, hören Sie wohl, Franz war dabei, und Sie können ihn fragen, ob ich auch nur ein Komma lüge; ich ſchrieb alſo an Franz, daß ich, wenn er nicht um ſechs Uhr Morgens mit den viertauſend Thalern käme, um ſechs Uhr zehn Minuten mit den Heiligen und glorreichen Märtyrern, in deren Geſellſchaft ich mich zu befinden die Ehre hätte, vereinigt ſein würde, und Luigi Vampa, dies iſt der Name meines Räuberhauptmanns, hätte mir gewiſſenhaft Wort gehalten, das dürfen Sie glauben."

„Doch Franz kam mit den viertauſend Thalern?" ſagte Chateau-Renaud. „Den Teufel! man iſt nicht in Verlegenheit über viertauſend Thaler, wenn man Franz d'Epinay oder Albert von Morcerf heißt!"

„Nein, er kam ganz einfach in Begleitung des Gaſtes, den ich Ihnen ankündige und vorzuſtellen hoffe."

„Oh! dieſer Herr iſt alſo ein Hercules, der den Cacus tödtet? ein Perſeus, der die Andromeda befreit?"

„Nein, es iſt ein Mann ungefähr von meiner Figur."

„Bis unter die Zähne bewaffnet?"

„Er hatte nicht einmal eine Stricknadel bei ſich."

„Doch er unterhandelte wegen Ihres Löſegelds?"

„Er ſagte dem Anführer zwei Worte in das Ohr, und ich war frei."

„Man entſchuldigte ſich ſogar bei Ihnen, daß man Sie feſtgenommen hatte," ſagte Beauchamp.

„Allerdings," ſprach Morcerf.

„Dieſer Mann war alſo Arioſt?"

„Nein, er war der Graf von Monte Chriſto."

„Es gibt keinen Grafen von Monte Chriſto," ſagte Debray.

„Ich glaube nicht," fügte Chateau-Renaud mit der Kaltblütigkeit eines Mannes bei, der ſein europäiſches Adelsbuch an den Fingern auswendig weiß; „wer kennt irgendwo einen Grafen von Monte Chriſto?"

„Er kommt vielleicht vom heiligen Land; einer ſeiner Ahnen hat die Schädelſtätte beſeſſen, wie die Mortemart das todte Meer."

„Verzeihen Sie, meine Herren," ſprach Maximilian, „ich glaube, ich kann Sie der Verlegenheit entziehen. Monte Chriſto iſt eine kleine Inſel, von der ich die Matroſen im Dienſte meines Vaters oft ſprechen hörte . . . ein Sandkorn im mittelländiſchen Meere, ein Atom in der Unendlichkeit."

„Ganz richtig, mein Herr," verſetzte Albert. „Nun, dieſes Sandkorns, dieſes Atoms Gebieter und König iſt derjenige, von welchem ich ſpreche; er wird das Grafendiplom irgendwo in Toscana gekauft haben."

„Ihr Graf iſt alſo reich?"

„Meiner Treue! ich glaube wohl."

„Das wird man ſehen, wie mir ſcheint."

„Sie täuſchen ſich, Debray."

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Haben Sie Tauſend und eine Nacht geleſen?“

„Bei Gott, eine ſchöne Frage!“

„Wiſſen Sie denn, ob die Leute, die man dort ſieht, reich oder arm ſind? ob ihre Getreidekörner nicht Diamanten oder Rubinen ſind? Sie ſehen aus wie armſelige Fiſcher, nicht wahr? Sie behandeln ſie als ſolche, und plötzlich öffnen ſie Ihnen eine geheimnißvolle Höhle, worin Sie einen Schatz finden, für den man Indien kaufen könnte.“

„Nun?“

„Nun, mein Graf von Monte Chriſto iſt einer von dieſen Fiſchern. Er hat ſogar einen Namen von der Sache angenommen, denn er nennt ſich Simbad der Seefahrer, und beſitzt eine Höhle voll Gold.“

Und Sie haben dieſe Höhle geſehen, Morcerf?“ fragte Beauchamp.

„Ich nicht, Franz. Doch ſtille! man darf kein Wort hievon in ſeiner Gegenwart ſprechen. Franz ſtieg mit verbundenen Augen in dieſelbe hinab und wurde von Stummen und von Frauen bedient, gegen welche Cleopatra, wie es ſcheint, nur eine Lorette iſt. Nur glaubt er ſich nicht ganz ſicher in Beziehung auf die Frauen, weil ſie erſt eingetreten ſind, nachdem er Haſchiſch gegeſſen hatte, ſo daß möglicher Weiſe das, was er für Frauen hielt, eine Quadrille von Statuen ſein konnte.“

Die jungen Leute ſchauten Morcerf mit einem Auge an, welches ſagen wollte:

„Ah! mein Lieber, ſind Sie wahnſinnig oder wollen Sie unſerer ſpotten?“

„In der That,“ ſprach Morrel nachdenkend, „ich habe einen alten Matroſen Namens Penelon etwas erzählen hören, was mit der Behauptung von Herrn von Morcerf Aehnlichkeit hat.“

„Ah!“ rief Albert, „es iſt ein Glück, daß mir Herr Morrel zu Hülfe kommt. Nicht wahr, es ärgert

Sie, daß er auf dieſe Art ein Knäuel Faden in mein Labyrinth wirft?“

„Verzeihen Sie, lieber Freund,“ entgegnete Debray, „Sie erzählen uns ſo unwahrſcheinliche Dinge.“

„Ah! bei Gott, weil Ihre Botſchafter, Ihre Conſuln nichts davon ſagen! ſie haben keine Zeit dazu, denn ſie müſſen ihre reiſenden Landsleute placken.“

„Gut, nun ärgern Sie ſich und fallen über unſere armen Agenten her. Ei! mein Gott, womit ſollen dieſe Herren Sie beſchützen? Die Kammer ſchmälert täglich ihre Gehalte, ſo daß man am Ende gar keine mehr findet. Wollen Sie Botſchafter werden, Albert? ich laſſe Sie für Kanſtantinopel ernennen.“

„Nein! damit mir der Sultan bei der erſten Demonſtration, die ich zu Gunſten von Mehemed Ali mache, die Schnur ſchickt und meine Secretaires mich erdroſſeln?“

„Sie ſehen!“ rief Debray.

„Ja, aber alles dies hindert meinen Grafen von Monte Chriſto nicht, zu exiſtiren.“

„Bei Gott! die ganze Welt exiſtirt, ein ſchönes Wunder alſo!“

„Allerdings exiſtirt die ganze Welt, aber nicht unter ähnlichen Bedingungen. Nicht die ganze Welt hat ſchwarze Sklaven, fürſtliche Gallerien, Waffen wie in der Kaſauba, Pferde für ſechstauſend Franken das Stück, griechiſche Geliebtinnen.“

„Haben Sie die griechiſche Geliebte geſehen?“

„Ja, ich habe ſie geſehen und gehört, geſehen im Teatro della Valle, gehört eines Tages, als ich bei dem Grafen frühſtückte.“

„Ihr außerordentlicher Mann ißt alſo?“

„Meiner Treue, wenn er es thut, iſt es ſo wenig, daß es ſich nicht der Mühe lohnt, nur davon zu ſprechen.“

„Sie werden ſehen, es iſt ein Vampyr.“

„Lachen Sie, wenn Sie wollen. Es war dies auch

die Anſicht der Gräfin G***, welche, wie Sie wiſſen, Lord Ruthwen gekannt hat."

„Oh! hübſch," rief Beauchamp, „das iſt für einen Nichtjournaliſten das Seitenſtück zu der berühmten Seeſchlange des Conſtitutionnel; ein Vampyr, ganz vortrefflich!"

„Falbes Auge, deſſen Stern ſich nach Belieben vermindert oder erweitert," ſagte Debray; „ſtark hervortretende Geſichtswinkel, herrliche Stirne, Leichenbläſſe, ſchwarzer Bart, weiße, ſpitzige Zähne, Höflichkeit ebenſo."

„Gerade ſo iſt es, Lucien," rief Morcerf, „das Signalement paßt Zug für Zug. Ja, ſpitzige, einſchneidende Höflichkeit. Dieſer Menſch hat mich oft ſchauern gemacht, und eines Tages unter Anderem, als wir gemeinſchaftlich einer Hinrichtung beiwohnten, glaubte ich, es müßte mir noch viel ſchlimmer dadurch werden, daß ich ihn ganz kalt über alle Hinrichtungen der Erde ſprechen ſah und hörte, als dadurch, daß ich dem Henker, welcher that, was ſeines Amtes war, zuſchaute und das Geſchrei des armen Sünders hörte."

„Hat er Sie nicht ein wenig in die Ruinen des Coliſſeum geführt, um Ihnen das Blut auszuſaugen, Morcerf?" fragte Beauchamp.

„Oder mußten Sie ihm nicht, nachdem er Sie befreit, ein feuerfarbiges Pergament unterzeichnen, durch welches Sie ihm Ihre Seele abtraten, wie Eſau ſein Erſtgeburtsrecht?"

„Spotten Sie, ſo lange Sie wollen, meine Herren," verſetzte Morcerf etwas gereizt. „Wenn ich Sie anſchaue, Sie, die ſchönen Pariſer, die Stammgäſte des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne, und mich dieſes Mannes erinnere, ſo kommt es mir vor, als wären wir nicht von demſelben Geſchlechte."

„Ich ſchmeichle mir deſſen," rief Beauchamp.

„Jeden Falls," ſprach Chateau-Renaud, „jeden Falls iſt Ihr Graf von Monte Chriſto in ſeinen ver-

lorenen Augenblicken ein artiger Mann, abgeſehen von ſeinem kleinen Verkehr mit den italieniſchen Banditen."

„Es gibt keine italieniſchen Banditen!" ſprach Debray.

„Keine Vampyre!" fügte Beauchamp bei.

„Keinen Grafen von Monte Chriſto," ſagte Debray. „Hören Sie, Albert, es ſchlägt halb eilf Uhr."

„Geſtehen Sie, daß Sie der Alp gedrückt hat, und laſſen Sie uns frühſtücken."

Doch die Pendeluhr hatte noch nicht zu vibriren aufgehört, als die Thüre ſich öffnete; Germain trat ein und meldete:

„Der Graf von Monte Chriſto."

Alle Zuhörer machten gleichſam einen Sprung, welcher die Unruhe bezeichnete, die durch die Erzählung von Morcerf in ihrem Innern hervorgebracht worden war. Albert ſelbſt konnte ſich ſeiner ungeſtümen Bewegung nicht erwehren. Man hatte weder einen Wagen auf der Straße noch Tritte im Vorzimmer gehört; ſelbſt die Thüre hatte ſich geräuſchlos geöffnet.

Der Graf erſchien auf der Schwelle mit der größten Einfachheit gekleidet, aber auch der anſpruchsvollſte Löwe hätte an ſeiner Toilette nichts zu tadeln gefunden. Alles war vom feinſten Geſchmack, Alles, Kleider, Hut und Wäſche, kam aus den Händen der eleganteſten Arbeiter.

Er ſchien kaum fünf und dreißig Jahre alt zu ſein, und allen Anweſenden fiel beim erſten Blick die große Aehnlichkeit mit dem von Debray entworfenen Porträt auf.

Der Graf trat lächelnd mitten in den Saal und ging auf Albert zu, der ihm mit zuvorkommendem Eifer die Hand reichte.

„Die Pünktlichkeit," ſprach Monte Chriſto, „iſt die Höflichkeit der Könige, wie einer von Ihren Fürſten behauptet hat; doch ſie iſt nicht immer die der Reiſenden, wie auch ihr guter Wille ſein mag. Ich hoffe in-

deſſen, mein lieber Vicomte, Sie werden zu Gunſten meines guten Willens die paar Sekunden entſchuldigen, die ich bei dem Rendezvous zu ſpät erſcheine. Fünfhundert Meilen macht man nicht, ohne auf Hinderniſſe zu ſtoßen, beſonders in Frankreich, wo es, wie mir ſcheint, verboten iſt, die Poſtillons durchzuklopfen."

„Mein Herr Graf," erwiederte Albert, „ich war eben damit beſchäftigt, Ihren Beſuch einigen von meinen Freunden anzukündigen, die ich aus Veranlaſſung Ihrer Zuſage eingeladen und nun; Ihnen vorzuſtellen die Ehre habe. Es ſind dies der Herr Graf von Chateau-Renand, deſſen Adel zu den zwölf Pairs hinaufſteigt, und deſſen Ahnen an der Tafelrunde geſeſſen haben; Herr Lucien Debray, Privatſecretaire des Miniſters des Innern, Herr Beauchamp, ein furchtbarer Journaliſt, der Schrecken der franzöſiſchen Regierung, von dem Sie jedoch vielleicht, trotz ſeiner nationalen Berühmtheit, in Italien nie haben ſprechen hören, in Betracht, daß ſeine Zeitung nicht dort eingelaſſen wird; ferner Herr Maximilian Morrel, Kapitän bei den Spahis."

Bei dieſem Namen machte der Graf, der bis dahin höflich, aber mit einer ächt engliſchen Kälte und Unempfindlichkeit gegrüßt hatte, einen Schritt vorwärts, und ein leichter röthlicher Ton zog wie ein Blitz über ſeine bleichen Wangen hin.

„Der Herr trägt die Uniform der neuen franzöſiſchen Sieger?" ſagte er; es iſt eine ſchöne Uniform."

Man wäre nicht im Stande geweſen, zu ſagen, was die Stimme des Grafen ſo tief vibriren ließ, was unwillkührlich ſein Auge glänzen machte, das ſo ſchön, ſo ruhig, ſo durchſichtig war, wenn er nicht irgend einen Grund hatte, daſſelbe zu verſchleiern.

„Sie haben unſere Africaner nie geſehen, mein Herr?" ſagte Albert.

„Nie," erwiederte der Graf, der nun wieder vollkommen ſeiner Herr geworden war.

„Wohl, unter dieſer Uniform ſchlägt eines der bravſten und edelſten Herzen des Heeres.“

„Oh! Herr Vicomte . . .“ unterbrach ihn Morrel.

„Laſſen Sie mich ſprechen, Kapitän. Wir haben ſo eben von dieſem Herrn einen ſo edelmüthigen Zug erfahren,“ fuhr Albert fort, „daß ich mir, obgleich ich ihn heute zum erſten Male ſehe, die Gunſt erbitte, ihn als meinen Freund vorſtellen zu dürfen.“

Und man konnte abermals bei dieſen Worten den ſeltſamen Blick und das leichte Zittern des Augenliedes bei Monte Chriſto wahrnehmen, wodurch ſich bei ihm eine innere Bewegung kundgab.

„Ah! der Herr iſt ein edles Herz, deſto beſſer,“ ſprach der Graf.

Dieſer mehr dem eigenen Gedanken, als dem, was Albert geſagt hatte, entſprechende Ausruf überraſchte Jedermann, beſonders Morrel, welcher Monte Chriſto ganz erſtaunt anſchaute. Aber der Ton war zu gleicher Zeit ſo ſanft und weich, daß man ſich, ſo ſeltſam auch der Ausruf erſcheinen mußte, unmöglich darüber ärgern konnte.

„Warum ſollte er daran zweifeln?“ fragte Beauchamp Chateau-Renaud.

„In der That,“ verſetzte Chateau-Renaud, welcher mit ſeiner Welterfahrenheit und der Schärfe ſeines ariſtokratiſchen Blickes Alles bei Monte Chriſto durchdrungen hatte, was bei ihm zu durchdringen war, „in der That, Albert hat uns nicht getäuſcht, es iſt eine ſeltſame Perſon, dieſer Graf; was ſagen Sie dazu, Morrel?“

„Meiner Treue,“ ſprach Morrel, „er hat ein offenes Auge und eine ſympathetiſche Stimme, und er gefällt mir troß der bizarren Betrachtung, die er ſo eben in Beziehung auf mich preisgegeben hat.“

„Meine Herren,“ ſagte Albert, Germain meldet mir, daß aufgetragen iſt. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen.“

Man ging ſtillſchweigend in den Speiſeſaal. Jeder nahm ſeinen Platz.

„Meine Herren," ſprach der Graf, nachdem er ſich geſetzt hatte, „erlauben Sie mir ein Geſtändniß, das zur Entſchuldigung für jede Unſchicklichkeit dienen ſoll, welche ich begehen dürfte; ich bin fremd, und zwar dergeſtalt fremd, daß ich zum erſten Male nach Paris komme. Das franzöſiſche Leben iſt mir folglich unbekannt, und ich habe bis jetzt eigentlich nie ein anderes, als ein orientaliſches Leben geführt, was am allermeiſten den guten Pariſer Traditionen entgegenſteht. Ich bitte Sie alſo, mich zu entſchuldigen, wenn Sie an mir etwas zu Türkiſches, zu Neapolitaniſches oder zu Arabiſches finden. Hienach laſſen Sie uns frühſtücken, meine Herren."

„Wie er das Alles ſagt!" murmelte Beauchamp; „es iſt entſchieden ein vornehmer Herr."

„Ein vornehmer Herr aus fremdem Lande," fügte Debray bei.

„Ein vornehmer Herr in allen Ländern" ſagte Chateau-Renaud.

Der Graf war, wie man ſich erinnern wird, ein mäßiger Tiſchgenoſſe. Albert befürchtete, das Pariſer Leben könnte dem Reiſenden ſchon von Anfang an durch ſeine materiellſte, aber zugleich nothwendigſte Seite mißfallen, und ſagte zu ihm:

„Mein lieber Graf, ich habe bange, die Küche der Rue du Helder dürfte Ihnen nicht ſo ſehr munden, als die der Piazza di Spagna. Ich hätte Ihren Geſchmack zu Rathe ziehen und Ihnen einige Gerichte nach Ihrer Phantaſie bereiten laſſen ſollen.

„Wenn Sie mich näher kennen würden, mein Herr," antwortete der Graf lächelnd, „ſo beſchäftigten Sie ſich nicht mit einer beinahe demüthigenden Sorge für einen Reiſenden meiner Art, der abwechſelnd mit Macaroni in Neapel, mit Polenta in Mailand, mit Olla potrida in Valencia, mit Pilau in Konſtantinopel, mit Carick in

Indien und mit Schwalbenneſtern in China gelebt hat. Es gibt keine Küche für einen Kosmopoliten wie ich bin. Ich eſſe von Allem und überall, nur eſſe ich wenig, und heute, wo Sie mir meine Nüchternheit zum Vorwurf machen, habe ich gerade meinen Tag des Appetits, denn ſeit geſtern Morgen iſt nichts über meine Lippen gekommen."

„Wie, ſeit geſtern Morgen!" riefen die Gäſte; „Sie haben ſeit vier und zwanzig Stunden nichts mehr gegeſſen?"

„Nein," erwiederte Monte Chriſto, „ich war genöthigt, von der Straße abzugehen und in der Gegend von Nimes Erkundigungen einzuziehen; dadurch verſpätete ich mich etwas, und dann wollte ich nicht mehr anhalten."

„Und Sie ſpeiſten in Ihrem Wagen?" fragte Morcerf.

„Nein, ich ſchlief, wie mir dies begegnet, wenn ich mich langweile, ohne den Muth zu haben, mich zu zerſtreuen, oder wenn mich hungert, ohne daß ich Luſt habe, zu eſſen."

„Sie befehlen alſo dem Schlaf, mein Herr?" fragte Morrel.

„So ungefähr."

„Beſitzen Sie ein Recept hiezu?"

„Ein untrügliches."

„Das wäre gut für uns Africaner, die wir nicht immer zu eſſen und ſelten zu trinken haben," bemerkte Morrel.

„Ja," erwiederte Monte Chriſto, „doch vortrefflich für einen Menſchen wie ich, der ich ein ausnahmsweiſes Leben führe, wäre mein Recept leider ſehr gefährlich auf eine ganze Armee angewendet, welche nicht mehr erwachen würde, wenn man derſelben bedürfte."

„Darf man wiſſen, worin dieſes Recept beſteht?" fragte Debray.

„Oh! mein Gott, ja, ich mache kein Geheimniß daraus; es iſt eine Miſchung von vortrefflichem Opium, das ich ſelbſt in Canton geholt habe, um es rein zu beſitzen, und vom beſten Haſchiſch, den man im Orient.

das heißt zwiſchen dem Tigris und Euphrat, findet; man verbindet dieſe zwei Ingredienzien zu gleichen Theilen, und macht daraus eine Art von Pillen, die man im Augenblick des Bedürfniſſes verſchluckt. Zehn Minuten nachher tritt die Wirkung ein. Fragen Sie den Herrn Baron Franz d'Epinay, ich glaube, er hat eines Tags davon gekoſtet."

„Ja," verſetzte Morcerf, „er ſagte mir davon, und er bewahrt eine ſehr angenehme Erinnerung an dieſen Genuß."

„Sie führen alſo dieſe Drogue ſtets bei ſich?" fragte Beauchamp, der in ſeiner Eigenſchaft als Journaliſt ſehr ungläubig war.

„Beſtändig," antwortete Monte Chriſto.

„Wäre es unbeſcheiden, wenn ich Sie bitten würde, dieſe Pillen ſehen zu dürfen?" fuhr Beauchamp fort, in der Hoffnung, den Fremden auf einer Blöße zu ertappen.

„Nein, mein Herr," erwiederte der Graf; und er zog aus ſeiner Taſche eine wundervolle Bonbonnière, welche aus einem einzigen Smaragd gearbeitet und mit einer Schraube verſchloſſen war, die, wenn man ſie ausſchraubte, ein Kügelchen von grünlicher Farbe und von der Größe einer Erbſe durchließ. Dieſes Kügelchen hatte einen ſcharfen, durchdringenden Geruch; es waren vier oder fünf ähnliche in dem Smaragd, der ungefähr ein Dutzend faſſen mochte.

Die Bombonnière machte die Runde um die Tafel, doch die Gäſte ließen ſie mehr umhergehen, um den prachtvollen Smaragd zu bewundern, als um die Pillen zu beriechen.

„Und dieſe Speiſe bereitet Ihnen Ihr Koch?" fragte Beauchamp.

„Nein, mein Herr," erwiederte Monte Chriſto; „ich überlaſſe nicht auf dieſe Art meine reellen Genüſſe der Willkühr unwürdiger Hände. Ich bin ein ziemlich guter Chemiker und bereite meine Pillen ſelbſt."

„Das iſt ein bewunderungswürdiger Smaragd, . . es iſt der größte, den ich je geſehen habe, obgleich meine Mutter verſchiedene ziemlich merkwürdige Familienjuwelen beſitzt," ſprach Chateau-Renaud.

„Ich hatte drei ſolche." verſetzte Monte Chriſto; „den einen gab ich dem Großſultan, der ihn an ſeinen Säbel faſſen ließ; den andern unſerm heiligen Vater dem Papſt, auf deſſen Geheiß er auf ſeine Tiara einem ungefähr ähnlichen, aber doch minder ſchönen Smaragd gegenüber, den ſeinem Vorgänger Pius VII. der Kaiſer Napoleon geſchenkt hatte, incruſtirt wurde; den dritten behielt ich für mich; ich ließ ihn aushöhlen, was ihm ungefähr die Hälfte ſeines Werthes benommen, aber für den Gebrauch, zu welchem ich ihn beſtimmte, bequemer gemacht hat."

Jedermann ſchaute Monte Chriſto erſtaunt an; er ſprach mit ſo viel Einfachheit, daß er offenbar die Wahrheit ſagte oder verrückt war; der Smaragd aber, der in ſeinen Händen geblieben, hatte zur Folge, daß man ſich natürlich zur erſten Vermuthung hinneigte.

„Und was haben Ihnen dieſe zwei Souverains im Austauſche für das herrliche Geſchenk gegeben?" fragte Debray.

„Der Großherr die Freiheit einer Frau," antwortete der Graf, „unſer heiliger Vater der Papſt das Leben eines Mannes. So war ich einmal in meinem Daſein ſo mächtig, als hätte mich Gott auf den Stufen eines Thrones geboren werden laſſen."

„Es iſt Peppino, den Sie befreit haben, nicht wahr?" rief Morcerf; „auf ihn haben Sie Ihr Begnadigungsrecht angewendet?"

„Vielleicht," antwortete Monte Chriſto lächelnd.

„Mein Herr Graf, Sie machen ſich keinen Begriff, welches Vergnügen es mir bereitet, Sie ſo ſprechen zu hören," ſagte Morcerf. „Ich hatte Sie zum Voraus meinen Freunden als einen fabelhaften Mann, als einen Zauberer aus Tauſend und eine Nacht, als einen Hexen

meiſter des Mittelalters angekündigt; doch die Pariſer ſind in Paradoxen ſo feine Leute, daß ſie für Launen der Einbildungskraft die unbeſtreitbarſten Wahrheiten nehmen, wenn ſich dieſe Wahrheiten nicht in alle Bedingungen ihrer täglichen Exiſtenz fügen. So ſind zum Beiſpiel hier Debray, welcher alle Tage lieſt, und Beauchamp, der täglich druckt, daß man auf dem Boulevard ein verſpätetes Mitglied des Jockey-Club geplündert, daß man vier Perſonen in der Rue Saint-Denis oder im Faubourg Saint-Germain ermordet hat, daß zehn, fünfzehn zwanzig Diebe in einem Kaffeehauſe des Boulevard du Temples oder in den Thermes de Julien verhaftet worden ſind, und dennoch beſtreiten ſie das Vorhandenſein von Banditen in den Maremnen, in der Campagna von Rom oder in den pontiniſchen Sümpfen. Sagen Sie ihnen doch ſelbſt, ich bitte Sie, mein Herr Graf, daß mich Banditen feſtgenommen, und daß ich ohne Ihre edelmüthige Vermittelung aller Wahrſcheinlichkeit nach heute die ewige Auferſtehung in den Katakomben von San Sebaſtiano zu erwarten hätte, ſtatt ihnen in meinem unwürdigen Häuschen in der Rue du Helder ein Frühſtück zu geben.“

„Bah!“ rief Monte Chriſto, „Sie haben mir verſprochen, nie von dieſer Erbärmlichkeit zu ſprechen.“

„Nicht ich, mein Herr Graf,“ entgegnete Morcerf; „Sie verwechſeln mich mit einem Andern, dem Sie denſelben Dienſt geleiſtet haben werden, wie mir. Sprechen wir im Gegentheil davon, ich bitte Sie; denn wenn Sie ſich entſchließen, von dieſem Umſtande zu reden, ſo werden Sie mir vielleicht nicht nur ein wenig von dem wiederholen, was ich weiß, ſondern auch Vieles ſagen, was ich nicht weiß.“

„Es ſcheint mir,“ entgegnete der Graf lächelnd, „Sie haben bei dieſer ganzen Angelegenheit eine hinreichend wichtige Rolle geſpielt, um eben ſo gut als ich zu wiſſen, was vorgefallen iſt.“

„Wollen Sie mir verſprechen, wenn ich Alles ſage,

was ich weiß, mir ihrer Seits zu ſagen, was ich nicht weiß?"

„Das iſt nur zu billig," antwortete Monte Chriſto.

„Wohl," ſprach Morcerf, „und ſollte auch meine Eitelkeit darunter leiden: ich wähnte mich drei Tage lang den Gegenſtand der Liebäugeleien einer Maske, die ich für einen Abkömmling der Julien oder Poppäen hielt, während ich ganz einfach der Gegenſtand der Lockungen einer Contadina war; bemerken Sie wohl, ich ſage gefliſſentlich Contadina, um nicht Bäuerin zu ſagen. Ich weiß nur, daß ich wie ein Dummkopf, dummer noch als derjenige, von welchem ich ſo eben ſprach, für dieſe Bäuerin einen jungen Banditen von fünfzehn bis ſechzehn Jahren mit bartloſem Kinn und von ſchlankem Wuchſe anſah, der im Augenblick, wo ich mir die Freiheit nehmen wollte, einen Kuß auf ſeine keuſche Schulter zu drücken, mir die Piſtole vor die Bruſt ſetzte und mich mit Hülfe von ſieben oder acht von ſeinen Gefährten in die Katakomben von San Sebaſtian führte, oder vielmehr ſchleppte, wo ich einen, meiner Treue wiſſenſchaftlich gebildeten, Banditen-Anführer fand, der die Commentare von Cäſar las und ſich nur bewogen fühlte, ſeine Lecture zu unterbrechen, um mir zu ſagen, daß ich, wenn ich am andern Morgen um ſechs Uhr nicht viertauſend Thaler in ſeine Kaſſe entrichtet hätte, um Viertel auf ſieben Uhr zu leben aufhören würde. Der Brief iſt noch in den Handen von Franz, von mir unterzeichnet und mit einer Nachſchrift von Meiſter Luigi Vampa verſehen. Zweifeln Sie, ſo ſchreibe ich an Franz, und er läßt die Unterſchriften legaliſiren. Das iſt es, was ich weiß. Was ich aber nicht weiß, iſt der Umſtand, wie es Ihnen gelungen iſt, den Banditen, welche ſo wenig achten, ſo große Achtung einzuflößen. Ich geſtehe Ihnen, daß Franz und ich von Bewunderung erfüllt waren."

„Nichts iſt einfacher, mein Herr," antwortete der Graf; „ich kannte den berüchtigten Vampa ſeit mehr

als zehn Jahren. Als er noch ganz jung und Hirte war, gab er mir eines Tages dafür, daß ich ihm irgend eine Goldmünze ſchenkte, weil er mir den Weg gezeigt hatte, einen von ihm ſelbſt geſchnitzten Dolch, den Sie wohl in meiner Waffenſammlung geſehen haben. Später, ... hatte er nun dieſen Austauſch kleiner Geſchenke, der die Freundſchaft zwiſchen uns erhalten haben müßte, vergeſſen, oder er hatte mich nicht erkannt ... verſuchte er es, mich feſtzunehmen; doch ich nahm im Gegentheil ihn mit einem Dutzend ſeiner Leute gefangen. Ich konnte Vampa der römiſchen Juſtiz ausliefern, welche ziemlich emſig zu Werke geht und zu ſeinen Gunſten ſich noch beeilt haben würde, aber ich that es nicht: ich entließ ihn und die Seinigen."

„Unter der Bedingung, daß ſie nicht mehr ſündigen würden," ſagte der Journaliſt lachend. „Ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie ihr Wort gewiſſenhaft gehalten haben."

„Nein, mein Herr," entgegnete Monte Chriſto, „unter der einfachen Bedingung, daß ſie mich und die Meinigen achten ſollten. Was ich Ihnen ſagen werde, kommt Ihnen vielleicht ſeltſam vor, meine Herren Socialiſten, Progreſſiſten, Humaniſten, aber ich kümmere mich nie um meinen Nächſten, ich ſuche nie die Geſellſchaft zu beſchützen, welche mich nicht beſchützt und ſich, ich darf es wohl behaupten, im Allgemeinen nur mit mir beſchäftigt, um mir zu ſchaden, und indem ich ſie in meiner Achtung niederhalte und die Neutralität ihnen gegenüber beobachte, ſind mir hiefür die Geſellſchaft und mein Nächſter die Erwiederung ſchuldig."

„Das gefällt mir!" rief Chateau-Renaud; „das iſt der erſte Menſch, den ich ehrlich und gerade heraus die Selbſtſucht predigen höre: ſehr ſchön, bravo, mein Herr Graf!"

„Es iſt wenigſtens offenherzig," bemerkte Morrel; „doch ich bin überzeugt, der Herr Graf bereut es nicht, daß er einmal von den Grundſätzen abgegangen iſt, die

er ſo eben auf eine ſo abſolute Weiſe gegen uns ausgeſprochen hat."

„Auf welche Art bin ich von dieſen Grundſätzen abgegangen, mein Herr?" fragte Monte Chriſto, welcher von Zeit zu Zeit Maximilian unwillkührlich ſo aufmerkſam anſchaute, daß der kühne junge Mann ſchon ein paar Male die Augen vor dem klaren, durchſichtigen Blicke des Grafen niedergeſchlagen hatte.

„Mich dünkt," antwortete Morrel, „indem Sie Herrn von Morcerf, der Ihnen unbekannt war, befreiten, dienten Sie Ihrem Nächſten und der Geſellſchaft."

„Deren ſchönſte Zierde er bildet," ſprach Beauchamp ernſt und leerte mit einem Zuge ein volles Glas Champagner.

„Mein Herr Graf," rief Morcerf, „Sie ſind durch einen Schluß gefangen, Sie, einer der ſtärkſten Logiker, die ich kenne, und Sie werden ſehen, man beweiſt Ihnen ſogleich, daß Sie entfernt kein Egoiſt, ſondern ein Philanthrop ſind. Ah, mein Herr Graf, Sie ſagen, Sie ſeien Orientale, Malaie, Indianer, Chineſe, Wilder, Sie nennen ſich Monte Chriſto nach ihrem Familiennamen, Simbad der Seefahrer nach Ihrem Taufnamen, und an dem Tage, an welchem Sie Paris zum erſten Male betreten, beſitzen Sie aus Inſtinkt das größte Verdienſt oder den größten Fehler unſerer überſchwänglichen Pariſer, das heißt, Sie maßen ſich Laſter an, welche Sie nicht haben, und verbergen die Tugenden, die Sie beſitzen."

„Mein lieber Vicomte," ſagte Monte Chriſto, „ich ſehe in Allem, was ich geſprochen oder gethan, nicht das Geringſte, was die ſcheinbaren Lobeserhebungen verdienen würde, die ich ſo eben von Ihnen und dieſen Herren empfangen habe. Sie waren kein Fremder für mich, da ich Sie kannte, da ich Ihnen zwei Zimmer abgetreten, da ich Ihnen Frühſtück gegeben, da ich Ihnen meinen Wagen geliehen, da wir mit einander auf dem Corſo die vorüberziehenden Masken betrachtet und von

einem Fenſter der Piazza del popolo jener Hinrichtung zugeſchaut hatten, welche einen ſo mächtigen Eindruck auf Sie machte, daß es Ihnen beinahe übel geworden wäre. Ich frage nun alle dieſe Herren: konnte ich meinen Gaſt in den Händen der abſcheulichen Banditen laſſen, wie Sie dieſe Leute nennen? Auch hatte ich, als ich Sie rettete, wie Sie wiſſen, einen Hintergedanken: ich wollte mich Ihrer bedienen, um in den Salons von Paris eingeführt zu werden, wenn ich nach Frankreich käme. Sie konnten eine Zeit lang dieſen Entſchluß als ein vorübergehendes, flüchtiges Vorhaben betrachten, heute aber ſehen Sie, daß es eine ſchöne Wirklichkeit iſt, der Sie ſich unterwerfen müſſen, wenn Sie ihr Wort nicht brechen wollen."

„Ich werde es halten," ſprach Morcerf, „doch ich befürchte ſehr, es dürfte eine Entzauberung bei Ihnen eintreten, mein lieber Graf, inſofern wechſelreiche Lagen, pittoreske Ereigniſſe, phantaſtiſche Horizonte Bedürfniß für Sie geworden ſind. Bei uns finden Sie nicht die geringſte Epiſode von der Art derjenigen, an welche Sie Ihr abenteuerliches Leben gewöhnt hat. Unſer Chimborazo iſt der Montmartre, unſer Himalaya der Mont-Valérien, unſere große Wüſte die Ebene von Grenelle, wo man einen arteſiſchen Brunnen gegraben hat, damit die Karavanen Waſſer finden. Wir haben auch Räuber, viele Räuber, obgleich nicht ſo viele, als man ſagt, aber dieſe Räuber fürchten unendlich viel mehr den kleinſten Mouchard, als den mächtigſten Herrn; kurz, Frankreich iſt ein ſo proſaiſches Land und Paris eine ſo civiliſirte Stadt, daß Sie, wenn Sie alle fünfundachtzig Departements durchſuchen, ich ſage fünfundachtzig, weil ich Corſica von Frankreich ausnehme, daß Sie in unſeren fünfundachtzig Departements nicht den geringſten Berg finden werden, auf welchem nicht ein Telegraph angebracht iſt, nicht die geringſte, einigermaßen ſchwarze Grotte, in welcher nicht ein Polizeikommiſſär einen Gasſchnabel hat einſetzen laſſen. Ich kann Ihnen folglich

nur einen Dienſt leiſten, mein lieber Graf, und für dieſen ſtehe ich zu Ihrer Verfügung: ich kann Sie überall vorſtellen oder durch meine Freunde vorſtellen laſſen; übrigens brauchen Sie Niemand hiezu: mit Ihrem Namen, mit Ihrem Vermögen und Ihrem Geiſte (Monte Chriſto verbeugte ſich mit einem leichten ironiſchen Lächeln) ſtellt man ſich überall ſelbſt vor und wird überall gut aufgenommen. Ich kann Ihnen alſo nur in einer Beziehung nützlich ſein: gereicht es mir bei Ihnen als Empfehlung, daß ich ein wenig mit dem Pariſer Leben vertraut bin, einige Erfahrung im Comfortablen habe und unſere Bazars kenne, ſo verfügen Sie über mich, um ein bequemes Haus für Sie auszuſuchen. Ich wage es nicht, Ihnen den Vorſchlag zu machen, meine Wohnung mit mir zu theilen, wie ich die Ihrige in Rom getheilt habe, ich, der ich mich nicht zum Egoismus bekenne, aber vorzugsweiſe Egoiſt bin; denn bei mir würde, mich ſelbſt ausgenommen, nicht ein Schatten aushalten, wäre dieſer Schatten nicht der einer Frau."

„Ah!" rief der Graf, „das iſt ein ganz ehrlicher Vorbehalt. Sie haben mir in der That in Rom ein paar Worte von einem Heirathsplane geſagt; darf ich Ihnen zu Ihrer nahe bevorſtehenden Verbindung Glück wünſchen?"

„Die Sache iſt immer noch im Zuſtande eines Planes."

„Und wer Plan ſagt, will möglicher Fall ſagen," verſetzte Debray.

„Nein! nein!" erwiederte Morcerf, „meinem Vater iſt daran gelegen, und ich hoffe Ihnen binnen Kurzem, wenn nicht meine Frau, doch meine Braut, Fräulein Eugenie Danglars, vorzuſtellen."

„Eugenie Danglars!" rief Monte Chriſto, „warten Sie doch .... iſt ihr Vater nicht der Herr Graf Danglars?"

„Ja," antwortete Morcerf, „aber Graf von neuer Schaffung."

„Oh! was iſt daran gelegen?“ entgegnete Monte Chriſto, „wenn er nur dem Staate Dienſte geleiſtet hat, in Folge derer man dieſe Auszeichnung als gerechte Belohnung betrachten darf.“

„Ungeheure Dienſte,“ ſprach Beauchamp. „Er hat, obgleich in ſeinem Innern liberal, im Jahre 1829 ein Anlehen von ſechs Millionen für den König Karl X. vollſtändig gemacht und wurde dafür von dieſem zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion ernannt, und ſo trägt er das Band nicht an ſeiner Weſtentaſche, wie man glauben könnte, ſondern ganz hübſch am Knopfloche ſeines Frackes.“

„Ah!“ rief Morcerf lachend, „Beauchamp, Beauchamp, behalten Sie dies für den Corſaire und den Charivari; aber in meiner Gegenwart ſchonen Sie meinen zukünftigen Schwiegervater.“

Dann ſich an Monte Chriſto wendend:

„Auch Sie haben ſo eben ſeinen Namen ausgeſprochen, wie Einer, der den Grafen kennen würde?“

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Monte Chriſto mit nachläßigem Tone, „werde jedoch wahrſcheinlich bald ſeine Bekanntſchaft machen, indem ich einen offenen Credit auf ihn durch das Haus Richard und Blount in London, Arnſtein und Eskeles in Wien, und Thomſen und French in Rom habe.“

Die letzten zwei Namen ausſprechend ſchaute Monte Chriſto Maximilian Morrel aus einem Winkel ſeines Auges an.

Hatte der Fremde auf Maximilian Morrel eine Wirkung hervorzubringen gehofft, ſo täuſchte er ſich nicht. Maximilian zitterte, als ob er einen elektriſchen Schlag bekommen hätte.

„Thomſon und French,“ ſagte er, „kennen Sie dieſes Haus?“

„Es ſind meine Banquiers in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt,“ antwortete ruhig der Graf, „kann

ich Ihnen bei dieſen Herren in irgend einer Beziehung nützlich ſein?“

„Oh! mein Herr Graf, Sie könnten uns vielleicht in Nachforſchungen unterſtützen, welche bis jetzt fruchtlos geweſen ſind; dieſes Haus hat einſt dem unſerigen einen großen Dienſt geleiſtet, dieſen Dienſt aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ſtets abgeleugnet.“

„Ich ſtehe zu Befehl,“ ſagte der Graf ſich verbeugend.

„Aber wir haben uns aus Veranlaſſung von Danglars auf eine ſonderbare Weiſe von dem Gegenſtande unſeres Geſpräches entfernt,“ bemerkte Morcerf. „Es war davon die Rede, eine taugliche Wohnung für den Grafen von Monte Chriſto aufzufinden. Auf, meine Herren, wir wollen uns beſinnen, um einen guten Gedanken zu bekommen; wo werden wir dieſen neuen Gaſt des großen Paris einquartieren?“

„Im Faubourg Saint-Germain,“ ſagte Chateau-Renaud, „der Herr findet dort ein reizendes kleines Hotel zwiſchen Garten und Hof.“

„Bah! Chateau-Renaud,“ rief Debray, „Sie kennen nur Ihren traurigen, verdrießlichen Faubourg Saint-Germain; hören Sie nicht auf ihn, Herr Graf, wohnen Sie in der Chauſſée-d'Antin, das iſt der wahre Mittelpunkt von Paris.“

„Boulevard de l'Opéra,“ ſagte Beauchamp, „im erſten Stock, ein Haus mit Balcon, der Herr Graf läßt Kiſſen von Silberſtoff dahin bringen und ſieht, ſeinen Schibuk rauchend oder ſeine Pillen verſchluckend, die ganze Hauptſtadt vor ſeinen Augen vorüberziehen.“

„Sie haben keinen Gedanken, Morrel, daß Sie nichts vorſchlagen?“ ſagte Chateau-Renaud.

„Doch wohl,“ erwiederte lächelnd der junge Mann; „ich habe im Gegentheil einen Gedanken, wartete aber, ob ſich der Herr Graf nicht durch eine von den glänzenden Anerbietungen, die man ihm gemacht, verführen laſſen würde. Nun, da er nicht geantwortet, glaube

ich ihm eine Wohnung in einem reizenden kleinen Hotel . . . ganz Pompadour . . . anbieten zu dürfen, das meine Schweſter ſeit einem Jahr in der Rue Meslay gemiethet hat.“

„Sie haben eine Schweſter?“ fragte Monte Chriſto.

„Ja, mein Herr, eine vortreffliche Schweſter.“

„Verheirathet?“

„Seit bald neun Jahren.“

„Glücklich?“ fragte abermals der Graf.

„So glücklich, als es einem menſchlichen Geſchöpfe zu ſein geſtattet iſt,“ antwortete Maximilian; „ſie hat den Mann geheirathet, den ſie liebte, der uns in unſerem Unglück treu geblieben iſt: Emmanuel Herbeau.“

Monte Chriſto lächelte unmerklich.

„Ich wohnte dort während meines halbjährigen Urlaubs,“ fuhr Maximilian fort, „und ſtehe mit meinem Schwager Emmanuel in Beziehung auf jede Auskunft zu Dienſt, welcher der Herr Graf bedürfen möchte.“

„Einen Augenblick,“ rief Morcerf, ehe Monte Chriſto Zeit gehabt hatte, zu antworten, „bedenken Sie wohl, was Sie thun, Herr Morrel, Sie wollen einen Reiſenden, Simbad den Seefahrer, in das Familienleben einkerkern; Sie wollen aus einem Manne, der gekommen iſt, um Paris zu ſehen, einen Patriarchen machen.“

„Oh! nein!“ erwiederte Morrel lächelnd; „meine Schweſter iſt fünf und zwanzig Jahre alt, mein Schwager dreißig, ſie ſind jung, heiter und glücklich, überdies wird der Graf bei ſich ſein und ſeinen Wirthen nur begegnen, wenn es ihm beliebt, zu ihnen hinabzugehen.“

„Ich danke, mein Herr, ich danke,“ ſprach Monte Chriſto, „ich werde mich begnügen, Ihrer Schweſter und Ihrem Schwager durch Sie vorgeſtellt zu werden, wenn Sie mir dieſe Ehre erweiſen wollen; aber ich nehme das Anerbieten von keinem dieſer Herren an, da ſchon eine Wohnung für mich bereit ſteht.“

„Wie?“ rief Morcerf, „Sie wollen im Gaſthof abſteigen? Das wird ſehr verdrießlich für Sie ſein.“

„War ich denn in Rom ſo übel daran?“ fragte Monte Chriſto.

„Oh! in Rom,“ entgegnete Morcerf, „dort haben Sie fünfzigtauſend Piaſter ausgegeben, um ſich eine Wohnung meubliren zu laſſen, doch ich ſetze voraus, Sie ſind nicht geneigt, jeden Tag eine ſolche Ausgabe zu erneuen.“

„Das hielt mich nicht zurück,“ ſprach Monte Chriſto; „doch ich war entſchloſſen, ein Haus in Paris zu haben, ein eigenes Haus, und ſchickte meinen Kammerdiener voraus, der mir dieſes Haus kaufen und meubliren laſſen mußte.“

„Haben Sie denn einen Kammerdiener, der Paris kennt,“ rief Beauchamp.

„Er kommt, wie ich, zum erſten Male nach Frankreich, mein Herr, iſt ſchwarz und ſpricht nicht.“

„Dann iſt es Ali?“ verſetzte Albert mitten unter allgemeinem Erſtaunen.

„Ja, mein Herr, es iſt Ali, mein Nubier, mein Stummer, den Sie, wie ich glaube, in Rom geſehen haben.“

„Allerdings, ich erinnere mich ſeiner vollkommen,“ ſprach Morcerf.

„Aber wie konnten Sie einen Nubier beauftragen, Ihnen ein Haus zu kaufen, und einen Stummen, es meubliren zu laſſen? Der arme Unglückliche wird Alles verkehrt gemacht haben?“

„Sie täuſchen Sich, mein Herr; ich bin im Gegentheil überzeugt, daß er alle Dinge nach meinem Geſchmack gewählt hat; denn, Sie wiſſen, mein Geſchmack iſt nicht der von Jedermann. Er iſt vor acht Tagen angekommen und wird in der Stadt mit jenem Inſtinkte umher gelaufen ſein, den ein guter, allein jagender Hund haben dürfte; er kennt meine Launen, meine Phantaſien, meine Bedürfniſſe, und hat ſicherlich Alles

nach meinem Gefallen eingerichtet. Er wußte, daß ich heute um zehn Uhr ankommen würde, und wartete auf mich ſeit neun Uhr an der Barrière de Fontainebleau. Dort übergab er mir dieſes Papier, es iſt meine neue Adreſſe; leſen Sie.“ Monte Chriſto reichte das Papier Albert und dieſer las:

„Champs=Elyſées Nr. 30.“

„Das iſt in der That originell,“ rief Beauchamp unwillkührlich.

„Und ganz fürſtlich,“ fügte Chateau=Renaud bei.

„Wie! Sie kennen Ihr Haus nicht einmal?“ fragte Debray.

„Nein,“ erwiederte Monte Chriſto. „Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß ich die Stunde nicht verſäumen wollte. Ich machte meine Toilette im Wagen und ſtieg vor der Thüre des Vicomte aus.“

Die jungen Leute ſchauten ſich gegenſeitig an; ſie wußten nicht, ob Monte Chriſto eine Komödie ſpielte; doch Alles, was aus dem Munde dieſes Mannes kam, trug ein ſolches Gepräge von Einfachheit an ſich, daß man keine Lüge vorausſetzen konnte. Warum ſollte er übrigens auch gelogen haben?“

„Wir werden uns alſo begnügen müſſen, dem Herrn Grafen alle die kleinen Dienſte zu leiſten, welche in unſerer Macht liegen,“ ſprach Beauchamp. „Ich meiner Seits öffne ihm in meiner Eigenſchaft als Journaliſt alle Theater von Paris.“

„Ich danke, mein Herr,“ verſetzte Monte Chriſto lächelnd, „mein Intendant hat bereits Befehl erhalten, mir in jedem derſelben eine Loge zu miethen.“

„Iſt Ihr Intendant auch ein Nubier, ein Stummer?“ fragte Debray.

„Nein, er iſt ein Landsmann von Ihnen, wenn überhaupt ein Corſe ein Landsmann von irgend Jemand iſt; doch Sie kennen ihn, Herr von Morcerf?“

„Sollte es zufällig der brave Signor Bertuccio ſein, der ſo gut Fenſter zu miethen verſteht?“

„Ganz richtig, Sie haben ihn bei mir an dem Tage geſehen, wo ich Sie beim Frühſtück zu empfangen die Ehre hatte. Es iſt ein ſehr braver Mann, der ein wenig Soldat, ein wenig Schmuggler, ein wenig von Allem, was man ſein kann, geweſen iſt. Ich würde nicht ſchwören, daß er nicht einen kleinen Streit mit der Polizei wegen einer Erbärmlichkeit, etwa wegen eines Meſſerſtichs, gehabt hat.“

„Und Sie haben dieſen ehrlichen Weltbürger zum Intendanten gewählt, mein Herr Graf?“ ſagte Debray. „Wie viel ſtiehlt er Ihnen jährlich?“

„Auf mein Ehrenwort, nicht mehr als ein Anderer, deſſen bin ich ſicher; doch er beſorgt meine Angelegenheiten, kennt keine Unmöglichkeit, und ich behalte ihn.“

„Alſo haben Sie ein eingerichtetes Haus,“ ſagte Chateau-Renaud, „ein Hotel in den Champs-Elyſées, Bedienten, Intendanten, es fehlt Ihnen nur noch eine Geliebte.“

Albert lächelte, er dachte an die ſchöne Griechin, die er in der Loge des Grafen im Teatro della Valle und im Teatro Argentina geſehen hatte.

„Ich habe etwas Beſſeres,“ antwortete Monte Chriſto, „ich habe eine Sklavin: Sie miethen Ihre Geliebtinnen im Théâtre de l'Opéra, im Théâtre du Vaudeville, im Théâtre des Variétés, ich habe die meinige in Conſtantinopel gekauft; es hat mich ſehr viel gekoſtet, aber ich brauche mich in dieſer Beziehung um nichts mehr zu bekümmern.“

„Doch Sie vergeſſen,“ ſprach Debray lachend, „wir ſind, wie König Karl geſagt hat, frank dem Namen nach, frank der Natur nach, und ſomit iſt Ihre Sklavin, ſobald ſie den Fuß auf die Erde Frankreichs geſetzt hat, frei geworden.“

„Wer wird es ihr ſagen?“ fragte Monte Chriſto.

„Der Nächſte der Beſte.“

„Sie ſpricht nur Romaiſch.“

„Dann iſt es etwas Anderes.“

„Aber wir werden ſie wenigſtens ſehen," fragte Beauchamp, „oder beſitzen Sie auch Eunuchen, da Sie bereits einen Stummen haben?„

„Meiner Treue! nein," erwiederte Monte Chriſto, „ich treibe den Orientalismus nicht ſo weit; Jedem von meiner Umgebung ſteht es frei, mich zu verlaſſen, und wer mich verläßt, bedarf weder mehr meiner, noch irgend einer andern Perſon, darum verläßt man mich vielleicht nicht." Man war längſt zum Deſſert und zu den Cigarren übergegangen.

„Mein Lieber," ſagte Debray aufſtehend, „es hat halb drei Uhr geſchlagen, Ihr Gaſt iſt entzückend, aber die Geſellſchaft mag ſo gut ſein, als ſie will, man verläßt ſie doch endlich . . . zuweilen einer ſchlechten zu Liebe: ich muß in mein Miniſterium zurückkehren. Ueber den Grafen ſpreche ich mit dem Miniſter, und wir erfahren ſicherlich, wer er iſt."

„Nehmen Sie ſich in Acht," entgegnete Morcerf: „die Schlauſten haben darauf Verzicht geleiſtet."

„Bah! wir haben drei Millionen für unſere Polizei; ſie ſind allerdings beinahe immer zum Voraus ausgegegeben, doch gleichviel, es bleiben immerhin fünfzigtauſend Franken, die man hierauf verwenden kann."

„Und wenn Sie wiſſen, wer er iſt, werden Sie es mir ſagen?"

„Ich verſpreche es Ihnen. Auf Wiederſehen, Albert. Meine Herren, Ihr Unterthänigſter!"

Und die Geſellſchaft verlaſſend, rief Debray ganz laut im Vorzimmer:

„Vorfahren!"

„Gut," ſagte Beauchamp zu Albert, „ich gehe nicht in die Kammer, aber ich habe meinen Leſern etwas Beſſeres zu bieten, als eine Rede von Danglars."

„Ich bitte Beauchamp," erwiederte Morcerf, „ich bitte, kein Wort hievon; berauben Sie mich nicht des Verdienſtes, ihn vorzuſtellen und zu erklären. Nicht wahr, er iſt intereſſant?"

„Er iſt noch mehr,“ ſprach Chateau-Renaud, „er iſt in der That einer der außerordentlichſten Menſchen, die ich in meinem Leben geſehen habe. Kommen Sie mit, Morrel?“

„Laſſen Sie mich nur meine Karte dem Herrn Grafen geben, der uns einen Beſuch zugeſagt hat: Rue Meslay, Nro. 14.“

„Seien Sie verſichert, daß ich dies zu thun nicht ermangeln werde,“ ſprach der Graf ſich verbeugend.

Hienach entfernte ſich Maximilian Morrel mit dem Baron von Chateau-Renaud und ließ Monte Chriſto mit Morcerf allein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte Christo

Bd.: 6-10

Stuttgart 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.27-km(9#2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718578-7